

**Peter Schallberger**

## **Subsistenz und Markt**

Bäuerliche Positionierungsleistungen

unter veränderten Handlungsbedingungen

Schriftenreihe Kultursoziologie Nr. 0796.3/  
Institut für Soziologie der Universität Bern

1996

ISBN 3-9522100-2-7

212 S.

*Abstract:* Die Arbeit zielt auf die wissenssoziologische Rekonstruktion der Kategorien, in denen junge Hoferben in der Schweiz die für sie relevanten Wirklichkeitsbereiche wahrnehmen und auslegen. Ihr subsistenzlogisches Denken, ihr primär-ökologisches Bewusstsein sowie die Motive ihrer Bindung an den elterlichen Hof verweisen auf ein kulturelles Deutungsmuster, das seinen Hintergrund im traditionellen Produktionsverhältnis der Familienwirtschaft hat. Im Anschluss an die Analyse bäuerlicher Weltauslegungsmuster werden auf der Grundlage von Fallrekonstruktionen fünf Typen junger Hoferben skizziert. Es zeigt sich, dass bäuerliche Positionierungsleistungen in den Sphären Markt, Natur, und Familie in hohem Mass durch das Subsistenz-Deutungsmuster strukturiert werden. Des Weiteren wird untersucht, ob und inwiefern die Persistenz dieses subsistenzlogischen Denkens Anpassungsleistungen an veränderte agrarpolitische Rahmenbedingungen – etwa den Abbau von Preis- und Abnahmegarantien oder die Einführung produktions-unabhängiger Direktzahlungen – entweder behindert oder begünstigt. Methodisch orientiert sich die Untersuchung an den Interpretationstechniken der objektiven Hermeneutik.

*Unveränderte PDF-Fassung der Broschur*

Die Bestellung der Broschur (Fr. 20.- exkl. Versand) unter  
[http://www.soz.unibe.ch/content/e6061/e8106/e8752/preview\\_html?lang=ger&manage\\_lang=ger](http://www.soz.unibe.ch/content/e6061/e8106/e8752/preview_html?lang=ger&manage_lang=ger)  
ist weiterhin möglich.



# Inhalt

1. EINLEITUNG	5
<b>TEIL I: GRUNDLEGUNGEN</b>	<b>9</b>
2. AUTONOMIEKONZEPTIONEN, DEUTUNGSMUSTER UND MOTIVE DER HOFBINDUNG	9
2.1 <i>Der Deutungsmusteransatz</i>	14
2.2 <i>Objektive Handlungs- und Strukturprobleme der Landwirtschaft</i>	17
2.2.1 Rechtliche und politisch-ökonomische Rahmenbedingungen	18
2.2.2 Landwirtschaft in der Moderne	21
2.2.2.1 Zum sozialwissenschaftlichen Konzept der Modernisierung	22
2.2.2.2 ‘Agrarmodernisierung’	24
2.3 <i>Familienwirtschaft</i>	25
2.3.1 Strukturmerkmale der bäuerlichen Familienwirtschaft	27
2.3.2 Das ‘Deutungsmuster Subsistenz’	30
2.4 <i>Motive der Hofbindung</i>	36
2.5 <i>Zusammenfassung: Über ‘aktive’ und ‘passive’ Hofbindung</i>	39
<b>TEIL II: GEORG UND SIMON - KONTRASTIERENDE FALLANALYSEN</b>	<b>44</b>
3. SIMON: DER (VERHINDERTE) AUTONOME	47
3.1 <i>Familiäre Konstellationen: Autonomie und Gemeinschaftsbindung</i>	49
3.2 <i>Autonomie als Entscheidungsfreiheit</i>	57
3.3 <i>Sozial-ökonomische Positionierung und ‘Deutungsmuster Subsistenz’</i>	63
3.3.1 Die Autarkie des Hofes und die Autarkie der Schweiz	67
3.3.2 Der Widersinn ökologischer Direktzahlungen	68
3.4 <i>Verschränkungen von Innen- und der Aussenpositionierung</i>	73
3.5 <i>Motive der Hofbindung</i>	75
4. GEORG: DER OFFENSIV-MODERNE, BÄUERLICHE UNTERNEHMER	77
4.1 <i>Familiäre Konstellationen: Autonomie versus Gemeinschaftsbindung</i>	79
4.2 <i>Der offensiv-moderne Typus bäuerlichen Unternehmertums</i>	82
4.3 <i>Georgs spontane Politische Ökonomie</i>	86
4.4 <i>Motive der Hofbindung</i>	90
4.4.1 Der Mischbetrieb	91
4.4.2 Viehzucht	95
<b>TEIL III: ZWISCHENERGEBNISSE</b>	<b>99</b>
5. KONTRASTIERUNGEN UND GENERALISIERUNGEN	99
5.1 <i>Zusammenfassung: Die Fälle Simon und Georg</i>	99
5.2 <i>Generalisierende Folgerungen</i>	104
5.2.1 Das Verhältnis von Familienwirtschaft und individueller Autonomie	104
5.2.2 Der offensive und der defensive Typus bäuerlichen Unternehmertums	106

<b>TEIL IV: REPLIKATIONEN UND SCHÄRFUNGEN</b>	<b>108</b>
6. ERNST: DER (AUSSENORIENTIERTE) NACHFOLGER	108
6.1 <i>Die aktuellen Anpassungsprobleme des Hofes</i>	109
6.2 <i>Zur Begründung der Vollerwerbsperspektive</i>	110
6.3 <i>Ernsts spontane Politische Ökonomie</i>	114
6.4 <i>Familiäre Konstellationen: Gemeinschaftsbindung und individuelle Autonomie</i>	116
6.5 <i>Der Fall Ernst: Fazit</i>	119
7. HANS: DER RÄUMLICH UND KULTURELL VERWURZELTE	121
7.1 <i>Das 'Gefühl der Sicherheit'</i>	122
7.2 <i>Familiäre Konstellationen: Der Berufsentscheid</i>	124
7.3 <i>Ökologie und Ästhetik</i>	126
7.4 <i>Hans' spontane Politische Ökonomie</i>	128
7.5 <i>Kulturelle Verwurzelung und 'spontane Soziologie der Moderne'</i>	133
7.6 <i>Hans: Fazit</i>	138
8. PETER: DER TRADITIONAL-OFFENSIVE BÄUERLICHE UNTERNEHMER	139
8.1 <i>Die Familie und die Bäume</i>	140
8.2 <i>Der 'rationale Habitus'</i>	142
8.3 <i>Traditionale, insbesondere primär-ökologische Motive der Hofbindung</i>	146
8.4 <i>Peters spontane Politische Ökonomie</i>	150
8.4.1 <i>Das traditional bäuerliche Arbeitsverständnis</i>	151
8.4.2 <i>Die traditional bäuerliche (Arbeits-)Wertlehre</i>	152
8.4.3 <i>Das 'Haus Schweiz' - und sein Zerfall</i>	153
8.5 <i>'Familiäre Konstellationen'</i>	156
8.5 <i>Der Fall Peter: Fazit</i>	158
<b>TEIL V: SYNTHESE</b>	<b>159</b>
9. FAMILIENWIRTSCHAFT UND BÄUERLICHES UNTERNEHMERTUM	159
9.1 <i>Habitusformationen und 'Deutungsmuster Subsistenz'</i>	162
9.1.1 <i>Das Problem bäuerlichen Unternehmertums</i>	165
9.1.2 <i>Über primäres und sekundäres ökologisches Bewusstsein</i>	173
9.1.3 <i>Die Bedeutung familiärer Konstellationen</i>	177
9.2 <i>'Autonomiekonzeptionen' auf dem Bauernhof - Ein Typologierungsversuch</i>	180
9.2.1 <i>Der Autonome</i>	183
9.2.2 <i>Der moderne Nachfolger</i>	184
9.2.3 <i>Der naturräumlich und kulturell Verwurzelte</i>	185
9.2.4 <i>Der traditional-offensive, bäuerliche Unternehmer</i>	186
9.2.5 <i>Der offensiv-moderne, bäuerliche Unternehmer</i>	187
<b>METHODISCHER ANHANG: FALLAUSWAHL UND STRUKTURGENERALISIERUNG</b>	<b>189</b>
<b>DANKSAGUNG</b>	<b>207</b>
<b>LITERATURVERZEICHNIS</b>	<b>209</b>

## 1. Einleitung

*Der wesentliche Reichtum der Welt besteht ja eben darin, dass der eigentümliche Anachronismus möglich ist, dass man von vergangenen Denkzentren aus auch die Gegenwartsfaktoren erfassen kann.*

Karl Mannheim (1925)<sup>1</sup>

Als in der Nacht vom 17. auf den 18. November 1995 eine Gruppe von Bauern die Coop-Verteilzentrale in Kriens (Luzern) belagerte, so dass die Auslieferung von Frischprodukten für mehrere Stunden blockiert war, stand auf einem ihrer Transparente zu lesen: „Wir wollen faire Preise“ und auf einem anderen: „Wir sind nicht länger die Sklaven der Grossverteiler“. In den vergangenen Jahrzehnten fanden bäuerliche Grossdemonstrationen meist vor dem Bundeshaus in Bern statt. So forderten etwa am 17. November 1961 rund 40'000 Bauern von den Bundesbehörden „mehr Gerechtigkeit“, konkret: „47 Rp.“ für die Milch (Moser 1994, 72).

Der *Siebte Bericht über die Lage der schweizerischen Landwirtschaft und die Agrarpolitik des Bundes* leitete im Januar 1992 eine tiefgreifende Umgestaltung der schweizerischen Agrarpolitik ein. Die beabsichtigte Deregulierung der Agrarmärkte - konkret: der Abbau staatlicher Preis- und Abnahmegarantien und die Einführung produktionsunabhängiger Direktzahlungen - beginnt, obwohl ihre präzise rechtliche Umsetzung noch aussteht, gegenwärtig zu greifen. Folgerichtig verändern sich mit der Neuordnung der Politik die Adressaten und die Schauplätze bäuerlicher Unmutsbekundungen. - Etwas freilich scheint sich über die Jahre hinweg kaum verändert zu haben: Wie eh und je fordern die Bauern - früher von den Bundesbehörden, heute von den vermeintlich marktmächtigen Grossverteilern - den *gerechten Preis*.

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Frage, in welchen Denkkategorien und aus welcher Bewusstseinslage heraus junge Bauern, die in absehbarer Zeit den elterlichen Hof übernehmen werden, die für ihr bäuerliches Dasein relevanten Handlungsfelder bemessen und ausleuchten und wie sie sich auf dem Hintergrund ihrer Deutungen praktisch in diesen Feldern positionieren. Meinen Ausführungen liegt die sozialtheoretische Überlegung zugrunde, dass man sich innerhalb der für das eigene Handeln relevanten Seinssphären nur dann bewegen kann, wenn man ein Bild von ihnen besitzt. Die Kategorien freilich, in denen sich junge Bauern ein Bild vom Markt, von ökologischen und von gemeinschaftlichen Zusammenhängen machen, in die ihr Dasein unausweichlich eingebunden ist, sind, gleich wie die habitualisierten Muster, nach denen sie die jeweils anstehenden Problemstellungen bewältigen, keineswegs beliebig. Ihre praktischen Positionierungsleistungen vollbringen junge Bauern nach der *bestimmten* und

---

<sup>1</sup>Siehe Mannheim (1970b, 335)

*geregelten* Vorlage bewährter, eingeschliffener und kollektiv geteilter Deutungs- und Handlungsmuster. Diese beziehen ihre steuernde Kraft daraus, dass sie auf die besonderen Struktur- und Handlungsprobleme bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens zugeschnitten sind oder es zumindest einmal waren.

In der Forderung nach gerechten Preisen kommt eine Moralisierung von Tauschprozessen zum Ausdruck, die ein wesentliches Stilmerkmal der bäuerlichen Auslegung ökonomischer Wirklichkeit bildet. Diesen Befund bestätigt auch die Auswertung der nichtstandardisierten Forschungsinterviews, die ich mit acht jungen Bauern durchgeführt habe und die die empirische Datenbasis der vorliegenden Arbeit abgeben. Nachdem die Bauern aufgrund der Neuordnung der Politik nunmehr real mit dem Markt konfrontiert sind, stellt sich die Frage, ob sich auf dem Hintergrund einer spontanen Politischen Ökonomie, in der der Markt als eine moralische Veranstaltung erscheint, unternehmerische Produktions- und Verwertungsstrategien entwickeln lassen, die der 'Realität des Marktes' gerecht werden. Allgemein muss gefragt werden, ob die hergebrachten Deutungs- und Handlungsmuster, die das bäuerliche Leben und Wirtschaften in der Vergangenheit erleichtert und es mit Sinn ausgestattet haben, auch unter den neuen Handlungsbedingungen erklärungskräftig bzw. erfolgstauglich bleiben.

Der Markt bildet nicht den einzigen Bezugsrahmen bäuerlichen Wirtschaftens. Generell impliziert dieses, indem es in natürliche Wachstums- und Regenerationsprozesse eingreift und von ihnen abhängig ist, eine praktische Stellungnahme gegenüber der Natur. Gleich wie die Konturen ihrer spontanen Politischen Ökonomie sind die Konturen des primär-ökologischen Bewusstseins der Bauern zu rekonstruieren. Unter der neuen Politik wird die Orientierung am Kriterium der Nachhaltigkeit, die m. E. ein wesentliches Moment der bäuerlichen Habitusformation bildet, ökonomisch verwertbar. Es ist zu klären, worin die bäuerliche Skepsis gegenüber der offiziellisierten Forderung nach 'mehr Ökologie' begründet ist, wenn sie nicht - wie gelegentlich unterstellt wird - aus einem mangelnden ökologischen Bewusstsein hervorgeht.

Bäuerliches Wirtschaften ist typischerweise familienhaft organisiert. Familienwirtschaftliche Strukturen bilden das dritte, wesentliche Relevanzfeld bäuerlichen Handelns. Die Produktionsform der Familienwirtschaft und die in ihr angelegten Handlungsmotive, die kulturellen Normen, Regeln und Erwartungen, die in der Bauernfamilie typischerweise gelten und die Mechanismen der Sozialisation und Inthronisation des Hoferben zum Hoferben, müssen, will man Aussagen über hergebrachte bäuerliche Deutungs- und Handlungsmuster (sowie ihre Angemessenheit an veränderte Struktur- und Handlungsbedingungen) machen, folglich auch ausgeleuchtet werden.

Pointiert ausformuliert lautet die Fragestellung der vorliegenden Arbeit: Welches Rüstzeug bringen junge Bauern mit, um den Problemstellungen bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens, die gegenwärtig eine veränderte Gestalt annehmen, praktisch zu begegnen? Durch welche hergebrachten und verfestigten, routinisierten und institutionalisierten Deutungs- und Handlungsmuster, durch welche (verborgenen) Motive und Handlungsorientierungen wird erstens ihre Positionierung in ökonomischen, ökologischen

und (familial-) gemeinschaftlichen Zusammenhängen bestimmt und inwieweit ist zweitens dieses Rüstzeug für die erfolgreiche Bewältigung der sich neu formierenden Problemstellungen noch tauglich? Mit anderen Worten: Können die hergebrachten, (latenten) 'Strategien' bäuerlicher Lebensbewältigung auch künftig einem erfolgsorientierten (ökonomischen) Handeln zugrundegelegt werden oder bedarf es objektiv der Entwicklung neuer? (Wäre zweiteres der Fall, müssten die sich hierbei ergebenden Komplikationen, die wesentlich von der Resistenz hergebrachter Deutungs- und Handlungsmuster herrühren, ebenfalls thematisch gemacht werden.)

Bei der Beantwortung dieser Frage gehe ich von Einzelfallanalysen aus. Dies erlaubt es mir, *typische* Identitäten und Differenzen in der Erbringung bäuerlicher Positionierungsleistungen zu bestimmen. Selbstverständlich nehmen nicht alle Bauern in gleicher Weise auf die hergebrachten Deutungs- und Handlungsmuster Zugriff, liegen der Bindung an das bäuerliche Dasein nicht überall die identischen Motive zugrunde und werden von jungen Bauern angesichts veränderter Problemstellungen nur bedingt identische Handlungsstrategien entwickelt. Es zeigt sich jedoch, dass die fallspezifischen und besonderen Formen individueller Positionierungsleistungen ihrerseits verallgemeinerbare Züge aufweisen. In der Schweiz gibt es mindestens fünf Typen junger Hoferben, die sich hinsichtlich ihrer individuellen Autonomiekonzeption, d.h. in der Art und Weise, wie sie innerhalb ökonomischer, ökologischer und familial-gemeinschaftlicher Handlungsfelder positioniert sind und Stellung beziehen, auf eine bestimmbare Weise unterscheiden.

Den modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmer erachte ich für den innovativsten der von mir - auf dem Wege der Fallrekonstruktion und der Strukturgeneralisierung - gebildeten Typen. Bei ihm liegt eine sinnvolle Verknüpfung traditional-bäuerlicher und modern-unternehmerischer Handlungsorientierungen vor, die ihn zum eigentlichen Typus mit Zukunft werden lassen. Meine Fragestellung kann deshalb wie folgt umformuliert werden: Welche hergebrachten und institutionalisierten Deutungs- und Handlungsmuster (verschiedener Dichte und Reichweite) müssen auf dem Feld der Landwirtschaft objektiv einer Revision oder Transformation unterzogen werden, damit sich ein junger Bauer als ein modern-offensiver, bäuerlicher Unternehmer formieren kann?

Die vorliegende Arbeit ist wie folgt gegliedert: In Teil I nehme ich ziemlich ausschweifend einige Grundlegungen vor. Zuerst erläutere ich kurz das soziologische Konzept der kulturellen Deutungsmuster, an dem sich meine theoretischen Ausführungen orientieren. Dann zeige ich, in welcher Weise sich die Problemstellungen bäuerlichen Wirtschaftens in der Schweiz durch die Neuordnung der Agrarpolitik verändert haben. Um einigen hergebrachten, traditional-bäuerlichen Mustern der Lebensbewältigung nachzuspüren, begeben mich anschliessend auf die Fährte der Historischen Familienforschung. In einem letzten Schritt ist der Raum möglicher Motive zu umreißen, die der individuellen Bindung an den Bauernhof zugrunde liegen können. Sie können sowohl 'modernen' als auch 'traditionalen' Ursprungs sein. Gleich wie die hergebrachten Handlungs- und Deutungsmuster bestimmen die Motive der Hofbindung wesentlich mit, wie

ein junger Bauern auf dem Markt, gegenüber der Natur und innerhalb familial-gemeinschaftlicher Strukturen positioniert ist und Stellung bezieht.

In den Teilen II und IV stelle ich die Ergebnisse von fünf Einzelfallanalysen dar. Ich habe mich darum bemüht, möglichst nachvollziehbar wiederzugeben, wie ich auf Aussagen zur Struktur der einzelnen Fälle komme. Auf drei wesentliche Fragestellungen versuchen sie eine Antwort zu geben: Welche Motive liegen der individuellen Bindung an den Hof dominant zugrunde?, Aus welcher spontanen Politischen Ökonomie leitet sich der unternehmerische Gestus des jeweiligen Falles ab? und In welcher Form bestimmen die fallspezifischen, familialen Individuationsbedingungen die Art und Gestalt der individuellen Positionierungsleistungen mit?

Im eingeschobenen Zwischenteil (Teil III) werden erste Verallgemeinerungen erstens hinsichtlich der Frage bäuerlichen Unternehmertums und zweitens hinsichtlich der Bedeutung familiärer Konstellationen bei der Formierung des modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmers vorgenommen. Sie ergeben sich aus der Kontrastierung der in Teil II analysierten Fälle, die zueinander in einem Verhältnis des maximalen Kontrastes stehen.

Die wichtigsten Folgerungen, die sich aus den Einzelfallanalysen ergeben, werden in Teil V zusammengefasst. Auf einer allgemeinen Argumentationsebene (Abschnitt 9.1) lege ich dar, in welcher Weise die hergebrachten Deutungs- und Handlungsmuster sowie einzelne Motive der Hofbindung die künftige Erfolgswahrscheinlichkeit bäuerlichen Handelns beeinflussen. Ausserdem zeige ich, in welcher Richtung die Institution der Bauernfamilie einer Modernisierung bedarf, wenn ihre strukturellen Vorzüge bei der Bewältigung spezifisch agrarwirtschaftlicher Handlungsprobleme auch weiterhin genutzt werden sollen. Meinen allgemeinen Ausführungen schliesst sich eine - skizzenhaft gebliebene - Typologie von Hoferben in der Schweiz (Abschnitt 9.2) an.



## Teil I: Grundlegungen

### 2. Autonomiekonzeptionen, Deutungsmuster und Motive der Hofbindung

Es scheint, dass den Schweizer Bauern gegenwärtig wenig erspart bleibt. Da kämpfen sie über Jahre hinweg um eine gemeinsame Position, was die künftige Ausrichtung der Agrarpolitik betrifft - eingeschlossen die ungeliebten, produktionsunabhängigen Direktzahlungen<sup>1</sup> -, und mit einem Schlage ist alles vom Tisch, worauf sie sich nur mühsam einigen konnten.<sup>2</sup> Da fordern satte Konsumentinnen und Konsumenten, die 1992 noch genau 9,73% ihres Haushaltsbudgets für Nahrungsmittel (ohne Getränke) aufwenden mussten - 1990 waren es noch 10,63%, 1970 19,4%, 1960 26,5%<sup>3</sup> - tiefere Agrarpreise, weil insbesondere die Milch und das Fleisch schier unbezahlbar geworden seien. (Während ein Arbeiter 1960 genau 9 Minuten für einen Liter Milch und 163 Minuten für ein Kilogramm Schweinefleisch (ohne Knochen) arbeiten musste, waren es 1994 noch genau 4 bzw. 42 Minuten<sup>4</sup>). Da kämpfen Ökoaktivistinnen und Ökoaktivisten gegen Tierfabriken, während kaum wo auf der Welt die Tier- und Gewässerschutzvorschriften strenger sind als in der Schweiz, der durchschnittliche Vollerwerbsbetrieb gerade 15,2 Hektaren<sup>5</sup> gross ist und 1990 nicht mehr als 365 der insgesamt 62'804 übriggebliebenen Bauernbetriebe - 1965 waren es noch 162'414 - mehr als 70 Hektaren gross waren<sup>6</sup>. Da erklärt sich ein kleiner Splitterverband zum Sprachrohr der kleinen und mittleren Bauern der Schweiz, obschon die von ihm geforderte Extensivierung der Landwirtschaft zwangsläufig zu einer Vergrösserung der Bauernbetriebe oder zum Verlust der Vollerwerbsperspektive auf kleineren Bauernhöfen führen wird. Da betragen die Bundesaussgaben für Landwirtschaft und Ernährung gerade 8,8% des Gesamtbudgets, während für die Armee 18,9% der Bundesmittel aufgewendet werden<sup>7</sup>. Da wird mit dem Stimmzettel - in der Politik - eine Ökologisierung der Landwirtschaft gefordert, während in Geldstimmen - auf dem Markt - nach wie vor mehrheitlich konventionell hergestellte und kostengünstige Nahrungsmittel nachgefragt werden. Da ist viel

---

<sup>1</sup>In einer Befragung, die 1990 im Rahmen einer Nationalfondsstudie durchgeführt wurde, sprachen sich nur 34,4% von insgesamt 1568 befragten Zürcher Bauern für produktionsunabhängige Direktzahlungen aus. 29,6% lehnten sie ab, 29,1% gaben an, die Auswirkungen nicht beurteilen zu können und 6,9% fühlten sich zu wenig informiert. (Stucki/Weiss 1995, 59f.)

<sup>2</sup>Dies geschah am 12. März 1995, als in einer Volksabstimmung der neue „Verfassungsartikel über Landwirtschaft“ mit einem Neinstimmenanteil von 50,8% abgelehnt wurde. Der Verfassungsartikel war vom Bauernverband, den bürgerlichen Parteien und den wichtigsten Wirtschaftsverbänden unterstützt worden.

<sup>3</sup>Bundesamt für Statistik = BFS, Haushaltsrechnungen.

<sup>4</sup>Statistische Erhebungen und Schätzungen über Landwirtschaft und Ernährung 71 (1995) des Sekretariats des Schweizerischen Bauernverbandes = SBV 1995, 122.

<sup>5</sup>Nebenerwerbsbetriebe miteingeschlossen sind es noch 9,9 Hektaren. SBV 1995, 123.

<sup>6</sup>BFS, Eidg. Landwirtschaftszählungen.

<sup>7</sup>Eidg. Finanzdepartement = EFD, Staatsrechnungen, Mittel 1988/90.

von Ökologisierung die Rede, während nur wenige Konsumentinnen und Konsumenten bereit sind, ihre Kosten mitzutragen. Da wird man als Bauer als rückständig und konservativ dargestellt, während gleichzeitig eine idyllische Bauernkultur, die nichts mehr produziert, unter Heimatschutz gestellt werden soll.<sup>8</sup> Da propagieren Grossverteiler glückliche Biobauern, während auf den Grossbetrieben der Grossverteiler selbst munter und intensiv weiterproduziert wird und die Grossverteiler fleissig Industrieware importieren. Da geistern Visionen von einem Bioland Schweiz herum,<sup>9</sup> während kein Mensch mehr eine Ahnung davon hat, dass die Milch von der Kuh und nicht aus der Milchtüte kommt. Da werden agrarische Vermarktungsorganisationen angeklagt und gleichzeitig wird mehr Markt gefordert. Da geht das landwirtschaftliche Einkommen auf Berg- und Talbetrieben seit 1988 jährlich um 2,45% bzw. 4% zurück,<sup>10</sup> und immer noch heisst es, den Bauern gehe es zu gut. -

Zweifellos befindet sich die Schweizer Landwirtschaft gegenwärtig in einer Krise. Zu den gesellschaftlichen Akzeptanzproblemen kommen globalökonomische Umbrüche hinzu. Die angestrebte Liberalisierung des internationalen Wettbewerbs bedingt, dass auch die Schweiz ihre Bauern nicht länger durch dirigistische und protektionistische Massnahmen schützen darf. Mit der Annäherung an die EU und der Ratifizierung der GATT-Abkommen müssen neue agrarpolitische Instrumentarien entwickelt werden, die einerseits marktkonform, andererseits konform mit verfassungsmässig verankerten Zielen sind.<sup>11</sup> In der aktuellen agrarpolitischen Debatte steht der Abbau von Preis- und Abnahmegarantien zugunsten produktionsunabhängiger Direktzahlungen, gekoppelt an ökologische Auflagen, im Zentrum. Schlagwortartig ausgedrückt geht gegenwärtig der „Umbau von der bäuerlichen Kriegs- zur Marktwirtschaft“<sup>12</sup> vonstatten.

Die vorliegende Arbeit schaltet sich nur am Rand und indirekt in die aktuelle, agrarpolitische Debatte ein. In ihrem Zentrum steht die Frage, auf welche Weise junge Bauern, die den Hof ihrer Eltern dereinst übernehmen werden, auf einem wackelig gewordenen Terrain Tritt zu fassen versuchen. Auf welchen Motiven beruht ihre Bindung an den elterlichen Hof, welche Erwartungen und Hoffnungen liegen ihr zugrunde, welche ökonomische Ausrichtung beabsichtigen sie ihrem bäuerlichen Dasein zu geben, und auf welche kulturell verankerten Normalitätsunterstellungen und Normalisierungsleistungen stützen sie sich bei der Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung der gegenwärtigen Krise ab? All diese Fragen fasse ich theoretisch zu einer einzigen zusammen:

---

<sup>8</sup>Die Neue Zürcher Zeitung titelte am 13. Januar 1995 unter Bezugnahme auf den neuen Verfassungsartikel: „Ein «Kulturartikel» für die Landwirtschaft?“

<sup>9</sup>Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz stellte ihre Abstimmungskampagne gegen die Agrarvorlagen vom 12. März unter den Slogan „Unser Ziel heisst: Bio-Land Schweiz“.

<sup>10</sup>Eidg. Forschungsanstalt für Agrarwirtschaft und Landtechnik, Tänikon = FAT, Erhebungsdaten 1993.

<sup>11</sup>Gemäss den Berechnungen des Nationalen Forschungsprogramms 28 (Aussenwirtschaft und Entwicklungspolitik) haben die Ratifizierung der GATT-Abkommen bzw. ein möglicher Beitritt zur Europäischen Union tiefgreifende monetäre Folgen auf die verschiedenen Marktteilnehmer. Eigentliche Verlierer ist die Landwirtschaft mit Geldwerteinbussen von 1050 Mio. Franken unter dem GATT-Szenario und 3430 Mio. Franken unter dem Szenario EU. Gewinner sind die Konsumentinnen und Konsumenten mit Geldwertgewinnen von 1200 Mio. bzw. 4200 Mio. Franken. (Synthesebericht 14, NFP 28, Bern 1994)

<sup>12</sup>Sonntagszeitung vom 8. Oktober 1995

Welche Konzeptionen individueller Autonomie werden gegenwärtig von jungen Bauern entworfen, und wie steht es um ihre Verwirklichungsbedingungen und Verwirklichungschancen? Die Realisierung eines individuellen Autonomieentwurfs besteht im wesentlichen in einer Positionierungsleistung. Sie bezieht sich sowohl auf innerfamiliäre und innerbäuerliche als auch auf gesellschaftliche und ökonomische Struktur- und Problemzusammenhänge. Autonomes Handeln impliziert, dass es sich auf gegebene Verhältnisse einlässt und ausrichtet, sie diskursiv und praktisch durchdringt und problembezogene Entscheidungen hervorbringt.

Das bäuerliche Leben ist in die verschiedensten, handlungsstrukturierenden Kontexte eingebunden. Sie ermöglichen und restringieren es zugleich:

*Erstens:* Bauern sind Bearbeiter von Natur. Um erfolgreich zu sein, haben sie klimatische und naturräumliche Gegebenheiten, natürliche Wachstumsrhythmen und die Beschaffenheit des Bodens in ihr wirtschaftliches Entscheidungskalkül miteinzubeziehen.

*Zweitens:* Bauern sind Teil einer primären Gemeinschaft. Die Bauernfamilie ist Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zugleich. Sie bindet all ihre Mitglieder in eine langfristige und intergenerationelle Perspektive ein und hat eigene Gesetze.

*Drittens:* Bauern sind Produzenten von Nahrungsmitteln. Mit dem Zerfall der traditionellen Einheit von Produktion und Konsum werden sie zu Produzenten von Tauschwerten und haben ihre ökonomische Praxis auf die Gesetze des Marktes abzustimmen.

*Viertens:* Bauern stellen Kollektivgüter bereit und tragen mit ihrer blossen Existenz zur gesellschaftlichen Wohlfahrt bei. Sie besiedeln dezentrale Regionen, verhindern natürliche Erosionsprozesse in Erholungsgebieten, bewahren als schützenswert anerkannte Kulturgüter vor dem Zerfall, dokumentieren die identitätsstiftende Kraft nationaler Mythen, fungieren als Projektionsfläche für antimodernistische Natur- und Kulturstilisierungen und bieten sich als Stigmatisierungsobjekte im gesellschaftlichen Verteilungskampf an.

Die bäuerlichen Stellungsbezüge und Positionierungsleistungen, die ich untersuche, beziehen sich auf ökologische, primärgemeinschaftlich-familiale, kulturelle und gemeinschaftlich-gesellschaftliche Strukturzusammenhänge zugleich. Auf sie stellt sich autonomes Handeln ab, durch sie wird es in seinen Realisierungsbedingungen und Realisierungschancen konditioniert, aus ihnen geht es hervor. Damit ist bereits geklärt, dass ich unter 'bäuerlichen Stellungsbezügen' nicht bloss Meinungsäußerungen und Willensbekundungen in der aktuellen, agrarpolitischen Debatte verstehe. Ich überlasse dieses Feld den Meinungsforschern und will meinerseits die praktischen Formen der (Selbst-)Positionierung in einer ökonomisch und sinn-strukturierten Welt untersuchen. Ebenfalls ist geklärt, dass sich individuelle Autonomiekonzeptionen weder psychologisch noch ökonomistisch-verhaltenstheoretisch erklären lassen. Sie gehen weder aus individualpsychischen Gegebenheiten noch aus individuellen Präferenzordnungen hervor. Es handelt sich bei individuellen Autonomiekonzeptionen in einem doppelten Sinne um soziale Tatsachen: Autonomes Handeln realisiert sich in vorstrukturierten Räu-

men. Gleichzeitig sind die Praktiken der Wahrnehmung, der Deutung und der Bewältigung von Handlungsproblemen, die sich in diesen Räumen stellen, hochgradig strukturiert. Es ist mitunter nicht zufällig und beliebig, wie ein Bauer die Gesetze des Marktes deutet, was er unter Ökologie versteht und mit welchen Bedeutungen für ihn Hof und Familie konnotiert sind. Bei einer soziologischen Analyse individuellen Handelns muss am Anfang die Frage stehen, auf welche Weise sich ein Handelnder die Wirklichkeit, in die er eingreift, zurechtlegt, welche Gesetze sie *für ihn* hat. Selbstverständlich stützt er sich hierbei auf vorgefertigte, bewährte und eingeschliffene Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster ab. Bei den „Konstruktionen erster Ordnung der Akteure“ handelt es sich nicht einfach um „die *subjektiven* (Hervorhebung: P.S.) Modelle und Vorstellungen über ihre Situation“ (Esser 1993, 94), wie es uns neuerdings besonders schlaue Rational-Choice-Theoretiker glauben machen wollen<sup>13</sup>. Konstruktionen erster Ordnung stützen sich auf kollektive „Zivilisationsmuster des Gruppenlebens“ (Schütz 1972, 54) ab.

Bei der Rekonstruktion dieser „Zivilisationsmuster des Gruppenlebens“ richte ich ein besonderes Augenmerk auf feldspezifische kulturelle Deutungsmuster, sowie auf kollektive Inkorporierungsformen feldspezifischer Praxis, die sich unter den Terminus der Habitusformation bringen lassen. Unter kulturellen Deutungsmustern sind kollektive und in sich konsistente Muster der Wahrnehmung und Auslegung von Wirklichkeit zu verstehen. Sie beziehen sich auf räumlich und zeitlich konkrete Struktur- und Handlungsprobleme und sind auf ihre erfolgreiche Durchdringung und Bewältigung ausgerichtet. Als „Weltinterpretationen mit ‘generativem Status’“ (Honegger 1978, 21) erzeugen sie spezifische Formen und Stile des Denkens und Handelns. Mit ihnen gehen typische Unterstellungen von Normalität und spezifische Formen der Bewältigung von Krisen und Brüchen einher. Kulturelle Deutungsmuster können sich gegenüber ihrem zeitlichen und räumlichen Entstehungskontext verselbständigen und ihre Wirkung in Kontexten entfalten, wo ihre handlungs- und deutungssteuernde Kraft angesichts neuer Probleme an Grenzen stößt.

Auf die gegenwärtige Krise reagieren die Bauern ‘falsch’ und ‘richtig’ zugleich. Ihr Denken und Handeln stützt sich auf strukturierte Formen der Wirklichkeitsauslegung ab, die ihren Ursprung in jenem Deutungsmuster haben, das ich ‘*Deutungsmuster Subsistenz*’ nenne. Aus ihm gehen kohärente Deutungen des Ökonomischen, spezifische Formen des Verhaltens gegenüber dem Markt - tendenziell seine Marginalisierung -, ein eigensinniges ökologisches Bewusstsein sowie eigentümliche Konnotationen von Hof und Familie hervor. Diese Deutungen, so meine These, erweisen sich als überholt und werden bei der Herstellung einer gesicherten Zukunft zur Fessel. Der Entstehungskontext des ‘Deutungsmusters Subsistenz’ liegt in einer Zeit, in der bäuerliches Wirtschaften dominant auf ein materiales Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsum ausgerichtet war. Das ‘Deutungsmuster Subsistenz’ ist an die bäuerliche Lebens- und Produktionsform der Familienwirtschaft gebunden.

Es lassen sich zwei zentrale Gründe angeben, weshalb das ‘Deutungsmuster Subsistenz’

---

<sup>13</sup>Zur ‘Theorie des Rationalen Verhaltens’ bzw. Hartmut Essers ‘Soziologie’ vgl. Schallberger (1993a).

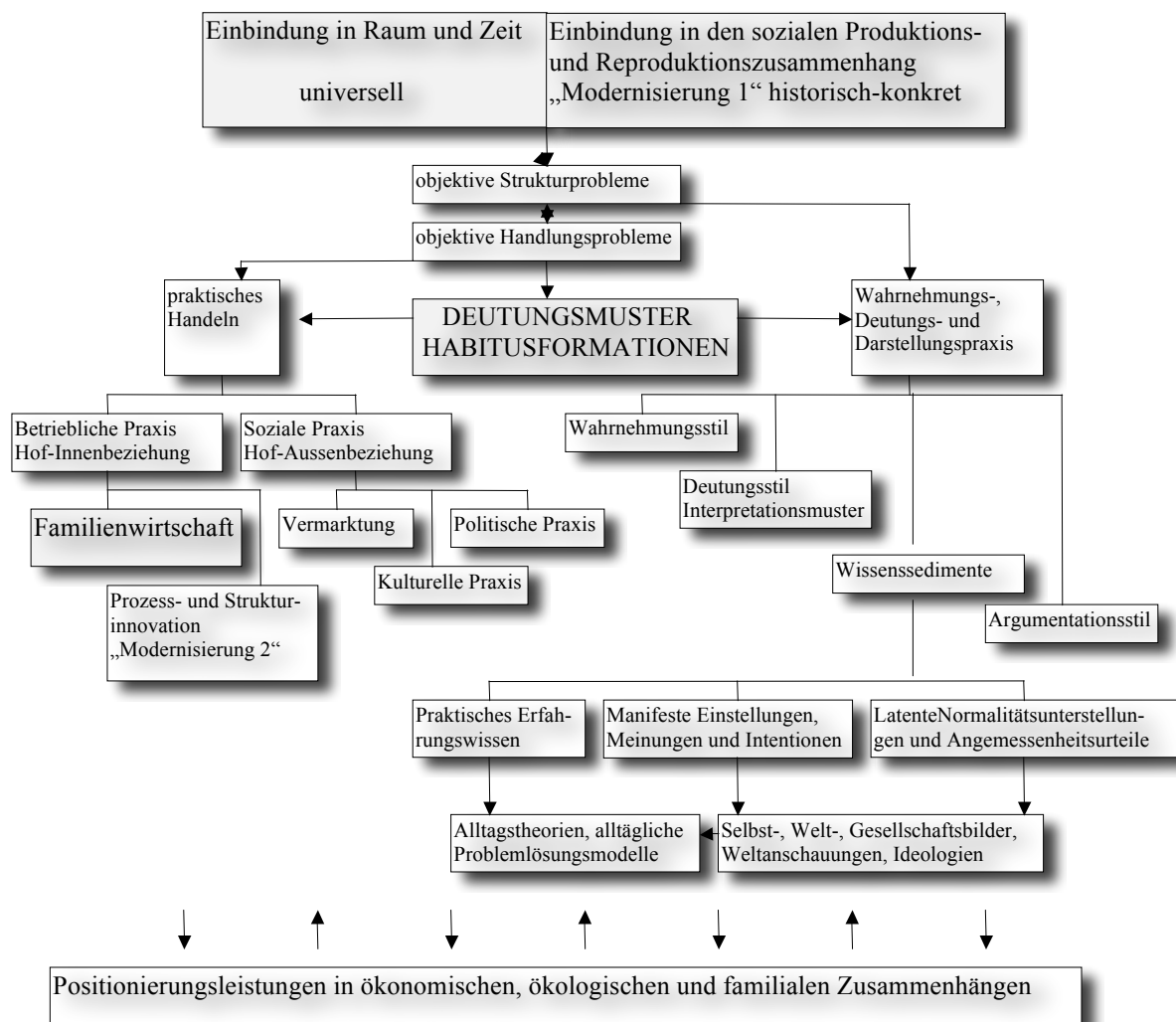
stanz' über seinen historischen Entstehungskontext hinaus seine handlungs- und deutungsstrukturierende Kraft nicht eingebüsst hat. *Erstens* ist der Agrarsektor in einem zwiespältigen Sinne am gesellschaftlichen Prozess der Modernisierung beteiligt. Auf der Ebene der Effektivierung von Naturbeherrschung trägt er ihn wesentlich mit, auf der Ebene der Arbeitsorganisation und Arbeitsbewältigung bleibt er, zumindest in der Schweiz, an die traditionale Produktionsform der Familienwirtschaft gebunden. Die wichtigsten Erfahrungsressourcen des 'Deutungsmusters Subsistenz' werden dadurch beständig regeneriert. *Zweitens* war die schweizerische Agrarpolitik bis anhin nicht nur darauf ausgerichtet, bäuerlich-familienwirtschaftliche Produktionsstrukturen zu schützen, mit ihr ging direkt auch der Schutz traditional-ökonomischer Handlungsmotive einher. Aus dieser Konstellation heraus haben Schweizer Bauern unter anderem ein eigenwilliges, unternehmerisches Selbstverständnis entwickelt, das hinsichtlich der Rationalisierung innerbetrieblicher Abläufe offensiv, hinsichtlich der Verwertung von Werten - d.h. der Orientierung des Handelns auf den Markt hin - defensiv ist. Diese eigensinnige Form bäuerlichen Unternehmertums besitzt ihren Ursprung grösstenteils darin, dass die Bauern dank politischer Interventionismen bis anhin mit dem Markt de facto nichts zu schaffen hatten. Es wird präzise zu rekonstruieren sein, weshalb Bauern gegenwärtig die Befürchtung äussern, wegen den produktionsunabhängigen Direktzahlungen des Bundes in Zukunft nicht mehr *selbständige Unternehmer* zu sein.<sup>14</sup>

In den folgenden Kapiteln versuche ich, die Konturen des 'Deutungsmusters Subsistenz', insbesondere die ihm entstammenden ökonomischen Motive, aus seinem historischen und familienwirtschaftlichen Kontext heraus zu bestimmen. Ausserdem ist die ökonomisch-politische Problemkonstellation, die sich den Bauern gegenwärtig als eine Krise darstellt, kurz zu umreissen. Im Anschluss daran kann gefragt werden, inwiefern die wesentlichen Deutungs- und Handlungsmotive, die im 'Deutungsmuster Subsistenz' enthalten sind, dazu geeignet sind, eine der gegenwärtigen Situation angepasste bäuerliche Praxis, bzw. realitätstaugliche Autonomiekonzeptionen zu stützen.

Meinen sich sozialtheoretisch am Deutungsmusteransatz orientierenden Ausführungen liegt Schema 1 zugrunde.

---

<sup>14</sup>Zu Tanner (1994) und Moser (1995) ist folgendes zu bemerken: Erstens ist der „Bauer als selbständiger Unternehmer“ nicht Ideologie oder das Ergebnis ideologischer Propaganda. Das Feld der Landwirtschaft besitzt eine eigene Ratio, die 'Modernisierung' nicht ausschliesst (was Historikern eigentlich bekannt sein müsste). Zweitens wäre noch einmal zu prüfen, ob die wirtschaftspolitische Stossrichtung des Bauernverbandes, der die Ideologie des „Bauern als selbständigem Unternehmer“, bzw. ihn selbst, mit bürgerlicher Beihilfe zu Beginn des Jahrhunderts angeblich erfunden haben soll, sich tatsächlich in einem Zuge wie folgt umreissen lässt (Tanner 1994, 5): „(Sie) setzte in der Folge ganz auf die Option der Rentabilitätssteigerung durch betriebliche Modernisierung *und Anpassung der Produktion an den Markt* (Hervorhebung, P.S.) sowie auf staatliche Schutz- und Förderungsmassnahmen“.



**Schema 1: bäuerliche Lebenspraxis**

## 2.1 Der Deutungsmusteransatz

Schema 1 nimmt auf die folgenden drei Hauptüberlegungen des Deutungsmusteransatzes Bezug: (1) Deutungsmuster beziehen sich auf historisch und räumlich konkrete, objektive Struktur- und Handlungsprobleme, (2) ihre handlungs- und deutungsgenerierende Wirkung kann ihren räumlichen und historischen Entstehungskontext überschreiten, (3) sie bilden eine konsistente, eigenständige Strukturebene sozialer Wirklichkeit, von der die durch sie generierten, partikularen und individuellen Wahrnehmungs- und Deutungspraktiken strikt zu trennen sind.<sup>15</sup>

<sup>15</sup>Einen Überblick über den Deutungsmusteransatz bieten Dewe/Ferchhoff (1984), Matthiesen (1989; 1992; 1994), Meuser/Sackmann (1992) und Honegger (1978).

(1) Der Deutungsmusteransatz geht von der sozialtheoretischen Überzeugung aus, dass es eine „eigenständige Strukturebene kultureller Objektivationen, innerhalb deren sich Arbeits- und Lebensdeutungen entfalten“, gibt (Matthiesen 1994,78). Die wahrnehmungs- und deutungsstrukturierende Ebene kultureller Deutungsmuster bildet eine eigenständige Dimension sozialer Wirklichkeit, die in sich hochgradig konsistent und weitgehend geschlossen ist. Sie bestimmt, welche partikularen Formen der Wahrnehmung und Interpretation zulässig und miteinander vereinbar sind. Es existiert keine Beliebigkeit hinsichtlich der inhaltlichen und formalen Struktur sowie der Kombinierbarkeit verschiedener Deutungselemente zu einem umfassenden System der Seinsauslegung. Dabei wird unterstellt, dass die Konstitution von Wirklichkeit auf einer interpretatorischen Leistung beruht. Sie kann nur qua Rückgriff auf kulturell verankerte Regeln und Auslegungsschemata erbracht werden.<sup>16</sup>

Honegger (1978, 21) bezeichnet kulturelle Deutungsmuster als „Weltinterpretationen mit ‘generativem Status’“. Damit ist gemeint, dass auf der Strukturebene kultureller Sinnsysteme allgemeine, verdichtete und konsistente Muster der Seinsauslegung angesiedelt sind, die die partikularen und individuellen Handlungs- und Deutungspraktiken durchgängig strukturieren. Aus ihnen gehen spezifische Formen der Wahrnehmung und Deutung, sowie der praktischen Bewältigung realer Problemstellungen hervor. Sie sind sowohl bezüglich ihres Inhalts, als auch bezüglich ihres Stils eindeutig rekonstruierbar und auf ihren generativen Ursprung zurückführbar.

Indem kulturelle Deutungsmuster auf einer eigenständigen Ebene sozialer Wirklichkeit angesiedelt sind, besitzen sie partiell eine eigene Geschichte.<sup>17</sup> Das heisst jedoch nicht, dass sie nicht gleichzeitig und dennoch auf einen materialen Ursprung verweisen. Kulturelle Deutungsmuster liefern qua Generierung bestimmter Wahrnehmungs- und Deutungspraktiken Antworten auf allgemeine und objektive Struktur- und Handlungsprobleme, die sich innerhalb ihres sowohl feld- als auch zeitspezifischen Entstehungskontextes bewährt und als realitätstauglich erwiesen haben. Bei ihrer Rekonstruktion muss also vorab geklärt werden, auf welche objektiven Struktur- und Handlungsprobleme sie eine Antwort bereithielten und bereithalten. Auch wenn sie sich gegenüber ihrem ursprünglichen Entstehungskontext verselbständigen haben, bleiben sie auf lokal und historisch konkrete Handlungsprobleme zugeschnitten.<sup>18</sup>

---

<sup>16</sup>Vgl. Honegger (1978, 25): „Das ist zunächst nur eine Umschreibung des folgenden Gemeinplatzes: Menschen treten nie unvoreingenommen an Probleme heran, sie sind vielmehr immer bereits ausgerüstet mit Interpretationsvorlagen, die tradierten Mustern, Typisierungen und Lösungsroutinen entstammen. Die Vermittlung zwischen dem objektiven und dem subjektiven Konstitutionsprozess geschieht durch Tradierung der kulturellen Muster ebenso wie durch deren Aktualisierung, Veränderung oder Umgestaltung im sozialen Handeln.“

<sup>17</sup>In der *Deutschen Ideologie* steht geschrieben (MEW 3, 1969, 26f.): „Die Moral, Religion, Metaphysik und sonstige Ideologie und die ihnen entsprechenden Bewusstseinsformen behalten hiermit nicht länger den Schein der Selbständigkeit. Sie haben keine Geschichte, sie haben keine Entwicklung (...)“. Dem würden wahrscheinlich auch DeutungsmustertheoretikerInnen zustimmen. Deutungsmuster kommen nicht von Gott, gehen nicht aus Parsons’ „letzten Dingen“ hervor. Dennoch sind sie relativ autonom, weil sie sich gegenüber den realen Verhältnissen, auf die sie zugeschnitten sind, verselbständigen können. In diesem Sinne haben sie eine Geschichte.

<sup>18</sup>Hierin unterscheiden sie sich gemäss Matthiesen (1994, 97) vom lebensweltlichen Hintergrundwissen: „Während implizite Wissensformen, denen insbesondere sozialphänomenologische Theorieentwürfe

Für das vorliegende Projekt bedeutet dies, dass die Elemente kultureller Deutungsmuster, die in den untersuchten und typisierten Autonomiekonzeptionen zum Ausdruck kommen, daraufhin befragt werden müssen, welchen historischen und feldspezifischen Problemkonstellationen sie entstammen, für welche sie praktische Auslegungs- und Bewältigungsmuster bereitstellen.

(2) Wie bereits ausgeführt, muss der Wirkungskontext eines kulturellen Deutungsmusters nicht unmittelbar seinem historischen Entstehungskontext entsprechen. Die soziale Wirklichkeit ist von Phänomenen der ‘Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen’ (Bloch) durchdrungen. Tendenziell werden neu auftauchende Probleme immer zuerst mit Hilfe tradierter Terminologien und Auslegungsmuster diskursiv und praktisch zu bewältigen versucht. Sie werden - in Anlehnung an die Terminologie Mannheims<sup>19</sup> - von je spezifischen ‘Strukturierungszentren’ her, nach je spezifischen ‘Strukturierungsprinzipien’ in je spezifische geistige ‘Strukturzusammenhänge’ eingebettet, wobei diese Einbettung strukturinterne Kompatibilitätsregeln nicht verletzen darf. Tradierte Deutungsmuster geben einen konsistenten Perzeptions- und Erklärungsraster vor, der sich gegenüber veränderten sozialen und ökonomischen Bedingungen als relativ starr erweist. Ihre Wirksamkeit in Vorstellungen, Argumentationen, Intentionen und Angemessenheitsurteilen kann sich in Kontexten entfalten, wo sich objektiv bereits neue Formen der Seinsauslegung und Problembewältigung aufdrängen und realisiert haben.<sup>20</sup>

Insbesondere in sozialen und ökonomischen Krisen- und Umbruchphasen geraten die von hergebrachten Deutungsmustern generierten Auslegungs- und Bewältigungspraktiken unter verstärkten Druck. Gleichzeitig bringen sich in ihnen die Starrheit und die Verselbständigungsfähigkeit kultureller Deutungsmuster am deutlichsten zum Ausdruck.

„Dann erst, plötzlich, in Situationen, in denen epochale Hintergrundüberzeugungen mehr oder weniger öffentlich ins irisierende Gerede kommen, wenn unproblematische Weltdeutungen sich an den Reibungs-

---

eine vieles entscheidende Rolle zuschreiben, gleichsam zeitlos ihre Rolle als nicht kritisierbare Basis von Selbst- und Weltdeutungen zugewiesen bekommen, sind Deutungsmuster immer schon auf Handlungsprobleme hin zugeschnittene Deutungen, die sich dann allerdings dagegen zu verselbständigen vermögen.“

<sup>19</sup>Das Konzept der kulturellen Deutungsmuster kommt Mannheims Konzept des „objektiv-geistigen und historisch-dynamischen Strukturzusammenhanges“ sehr nahe. Im Aufsatz *Das konservative Denken* schreibt Mannheim (1970a, 414f.): „Ein solcher *Strukturzusammenhang* ist eine besondere *Zusammengehörigkeit von seelischen und geistigen Gehalten*, eine *Zusammengehörigkeit*, die zwar keinen Augenblick unabhängig von ihren seelischen Trägern gedacht werden kann, schon deshalb nicht, weil sie durch der letzteren Schicksale und deren Spontaneität produziert, reproduziert und weitergebildet wird, die aber dennoch objektiv ist, weil das vereinzelte Individuum sie niemals allein schaffen kann (wächst es doch stets in irgendein Stadium ihres historischen Werdens hinein), und weil sie zeitlich dauerhafter ist, als irgendeiner ihrer vereinzelt Träger. (...) Nur für begrenzte zeitliche Querschnitte kann man *annäherungsweise* eine bestimmte Gestalt solch zusammengehöriger Gehalte und Erlebnisse aufweisen, denn der Strukturzusammenhang ist ein *dynamischer*, ein sich abwandelnder. Er ist aber nicht nur dynamisch, sondern zugleich auch historisch; denn eine jede spätere Etappe des Strukturwandels hängt mit der vorangehenden eng zusammen, sie wandelt *eben diese* vorangehende Strukturzusammengehörigkeit ab und ist nicht etwas sprunghaft gesetzt Neues.“

<sup>20</sup>Eine Modellstudie für die verspätete und verselbständigte Wirksamkeit eines kulturellen Deutungsmusters bildet Honegger (1978).



flächen neuer objektiver Strukturprobleme wundzuschauern beginnen, dann erst werden wir gewahr, welch hohes Strukturierungs- und Steuerungspotential ihnen in der Zeit der selbstverständlichen Geltung zugefallen sein muss.“ (Matthiesen 1994, 97)

Interessant wäre es, die verschiedenen Wandlungsprozesse historisch verfestigter Deutungsmuster am Untersuchungsmaterial nachzuzeichnen. Im Kontext der vorliegenden Arbeit kann dies nur punktuell und wenig systematisch geleistet werden. Unter anderem werde ich zeigen, dass sich in den spontanen Politischen Ökonomien junger Bauern, in denen sich das ‘Deutungsmuster Subsistenz’ strukturierend zum Ausdruck bringt, schwerwiegende Brüche abzeichnen, die offensichtlich durch „interne Innovation“<sup>21</sup> nicht mehr überbrückt werden können.

(3) Als wesentlich für den Deutungsmusteransatz erscheint mir, dass unter kulturellen Deutungsmustern eine generative Tiefenstruktur verstanden wird, aus der individuelle Vorstellungen, Meinungen und Intentionen erst hervorgehen und nicht ein Set von Meinungen und Intentionen selbst.<sup>22</sup> Dieser strukturellen Sphärendifferenz wird Schema 1 dadurch gerecht, dass das Deutungsmuster allen unmittelbar messbaren Formen der Problemdeutung und -bewältigung vorgelagert ist. Ausserdem wird aus dem Schema ersichtlich, dass sich ein analytischer Zugang zur Struktur kultureller Deutungsmuster einerseits qua Rekonstruktion der objektiven Struktur- und Handlungsprobleme, auf die es Antworten bereithält, andererseits qua Rekonstruktion der von ihm generierten Wahrnehmungs-, Deutungs- und Argumentationspraktiken erschliesst. Im folgenden werden die zentralen Problemkonstellationen, in die bäuerliches Handeln teils universell, teils aufgrund historischer Veränderungsprozesse eingebunden ist, systematisch zu erfassen versucht.

## 2.2 Objektive Handlungs- und Strukturprobleme der Landwirtschaft

Sowohl die betrieblich-technischen als auch die individualbiographischen Rationalisierungsprozesse bleiben im Agrarsektor an natürliche, nicht vollständig beherrschbare Strukturbedingungen gebunden. Hildenbrand et al. (1992, 25f.) unterscheiden zwei zentrale Besonderheiten des landwirtschaftlichen Produktionsprozesses:

*Erstens:* „die besondere Bedeutung des Zeitfaktors, angesichts der Tatsache, dass die Produktion auf biologischen Prozessen aufruht, auf natürlichen Rhythmen des Wachstums und Reifens“,

*Zweitens:* „die Abhängigkeit vom Naturraum: von Bodenqualität und Klima mit ihren Auswirkungen auf Anbauarten, von Ergebnis und Sicherheit der Ernte sowie vom Um-

---

<sup>21</sup>Honegger (1978) unterscheidet drei Typen von Veränderungen, an denen sich eine systematische Herangehensweise orientieren könnte: interne Innovation, kulturelle Diffusion und objektiv akkultorative Zwänge. In der vorliegenden Arbeit werden vor allem Veränderungen aufgrund objektiv akkulturativer Zwänge thematisiert.

<sup>22</sup>Analog dazu bildet der Habitus bei Bourdieu eine strukturierende und strukturierte Struktur, aus der bestimmte Handlungspraktiken, Lebensstil- und Life-style-Konfigurationen erst hervorgehen. In den *feinen Unterschieden* werden Habitusformationen im obigen Sinne und habitualisierte Verhaltensweisen indessen begrifflich ziemlich wirr durcheinandergemengt.

fang der von einer Arbeitskraft zu bewirtschaftenden Fläche“.

Wegen der universellen Raum-Zeit-Abhängigkeit bäuerlichen Handelns sind Eingriffen durch Kultivierung und technologisches Wissen *natürliche* Schranken gesetzt. Die Möglichkeiten der Arbeitsteilung und des Produktionsmitteleinsatzes sind teilweise strukturell konditioniert. Auf lange Sicht kann die Kontinuität der Wertschöpfung nur durch eine *nachhaltige Produktion*<sup>23</sup> sichergestellt werden.

Die Organisationsstruktur der *Familienwirtschaft* ist dieser besonderen Raum-Zeit-Abhängigkeit optimal angepasst: Sie ermöglicht einerseits einen flexiblen und effizienten Arbeitseinsatz, andererseits sichert sie den Erhalt der natürlichen Produktionsgrundlagen. Denn die Kontinuität der *Familientradition* setzt voraus, dass die regenerierbaren Ressourcen des Hofes langfristig erhalten bleiben. Die motivische Verschränkung von Hof- und Familienkontinuität bedingt also einerseits eine spezifische Organisationsform wirtschaftlichen Handelns, mit der auch eigenlogische Habitusbildungsprozesse einhergehen. Andererseits schreibt sie sich unmittelbar in den Kern bäuerlicher Deutungsmuster ein. Bauern besitzen ein *primäres ökologisches Bewusstsein*, das sie zu einem schonenden Umgang mit den natürlichen Existenzgrundlagen anhält. Dieses ökologische Bewusstsein verschränkt sich mit der bauernweltlichen Norm, dass der Hof wie selbstverständlich von einer Generation an die nächste übergeht. Familie und Natur befinden sich auf dem Hof strukturell in wechselseitigem Einklang: Natürliche Wachstumsprozesse sichern die Subsistenz der Familie, während das familienwirtschaftliche Produktionsverhältnis Raubbau an der Natur verhindert.

Von den Strukturproblemen, die sich aus der Raum-Zeit-Abhängigkeit ergeben, sind diejenigen abzugrenzen, die von der Einbindung in den gesamtgesellschaftlichen Reproduktionszusammenhang herrühren. Bei ihrer Analyse ist ein historischer Standpunkt einzunehmen. Erst das historische Verschwinden autarker Betriebsstrukturen bindet die bäuerliche Hausökonomie in eine marktgesteuerte Volkswirtschaft ein. Mein kurzer Abriss über die Stellung der Bauern im Modernisierungsprozess setzt da an, wo die Einbindung des Agrarsektors in den Markt ihren Höhepunkt erreicht - in der unmittelbaren Gegenwart. Ich umreisse die rechtlichen, politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen, an denen sich in der Schweiz eine erfolgreiche bäuerliche Praxis künftig orientieren muss.

## 2.2.1 Rechtliche und politisch-ökonomische Rahmenbedingungen

Im *Siebten Bericht über die Lage der schweizerischen Landwirtschaft und die Agrarpolitik des Bundes* aus dem Jahre 1992 kündigt sich eine Neuorientierung der Landwirtschaftspolitik in der Schweiz an. Die Darstellung der wichtigsten rechtlichen Rahmen-

---

<sup>23</sup>Der Begriff der 'Nachhaltigkeit' stammt ursprünglich aus der Forstwirtschaft. Er bezeichnet das Prinzip, dass nicht mehr Holz gefällt werden darf, als jeweils wieder nachwachsen kann. Neuerdings wird der Begriff „nachhaltige Produktion“ generell für Bewirtschaftungsformen verwendet, durch welche regenerbare Ressourcen langfristig erhalten bleiben.

bedingungen steht gegenwärtig vor der immensen Schwierigkeit, dass die vorgeschlagene Neuorientierung zwar absehbar, politisch aber noch nicht realisiert ist.

Importschutzbestimmungen sowie Preis- und Abnahmegarantien stellen zusammen mit den regionalen Ausgleichszahlungen die wesentlichen Instrumentarien der bisherigen Agrarpolitik dar. Dass der Agrarsektor in der Schweiz überhaupt unter staatlichem Schutz steht, hängt mit den verfassungsmässig verankerten Aufgaben zusammen, die er zu erbringen hat. Weil aufgrund agrarstruktureller und natürlicher Standortnachteile die Schweizer Landwirtschaft international nur bedingt konkurrenzfähig wäre, bzw. eine vollständige Deregulierung des Agrarsektors fundamentale Strukturveränderungen zur Folge hätte, könnten ohne staatliche Schutzmassnahmen diese Leistungen nicht erbracht werden.

Dass die bisherige Agrarpolitik im wesentlichen auf *Strukturerhaltung* ausgerichtet war, kommt im aktuell noch geltenden Wirtschaftsartikel der Bundesverfassung zum Ausdruck.<sup>24</sup> Es sind darin die folgenden Ziele formuliert: 1. die Erhaltung eines gesunden Bauernstandes, 2. die Erhaltung einer leistungsfähigen Landwirtschaft, 3. die Festigung des bäuerlichen Grundbesitzes, 4. der Schutz wirtschaftlich bedrohter Landesteile und 5. die Sicherstellung der Landesversorgung bei schweren Mangellagen.

Bei der Neuformulierung der Ziele im *Siebten Landwirtschaftsbericht* findet eine Gewichtsverschiebung statt:

„Gegenüber der Nahrungsmittelproduktion und der Versorgungssicherheit erhält die Pflege der Kulturlandschaft, aber auch die Vermeidung von Umweltbelastungen ein grösseres Gewicht.“(334)

Unter die Erhaltung und Pflege der Kulturlandschaft fällt insbesondere die Wahrung einer vielfältigen Besiedlungsstruktur und Besiedelungskultur: typische Landschaftsbilder, charakteristische Dorftypen und Baustile, regional unterschiedliche Fruchtfolgen und Nutzungsintensitäten stellen schützenswerte Kulturgüter dar, die den Erhalt einer bäuerlichen d.h. nicht-industriellen Landwirtschaft rechtfertigen und erforderlich machen.<sup>25</sup>

---

<sup>24</sup>Artikel 31 der Bundesverfassung, der sogenannte Wirtschaftsartikel, garantiert die Handels- und Gewerbefreiheit. Artikel 31bis, Absatz 3, legt die Ausnahmen fest: „Wenn das Gesamtinteresse es rechtfertigt, ist der Bund befugt, nötigenfalls in Abweichung von der Handels- und Gewerbefreiheit, Vorschriften zu erlassen.“ Agrarpolitische Steuerungsmassnahmen gehören nebst der Kontrolle von Kartellen zu den wichtigsten Ausnahmeregelungen. Dass die Ziele der Agrarpolitik im Wirtschaftsartikel festgelegt werden, soll sich demnächst ändern. Es ist zu erwarten, dass nach der Ablehnung des ersten Vorschlags für einen „Verfassungsartikel über Landwirtschaft“ am 12. März 1995 demnächst ein neuer Vorschlag ausgearbeitet sein wird.

<sup>25</sup>Wörtlich steht im Bericht zu lesen: „Die in einer Jahrhunderte alten Entwicklung aus dem natürlicherweise vorhandenen Wald entstandene differenzierte Kulturlandschaft mit Wiesen, Weiden, Aeckern und Wäldern ist gleichzeitig geprägt durch eine Besiedlungsstruktur mit bäuerlichen Wurzeln. Wenn auch inzwischen ein starker Wandel eingetreten ist, so ist doch der Einfluss der für Europa typischen Vielfalt der Besiedelungskultur mit verschiedenen Dorftypen und Einzelhofsiedlungen noch erkennbar und ein wertvolles Kulturgut geblieben. (...) Die Gestaltung der nichtüberbauten oder bewaldeten Flächen ist ein Ergebnis der landwirtschaftlichen Bewirtschaftung. Es sind die Wahl der Kulturen, die Anordnung der Parzellen und Felder sowie die Bäume, welche das Bild prägen. Typisch für die Schweiz ist die Vielfalt von regional unterschiedlichen Fruchtfolgen und Nutzungsintensitäten. (...) Als Ergebnis aller Einflussfaktoren resultieren so unterschiedliche Erscheinungsbilder wie beispielsweise Graswirtschaftsbetriebe mit Einzelhofsiedlungen in grosser Vielfalt, Weinbauegenden mit charakteristischen Dörfern, Obstbau-

Die Umformulierung der agrarpolitischen Ziele hängt zentral damit zusammen, dass die bisherigen Instrumente der Landwirtschaftspolitik aufgrund von Veränderungen in der internationalen Marktordnung, insbesondere der Annäherung der Schweiz an die EU und der Ratifizierung der GATT-Abkommen, nicht mehr angewendet werden können. In der Insistenz auf die Erhaltung und Pflege der Kulturlandschaft kommt nicht etwa eine idealisierende und rückwärtsgewandte Bauernromantik oder eine höhere ökologische Einsicht zum Ausdruck. In erster Linie wird dadurch der Kollektivgutcharakter produktionsunabhängiger Leistungen dezidiert herausgestrichen. Es werden die Bereiche definiert, in denen der Markt als ein wohlfahrtsstiftender Steuerungsmechanismus versagt. Weil die Veränderungen auf internationaler Ebene eine weitgehend markt- und freihandelskonforme Neugestaltung der Agrarpolitik erfordern, werden auf der Grundlage einer mit wohlfahrtstheoretischen Überlegungen kompatiblen Theorie des Marktversagens produktionsunabhängige Leistungen als Kollektivgüter definiert. Ihre Bereitstellung kann nicht via das Preissystem, sondern muss durch staatliche Transfers sichergestellt werden.<sup>26</sup> Die Beibehaltung staatlicher Stützungsmaßnahmen bei gleichzeitiger Ausrichtung des Agrarsektors auf den Markt wird implizit mit theoretischen Argumenten untermauert, die mit den wohlfahrtstheoretisch begründeten Liberalisierungsimperativen vereinbar sind.

Der *Siebte Landwirtschaftsbericht* führt vier zentrale Gründe für die Neuorientierung der Landwirtschaftspolitik an (286) : 1. eine weitgehende Sättigung der Märkte für landwirtschaftliche Produkte, 2. Veränderungen in der Werthaltung der Bevölkerung, 3. neue Anforderungen auf dem Gebiet der Ökologie und 4. Herausforderungen auf internationaler Ebene. Um insbesondere den Herausforderungen auf internationaler Ebene gerecht zu werden, sieht die neue Agrarpolitik als zentrales Steuerungsinstrument produktionsunabhängige Direktzahlungen vor. Mit ihnen werden die von der Landwirtschaft bereitgestellten Kollektivgüter entgolten. Unter sie fällt insbesondere die Leistung einer ökologischen Produktionsweise. Seit 1993 ist das Instrument der *Direktzahlungen für ökologische Leistungen* in Artikel 31b des Landwirtschaftsgesetzes verankert. Der Umstieg auf die Integrierte Produktion oder den biologischen Landbau wird durch finanzielle Anreize zu fördern versucht.<sup>27</sup>

---

gebiete geprägt durch Hochstammbäume oder Niederstammanlagen, schachbrettartig angeordnete Felder und Ackerbaugelände mit weiten Geländekammern, Juralandschaften mit Wiesen und Weiden sowie charakteristischen Häusern und Alpentäler mit gepflegten Wiesen und Weiden.“ (336f.) Der *Siebte Landwirtschaftsbericht* ist ein Meisterwerk an Systematik, Sprache und inhaltlicher Fülle. Passagen wie die obige drängen sich geradezu auf, objektiv-hermeneutisch analysiert zu werden. Ich kann das hier leider nicht tun.

<sup>26</sup>In der ökonomischen *Theorie der Marktversagen* werden Kollektivgüter durch zwei wesentliche Eigenschaften definiert: die Nicht-Ausschliessbarkeit vom und die Nicht-Rivalität beim Konsum. Weil auf ihren Konsum kein Preis erhoben werden kann, verhalten sich rational handelnde Menschen als Trittbrettfahrer. Es existieren deshalb keine privaten Anreize, sie anzubieten.

<sup>27</sup>Artikel 31b des Landwirtschaftsgesetzes scheint indessen bereits wieder überholt zu sein. Obwohl bis anhin noch keine gesetzlichen Regelungen vorliegen, ist zu erwarten, dass künftig nur noch Betriebe, die zumindest die Auflagen der Integrierten Produktion erfüllen, mit staatlichen Zuschüssen rechnen können. Im *Bericht 2002* soll gemäss *Sonntagszeitung* die folgende Formulierung enthalten sein: „Die Unterstützung von Betrieben, welche nach der Investition nicht mindestens die Voraussetzungen für die Integrierte Produktion (IP) erfüllen, lässt sich nicht mehr rechtfertigen“. (*Sonntagszeitung* vom 8. Oktober 1995) Die

Mit der Umorientierung der schweizerischen Agrarpolitik vollzieht sich real eine Einbindung des Agrarsektors in den Markt. Daraus ergeben sich für die Bauern in ökonomischer Hinsicht objektiv neue Erfolgsstrategien. Während unter den alten rechtlichen Rahmenbedingungen wirtschaftlicher Erfolg weitgehend von der Mehrung der Bruttoerträge abhängig war, ist er es unter den neuen nur noch bedingt. Es müssen vermehrt Anstrengungen unternommen werden, *erstens* die Produktion auf den Markt auszurichten, *zweitens* die hergestellten Produkte und Kollektivgüter zu vermarkten, *drittens* die Produktionskosten zu senken und *viertens* die Produktion so auszugestalten, dass produktionsunabhängige Direktzahlungen eingefordert werden können. Erfolgversprechend scheint gegenwärtig ein Bewirtschaftungskonzept zu sein, das eine betriebswirtschaftlich effiziente mit einer ökologischen Landbewirtschaftung verbindet.

### 2.2.2 Landwirtschaft in der Moderne

Die gegenwärtige Deregulierung der Agrarmärkte stellt in einer längerfristigen Perspektive bloss den Endpunkt eines historischen Veränderungsprozesses dar, in den der Agrarsektor auf eine besondere Weise eingebunden ist. Die Definition und Ausgestaltung agrarpolitischer Ziele und Instrumentarien sind selbst das Ergebnis dieses Veränderungsprozesses. Die Geschichte der schweizerischen Agrarpolitik beginnt in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts und wurde durch eine für die Landwirtschaft neuartige Krise initiiert. Diese hatte ihren Ursprung in einem durch billige Getreideimporte aus Übersee ausgelösten, allgemeinen Preiszerfall. Erstmals wurde der Agrarsektor von einer Krise eingeholt, die im eigentlichen Sinne 'global-ökonomischen' Ursprungs war. Moser (1994) zeichnet die Institutionalisierung und Entwicklung der schweizerischen Agrarpolitik detailliert nach und hält fest, dass „die Bauern gewissermassen die ersten (waren) die die charakteristischen Widersprüche aller modernen Gesellschaften unmittelbar erfahren haben“.<sup>28</sup> (Moser 1994, 394)

Ausgehend von einer kurzen Klärung des Modernisierungsbegriffs soll im folgenden

---

rechtliche Umsetzung dieser Einschätzung käme einer Ablösung des Anreiz- durch das Auflageninstrumentarium gleich. Sie war im Vorfeld der Abstimmungen vom 12. März 1995 von linker und grüner Seite gefordert worden. (Der *Bericht 2002* zur Agrarpolitik des Bundes erschien kurz vor Beendigung der vorliegenden Arbeit und konnte nicht mehr konsultiert werden. In der Grundausrichtung bringt er gegenüber dem *Siebten Landwirtschaftsbericht* keine wesentlichen Neuerungen.)

<sup>28</sup>Mosers Studie enthält unter anderem wichtige Daten zum Wandel der Agrarstruktur im 20. Jahrhundert. Die Entwicklung der Agrarproduktion in der Schweiz ist statistisch bestens dokumentiert. Aktuellste Daten sind dem jährlich erscheinenden Heft *Statistische Erhebungen und Schätzungen über Landwirtschaft und Ernährung*, das von der Abteilung Statistik des Schweizerischen Bauernverbandes herausgegeben wird, zu entnehmen. Diese Daten werden in den bis dato sieben *Landwirtschaftsberichten des Bundes* aufgegriffen und kommentiert. Als langjähriger Chefstatistiker des Bauernverbandes hat Hans Brugger mehrere Bände kommentierter statistischer Daten herausgegeben, die den Zeitraum des 19. und 20. Jahrhunderts abdecken. (Brugger 1956; 1978; 1985; 1992) An dieser Stelle einen Abriss über die Agrargeschichte der Schweiz zu geben - etwas ähnliches machen Hildenbrand et al. (1992) in ihrer Modellstudie für Deutschland - brächte im Zusammenhang meiner Argumentation wenig. Ich verweise hierzu auf die schönen Übersichtsartikel zur Schweiz im sechsbändigen *Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*: insbesondere Körner (1993), Siegenthaler (1985) und Siegenthaler (1987) sowie auf Bergier (1990).

gezeigt werden, dass die Landwirtschaft in einem zwiespältigen Sinne in den Modernisierungsprozess eingebunden ist. Sie trägt ihn einerseits wesentlich mit, was im historischen Begriff der Agrarmodernisierung zum Ausdruck kommt. Andererseits können die Bauern, zumindest was ihren Bestand betrifft, als eigentliche Verlierer dieses Prozesses gelten. Von Bedeutung bei der Rekonstruktion individueller Autonomiekonzeptionen ist mein historischer Exkurs in dem Sinne, dass sich mit ihm relativ leicht die berüchtigte *cultural-lag*-Hypothese in der Agrarsoziologie kippen lässt.<sup>29</sup> Ich werde zeigen, dass die in ihr unterstellte Rückständigkeit bäuerlichen Handelns und Denken nicht auf verspäteter oder verpasster Modernisierung beruht. Primär geht sie auf die strukturellen Implikationen der Familienwirtschaft zurück, die aufgrund ihrer Leistungsfähigkeit auch in der Moderne Bestand hat. An sie ist das 'Deutungsmuster Subsistenz', das bäuerliche Positionierungsleistungen nach wie vor steuert, strukturell gekoppelt.

Welche Schwierigkeiten die Übernahme eines Landwirtschaftsbetriebes mit sich bringt, weshalb die Bauern in der Schweiz sich lange gegen ökologische Direktzahlungen zur Wehr setzten, aus welchen Motiven heraus junge Bauern den elterlichen Hof übernehmen und welche Typen bäuerlichen Unternehmertums sich gegenwärtig auffinden lassen - all diese Fragen lassen sich nur beantworten, wenn man sich die strukturellen Eigenheiten des Komplexes *Familienwirtschaft* und '*Deutungsmuster Subsistenz*' vergegenwärtigt.

### 2.2.2.1 Zum sozialwissenschaftlichen Konzept der Modernisierung

In Anlehnung an Parsons' AGIL-Schema haben Loo/Reijen (1992) das sozialwissenschaftliche Konzept der Modernisierung zu systematisieren versucht.<sup>30</sup> Die Beschäftigung mit dem Modernisierungsprozess hat in der Soziologie nicht nur Tradition. Modernisierung kann als ihr zentrales Thema in der Frühphase ihrer Entwicklung gelten. In historisch-evolutionistischen Modellen und idealtypologischen Kontrastierungen versuchten die frühen Soziologen zu beschreiben, wie die moderne Welt entstanden ist und wodurch sie sich von früheren Gesellschaftsformationen unterscheidet.

Loo/Reijen (1992) unterscheiden vier Dimensionen des Modernisierungsprozesses und verbinden sie mit Parsons' *General System of Action*:

(A) Auf der Ebene des *Verhaltensorganismus*, bzw. der Natur, lässt sich Modernisierung als ein Prozess der fortschreitenden *Domestizierung* begreifen. Domestizierung

<sup>29</sup>«Von einem grossen Teil der 'etablierten' Agrarsoziologie (...) wird in Anschluss an Ogburns 'cultural-lag'-Hypothese in erster Linie das *unangepasste Bewusstsein* der Bauern für die besonderen Entwicklungsprobleme der Landwirtschaft verantwortlich gemacht. Die Landwirtschaft bleibt danach rückständig, weil die Bauern an traditionellen Normen und Werten festhalten, die der industriell-kapitalistischen Realität nicht mehr angemessen sind.» (Pongratz 1987, 524)

<sup>30</sup>Der Zugriff aufs AGIL-Schema ist überraschend. In der Regel wird, wenn mit Parsons Modernisierung beschrieben wird, auf die Pattern Variables Bezug genommen. Diese fünf Gegensatzpaare möglicher Ausrichtungen kultureller Wertmuster (Affektivität - affektive Neutralität; Diffusität - Spezifität; Universalismus - Partikularismus; Zuschreibung - Leistung; Gemeinschaftsorientierung - Selbstorientierung) suggerieren von sich aus eine modernisierungstheoretische Lesart. Loo/Reijens Systematisierungsversuch anhand des AGIL-Schema halte ich nichts desto trotz für geglückt.

bezeichnet sowohl die Beherrschung der äusseren als auch der inneren Natur. Analytisch schliesst das Konzept sowohl technische Naturbeherrschung (z.B. Tierzucht und Pflanzenbau) als auch Sozialdisziplinierung mit ein.

(G) Auf der Ebene des *Persönlichkeitssystems* impliziert Modernisierung einen Prozess der *Individualisierung*. Durch die Loslösung aus gemeinschaftlichen Zusammenhängen und die Ausdifferenzierung verschiedener Handlungssphären nehmen traditionale Verbindlichkeiten ab, was die Chancen der Menschen erhöht, sich als autonome Subjekte zu formieren. Das autonome Subjekt verfügt über gesteigerte *Objektivierungskompetenzen* hinsichtlich seiner sozialen und physischen Umwelt. Die Emanzipation des Individuums bringt allerdings auch *Bürden der Freiheit* (Durkheim) mit sich. Es entsteht die unausweichliche Notwendigkeit, sich in der Welt zu positionieren. Autonomie impliziert den Zwang, Entscheidungen zu treffen.

(I) Auf der Ebene des *Sozialsystems* lässt sich Modernisierung als ein Prozess der *Differenzierung* begreifen. Die Einheit von Aktivitäten und Funktionsfeldern zerfällt, was zur Herausbildung verselbständigter Handlungssphären führt. Gesellschaftliche Interaktions- und Austauschprozesse sind vermehrt medial gesteuert. Insbesondere zerfällt die traditionale Einheit von Produktion und Konsum. Als Vermittlungsinstanz schaltet sich der Markt ein.

(L) Auf der Ebene der *Kultur* impliziert Modernisierung einen Prozess der *Rationalisierung*.

„Rationalisierung bedeutet Ordnen und Systematisieren der Wirklichkeit, um sie vorhersehbar und beherrschbar zu machen. Rationalisierung impliziert, dass unser Denken und Handeln immer mehr der Berechnung, Begründbarkeit und Beherrschung unterliegt.“ (Loo/Reijen 1992, 31)

Das Rationalisierungskonzept bezieht sich sowohl auf kognitive als auch auf praktische Komplexe. Es umschreibt sowohl die *Entzauberung der Welt* als auch die *rationale Organisation* individueller Lebensführung und kollektiven Handelns.

Das sozialwissenschaftliche Konzept der Modernisierung darf nicht dahingehend missverstanden werden, dass mit ihm ein gerichteter und linearer Entwicklungsprozess beschrieben wird. Modernisierung ist historisch und strukturell von Diskontinuitäten und Zäsuren durchzogen.

„Insbesondere die Unterstellung einer linearen Modernisierung, das heisst der Unterstellung eines linearen Rationalisierungsprozesses ist im *Bereich der Landwirtschaft* (Hervorhebung: P.S.) zu problematisieren.“ (Hildenbrand et al. 1992, 10)

### 2.2.2.2 ‘Agrarmodernisierung’

In einer historischen Langzeitbetrachtung haben die Bauern den Prozess der Modernisierung wesentlich mitgetragen. Selbstverständlich gilt dies auch für die Schweiz. Die Zeit zwischen 1750 und 1880 gilt historisch als die Epoche der *Agrarmodernisierung*. Der neueren historischen Literatur ist insbesondere zu entnehmen, dass sie primär ‘von unten’ gesteuert war.<sup>31</sup> Walter (1991) unterscheidet für die Schweiz zwei Hauptphasen der Agrarmodernisierung:

„In der ersten Phase wurden die Erträge mit technologischen Neuerungen (Kunstpflanzungen, Stallhaltung, systematischer Düngereinsatz) gesteigert. In der zweiten Phase ermöglichten die Aufhebung des Flurzwanges der Dreizegelwirtschaft und der damit zusammenhängende Bau von Flurwegnetzen eine Individualisierung des Ackerbaus.“ (Walter 1991, 178f.)

In ihrer exemplarischen Studie über *Die ‘Grosse Transformation’ in Büren und Konolfingen zwischen 1760 und 1880* gelangen Frey/Stampfli (1993) zu folgendem Schluss:

„Hinter dem landwirtschaftlichen Transformationsprozess den Geist des berühmten ‘homo oeconomicus’ zu vermuten, der die Fesseln kollektiver Nutzungsformen sprengte, um nun endlich seine Marktchancen wahrnehmen zu können, liegt zwar nahe, deckt sich aber nicht mit den Befunden aufgrund des Quellenmaterials: Es waren die Besitzer von kleinen und mittelgrossen Landstücken, welche sich für die Intensivierung der landwirtschaftlichen Nutzung stark machten. Ihr Handeln war nicht auf Maximierung des Profits, sondern angesichts der knapper werdenden Landressourcen infolge der wachsenden Bevölkerung auf die Sicherung der Existenz gerichtet.“ (Frey/Stampfli 1992, 193)

Eine ökonomisch innovative Grundhaltung gehört nicht erst seit der offiziellen Propagierung der Buchführung, der „wirtschaftlichen Fortschrittlichkeit“ und des „landwirtschaftlichen Unternehmertums“ in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu den wesentlichen Komponenten bäuerlicher Mentalität. Es ist fraglich, ob die Modernisierungsideologie, als deren Erfinder Ernst Laur, der erste Leiter des schweizerischen Bauernsekretariats gilt, tatsächlich den entscheidenden Einfluss auf die Modernisierungsbestrebungen der Bauern im 20. Jahrhundert hatte, der ihr gelegentlich zugeschrieben wird.<sup>32</sup> Das Selbstverständnis der Bauern, *selbständige Unternehmer* zu sein, scheint nicht bloss ideologischen und älteren Ursprungs zu sein. Das zeigt sich insbesondere darin, dass sich hinter dem *selbständigen Unternehmer*, der sich gegenwärtig in seiner Existenz durch produktionsunabhängige Direktzahlungen bedroht sieht, eher die Sozialfigur des *alteuropäischen Hausvaters* als diejenige des *modernen Unternehmers*, bzw. des *homo oeconomicus* verbirgt. Ich werde zeigen, dass Frey/Stampflis Befund,

<sup>31</sup>Für eine frühe Phase der Agrarmodernisierung belegt dies exemplarisch Ineichen (1992). Die erste neuzeitliche Einschlagbewegung fand ihren Höhepunkt an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. Ineichen kommt zum Schluss: „Die landwirtschaftlichen Verbesserungen, die im Kanton Luzern im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts zu erkennen sind, gingen eindeutig von den Bauern aus. (...) Eine Vorreiterrolle der (im Kanton Luzern seltenen) herrschaftlichen Güterbesitzer kann nicht festgestellt werden.“ (57)

<sup>32</sup>In Mosers (1994) Darstellung sowie in Christoph Iselis Film *Der Stand der Bauern*, der in Zusammenarbeit mit Moser entstanden ist, wird dieses Bild gewissermassen neu aufgelegt und zementiert. Das heisst allerdings nicht, dass Laur nicht tatsächlich mit aufklärerischem Gestus die Modernisierung der bäuerlichen Betriebsführung propagierte. Laur prägte den Satz: „Aus dem Bauer wird mit der Zeit ein landwirtschaftlicher Unternehmer.“



wonach den bäuerlichen Modernisierungsbestrebungen ein traditionales Subsistenz- und nicht ein modernes Gewinnmotiv zugrundeliegt, bis in die Gegenwart hinein gilt. In den spontanen Politischen Ökonomien junger Bauern, mit denen ein eigensinniges Unternehmertum einhergeht, weise ich zumindest Restspuren einer 'alteuropäischen Ökonomik'<sup>33</sup> nach. Sie hat ihren realen Ursprung im Produktionsverhältnis der Familienwirtschaft, das sich im modernen bäuerlichen Familienbetrieb nicht vollständig aufgelöst hat.

### 2.3 Familienwirtschaft

Der bäuerliche Familienbetrieb stellt in der Schweiz nach wie vor die Normalform agrarischer Produktion dar. Erklärungsversuche hierfür hätten die besonderen räumlichen und klimatischen Verhältnisse, Besonderheiten der agrarhistorischen und agrarstrukturellen Entwicklung, sowie die regional- und kulturpolitische Ausrichtung des Agrarprotektionismus in der Schweiz zu berücksichtigen.

Im Kontext der vorliegenden Arbeit sind die Faktoren, die den Erhalt familienbetrieblicher Strukturen begünstigt haben, von marginalem Interesse. Viel interessanter und instruktiver sind die Fragen, weshalb sich historisch in der Landwirtschaft generell die Organisationsstruktur des Familienbetriebs herausgebildet und durchgesetzt hat, und weshalb sie - in einem modernen Umfeld - tragfähig bleibt. Eine Antwort auf diese Fragen habe ich in Ansätzen bereits gegeben: die Struktur des Familienbetriebs steht in einem Passungsverhältnis zu strukturellen Handlungsproblemen, die für die Landwirtschaft typisch sind. Angesichts der organischen, klimatischen und saisonalen Kreisläufe, in die bäuerliches Handeln genuin eingebunden ist, ermöglicht sie flexible Muster des Arbeitseinsatzes und der Arbeitsteilung. Eine wesentliche Konsequenz der Familienwirtschaft besteht darin, dass sie den Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen sichert. Sie stellt gewissermassen eine primär-ökologische Lösung des Problems dar, dass primärwirtschaftliche Produktion einen unüberwindbaren Notwendigkeitscharakter besitzt. Indem die Familienperspektive individuelle Lebenszeiten transzendiert, verhindert sie Raubbau an der Natur.<sup>34</sup>

Die Familienwirtschaft weist nun ihrerseits strukturelevante Eigenheiten auf, zu denen das 'Deutungsmuster Subsistenz' in einem Verhältnis der Adäquatheit steht. Unter Einbezug einiger Ergebnisse der historischen Familienforschung gehe ich im folgenden von der Überlegung aus, dass auch auf einem modernen bäuerlichen Familienbetrieb einige Strukturmerkmale des '*Ganzen Hauses*' erhalten bleiben. Sie überdauern die aktuellen Anpassungsprozesse der Bauernfamilie an bürgerlich-urbane Familien-

---

<sup>33</sup>Die 'alteuropäische Ökonomik' bezeichnet die 'Theorie' des Wirtschaftens und des Wirtschaftlichen, die dem Produktions-, Lebens- und Herrschaftsverband des 'Ganzen Hauses' entspricht. Vgl. Brunner (1968).

<sup>34</sup>Selbstverständlich erklären die Konsequenzen eines Phänomens seine Entstehung nicht. Das heisst allerdings nicht, dass sie beim Versuch, ein Phänomen zu verstehen, bedeutungslos sind. Zum Problem 'funktionalen Erklärens' und einer neueren Debatte darüber, vgl. Schallberger (1993a).

verhältnisse und der landwirtschaftlichen Produktion an moderne Organisationsstrukturen. Das 'Deutungsmuster Subsistenz', das insbesondere eine geschlossene ökonomische Motivik generiert, entstammt zwar einem historischen Entstehungszusammenhang, in dem der bäuerliche Familienbetrieb dem Idealtypus des 'Ganzen Hauses' sehr nahe kommt. Sein Wirkungskontext reicht jedoch bis in die Gegenwart hinein.

In seinem zum Klassiker avancierten Aufsatz *Das 'Ganze Haus' und die alteuropäische 'Ökonomik'* äussert Otto Brunner (1968) - wenn auch am Rande - eine ähnliche Vermutung:

„Aber diese Ökonomik entspricht offenbar einer älteren *und noch heute* (Hervorhebung: P.S.) einer bäuerlichen Denkweise. Wenn der Bauern von seiner 'Wirtschaft' spricht, so meint er den Gesamtkomplex seiner haus- und landwirtschaftlichen Tätigkeit, den Oikos, der ohne die darin wohnenden Menschen, die Hausfrau, die mitarbeitenden Familienangehörigen, das Gesinde nicht denkbar ist. Dem lässt sich ein ebenfalls der ausserwissenschaftlichen Alltagssprache angehöriger Begriff der Wirtschaft entgegenstellen, der alle städtischen Wirtschaftszweige, Gewerbe und Industrie, Handel und Kreditwesen ein-, aber die Landwirtschaft ausschliesst. Hier stehen deutlich der ältere vom Haus und der jüngere vom Markt ausgehende Begriff der Wirtschaft einander gegenüber.“ (Brunner 1968, 106)

Brunner grenzt zwei verschiedene Konzeptionen des Wirtschaftsbegriffs voneinander ab. Er versucht zu zeigen, „dass wir der 'Ökonomik' nicht gerecht werden, wenn wir sie bloss mit der modernen Wirtschaftslehre konfrontieren. Man hat eben bis ins 18. Jahrhundert unter 'Wirtschaft' etwas anderes verstanden, als dies seither der Fall ist“. (Brunner 1968, 105f.) Brunner zeigt, dass die ältere Konzeption des Wirtschaftsbegriffs - die alteuropäische Ökonomik - an die Institution des 'Ganzen Hauses' gebunden ist und ihr entstammt. Während sich das Denken der modernen Nationalökonomie insgesamt als ein „Denken vom Markt her“ (Brunner 1968, 103) umschreiben lässt, handelt es sich - in Analogie dazu - bei der alteuropäischen Ökonomik um ein *Denken vom Hof her*.<sup>35</sup>

Um dieses *Denken vom Hof her* präziser in den Griff zu bekommen, müssen im folgenden die wesentlichen Strukturmerkmale der bäuerlichen Familienwirtschaft, die auf ihre historische Verwurzelung im 'Ganzen Haus' verweisen, aufgearbeitet werden. Denn das *Denken vom Hof her* bezieht sich untrennbar auf die Handlungs- und Strukturprobleme, die aus dem familienwirtschaftlichen Produktionsverhältnis erwachsen. Es bildet den Kern dessen, was ich bis anhin als 'Deutungsmuster Subsistenz' bezeichnet habe.

<sup>35</sup>Brunner (1968) verwendet die Formel *Denken vom Hof her* nicht. Mit ihr wird in der neueren Agrarsoziologie das Phänomen umschrieben, dass Bauern oder Arbeiterbauern, die nicht mehr von der Landwirtschaft leben, in ihrem Selbstverständnis nichts desto trotz Bauern bleiben. Der Hof ist auch dann noch das Zentrum des Denkens und Fühlens, wenn er längst nicht mehr die reale Existenzgrundlage abgibt. Bauer auf einem Hof zu sein, bedeutet mehr, als einen Beruf im Sinne eines Erwerbsberufs zu haben (vgl. Heinze (1979) und Hildenbrand et al. (1992)). Ich selbst verwende hier *Denken vom Hof her* anders als die neuere Agrarsoziologie: Es bildet den Kern des 'Deutungsmusters Subsistenz', aus dem eine konsistente Politische Ökonomie bzw. 'Ökonomik' hervorgeht.

### 2.3.1 Strukturmerkmale der bäuerlichen Familienwirtschaft

Systematisch können die Strukturmerkmale der bäuerlichen Familienwirtschaft wie folgt zusammengefasst werden<sup>36</sup>:

(1) Idealtypisch bildet die Bauernfamilie eine Einheit von Produktion, Erwerb, Arbeit, Konsum, Besitz, Verbrauch, Erziehung, Versorgung und Familienleben. Die Bauernfamilie ist keine ausschliessliche Institution des Familienlebens im modernen Sinne. Sie ist gleichzeitig eine Institution der Arbeitswelt: Arbeit ist familienhaft organisiert. Der Hof bildet ein kleinräumiges, dichtes und stabiles Netzwerk umfassender Sozialbeziehungen.

(2) Die Familienwirtschaft besitzt eine Affinität zu autoritären Formen der Machtausübung. Der Hof steht typischerweise unter der Hausherrschaft des Vaters. Insbesondere wegen des Residenzzwangs und der Nicht-Abwesenheit des Vaters erweist sie sich als relativ starr.

„Alle Abhängigkeitsverhältnisse im Haus sind auf den Hausherrn bezogen, der als der leitende Kopf aus ihnen überhaupt erst ein Ganzes schafft. Dazu befähigt ist eben nur der Mann, der nach Aristoteles allein alle dazu nötigen Tugenden besitzt. Das Haus (Oikos) ist also ein Ganzes, das auf der Ungleichartigkeit seiner Glieder beruht, die durch den leitenden Geist des Herrn zu einer Einheit zusammengefügt werden.“ (Brunner 1968, 112)

(3) Innerhalb der Familienwirtschaft nehmen die Kinder eine spezifische Stellung ein. Das Eltern-Kind-Verhältnis korrespondiert mit einem Arbeitsverhältnis. Soziologisch gesehen sind Kinder Gehilfen, Arbeitskräfte und Erben. Erziehung ist nicht kinder- sondern elternbezogen. Der Vater tritt als Lehrmeister auf, der das praktische Handlungswissen verwaltet und vermittelt. Es existiert auf dem Bauernhof keine eigenständige, aparte Kinderwelt des reinen Spiels.

„Das Kinderland der ländlichen Welt ist nichts anderes als ein dem Kinde zugänglicher (d.h. zugleich seiner Entwicklung angemessener) spezifischer Aspekt der ländlichen Arbeitswelt und der dieser Arbeitswelt zu- bzw. untergeordneten Häuslichkeit.“ (Linde 1979, 228)

Die Bauernfamilie ist nicht auf Reproduktionsarbeit spezialisiert. Das Aufziehen und die Erziehung von Kindern bilden einen integralen Bestandteil aller Arbeits- und Lebensprozesse.

(4) Die Stellung der Bäuerin innerhalb der Familienwirtschaft ist zwiespältig:

„Kaum eine andere Produktionsweise hat die Frau in solchem Masse in die Produktion einbezogen wie die bäuerliche Wirtschaft. Dass die bäuerliche Familie dennoch zutiefst patriarchalisch war, ist dem Umstand zuzuschreiben, dass die Arbeit der Bäuerin im eigentlichen Sinn 'unöffentlich' blieb, was zum einen aus der mangelnden Entfaltung lokaler politischer Öffentlichkeit in den bäuerlichen Gesellschaften

---

<sup>36</sup>Ich stütze mich auf Medick (1976;1982), Sieder (1987), Rosenbaum (1982), Linde (1979), Planck (1979) und Brunner (1968) ab.

West- und Mitteleuropas, zum anderen aber aus der massiven Begrenzung der Bäuerin auf den Bereich des Hauses und sein Umfeld sowie auf die nicht kommerzialisierten Arbeitsgänge zu erklären ist.“ (Sieder 1987, 38)

Charakteristisch für die Stellung der Bäuerin ist also der Widerspruch zwischen ihrer Machtstellung auf dem Hof und ihrer marginalen Stellung in der Öffentlichkeit. Auf dem Hof stellt sie die am flexibelsten einsetzbare Arbeitskraft dar. Ihre Zuständigkeit ist nicht auf den Kernbereich der Versorgung beschränkt. Sie verwaltet die Einkünfte und führt Buch, arbeitet sowohl im Haushalt als auch auf dem Feld und war in weiten Teilen Europas traditionellerweise für den gesamten Bereich der Viehwirtschaft zuständig.<sup>37</sup> Gemäss Sieder (1987) hat die Modernisierung der Landwirtschaft ihre Stellung auf dem Betrieb eher geschwächt als gestärkt.<sup>38</sup>

(5) Ihrer strukturellen Anlage nach ist die Familienwirtschaft auf Autarkie und Subsistenz ausgerichtet. Die aussenwirtschaftlichen Beziehungen der bäuerlichen Ökonomie ergänzen die Eigenbedarfsdeckung, ersetzen sie aber nicht. Subsistenzökonomie ist historisch gesehen keine Fiktion:

„Die bäuerliche Familie bildete in weiten Teilen West- und Mitteleuropas eine vorkapitalistische Subsistenzökonomie. In abgelegenen Regionen hielt sich eine fast autarke Bauernwirtschaft, die nur wenige Produkte zwischen Nachbarn tauschte und über den lokalen Markt bezog, bis ins 20. Jahrhundert.“ (Sieder 1987, 18)

(6) Ihre eigene Kontinuität hat die Familienwirtschaft qua Lösung des Generationenproblems, d.h. durch die Regelung sowohl des Generationenwechsels als auch der Problematik der einheiratenden Familienmitglieder, typischerweise der Schwiegertöchter, sicherzustellen. Die Sozialisation des Hoferben sowie Partnerwahl und Fruchtbarkeitsverhalten - implizierend Erotik und Sexualität - sind tendenziell auf das übergeordnete Ziel der Sicherung und Erhaltung von Hof und Familie abgestimmt.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass der Agrarsektor wegen seiner Rückbindung

<sup>37</sup>„In weiten Gebieten Deutschlands und Österreichs melkten bis in die dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts hinein die Frauen im Rinderstall. Ausnahmen bildeten die Ostseeprovinzen zwischen Holstein und Ostpreussen - hier melkten zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits zur Hälfte Männer - sowie die Schweizer Milchwirtschaftsgebiete, von denen die Kommerzialisierung der Milchwirtschaft nach Vorarlberg, in das westliche Tirol und in den Salzburger Pinzgau vordrang. Hier melkten in den grösseren Betrieben auf diesen Arbeitsgang spezialisierte Männer (die ‘Schweizer’)“. (Sieder 1987, 30) Eine Ausnahme bildet für die Schweiz das Wallis: Dort melken auch heute noch - und nach der Abwanderung der Männer in die Fabrik erst recht - die Frauen.

<sup>38</sup>Sieder (1987, 30f.) formuliert fünf allgemeine Tendenzaussagen: „Erstens: Je mehr ein Arbeitsbereich im Mittelpunkt des ökonomischen Interesses steht, je mehr er als Beruf aufgefasst wird und je mehr er auf den überregionalen Handel ausgerichtet ist, desto stärker ist der Anteil der Männer an den Hauptarbeiten. Je enger eine Tätigkeit mit der Hausarbeit verbunden ist, um so wahrscheinlicher wird sie von Frauen ausgeführt. Zweitens: Je komplizierter die für eine Arbeit benutzten Geräte und Maschinen, desto bedeutender der männliche Anteil. Drittens: Je mehr Kraftaufwand eine Arbeit nötig macht, desto wahrscheinlicher ist die Ausführung durch männliche Arbeitskräfte. Viertens: Je feiner eine Arbeit, je mehr Fingerfertigkeit sie erfordert und je eintöniger, desto wahrscheinlicher wird sie von Frauen erledigt. Fünftens: Je grösser die Betriebe und je mehr Arbeitskräfte einem Betrieb zur Verfügung stehen, desto differenzierter die Arbeitsorganisation und die Arbeitsteilung der Geschlechter, desto eher die alleinige Durchführung der zentralen Arbeiten durch Männer.“

an familienwirtschaftliche Organisationsstrukturen nur bedingt am Modernisierungsprozess teilhat. Zwar bedeutet Landwirtschaft immer schon Rationalisierung von Naturbeherrschung. Durch die Eigengesetzlichkeiten der Natur und die *gemeinschaftlich-häusliche* Organisation der produktiven und lebensweltlichen Sozialbeziehungen sind ihrer Modernisierung indessen Grenzen gesetzt.

Das heisst nun allerdings nicht, dass die Strukturen der Familienwirtschaft sich im Prozess der Modernisierung nicht verändert hätten. Die bäuerliche Familienwirtschaft hat eine (eigene) Geschichte. Dennoch muss beim Versuch, die gegenwärtige Gestalt der Bauernfamilie in der Schweiz zu erfassen, die idealtypische Konstruktion des ‘Ganzen Hauses’ notwendigerweise als Bezugsfolie beigezogen werden. Die Modernisierungstendenzen innerhalb der Bauernfamilie sind zwar vielfältig, sie weisen aber nicht in die Richtung einer vollständigen Angleichung an die bürgerlich-urbane Kleinfamilie. Auf einige Grundtendenzen der internen Modernisierung der Familienwirtschaft ist hier kurz hinzuweisen.

Planck (1979) stellt fest, dass mit dem Übergang von der Selbstversorgung zum Markt, der Technisierung der Landwirtschaft sowie dem wachsenden Selbstbewusstsein der Kinder angesichts alternativer Erwerbsmöglichkeiten ein Verfallsprozess der väterlichen Autorität eingesetzt hat. Insbesondere der Hoferbe habe gegenüber dem Vater seine Stellung ausbauen können.

„Der Hof braucht den Erben mehr, um erhalten zu bleiben, als der Erbe den Hof, um eine Existenz gründen zu können.“ (Planck 1979, 205)

Ausserdem gerät der Vater mit der Rationalisierung der Produktion gegenüber dem Sohn ins Hintertreffen. Tendenziell besitzt der Sohn einen Vorsprung an technisch-betriebswirtschaftlichem Wissen, was seine Stellung auf dem Hof zusätzlich stärkt.<sup>39</sup> Nach und nach setzen sich auch Tendenzen einer weitreichenden Trennung von Familienleben und Produktion durch, die sich am Modell der bürgerlich-urbanen Kleinfamilie orientieren. Das liegt unter anderem daran, dass potentielle Bäuerinnen mehr und mehr zu einem knappen Gut werden. Der Hof hat der künftigen Bäuerin vermehrt autonome Lebens- und Funktionssphären zugestehen, was tendenziell zur Privatisierung und Loskoppelung des Familienlebens von der Produktion führt.<sup>40</sup>

Die wichtigste Tendenz besteht jedoch darin, dass der Subsistenzcharakter der bäuerlichen Familienwirtschaft sich im Prozess der Modernisierung vollumfänglich aufgelöst hat. Bauern werden zu Warenproduzenten, die private Konsumgüter *für den Markt* herstellen. Ich werde zeigen, dass sich der Subsistenzcharakter bäuerlichen Wirtschaftens nichts desto trotz bis in die Gegenwart hinein erhalten hat: auf der eigenständigen sozialen Strukturebene der kulturellen Deutungsmuster. Insbesondere in ihren spontanen

---

<sup>39</sup>Trotz alledem handelt es sich beim Hof um einen Ort, wo der Vaternord im Freudschen Sinne wegen der ungebrochenen Kopräsenz der Akteure gleichsam real vollzogen werden muss.

<sup>40</sup>Es gibt Hinweise darauf, dass viele ältere Bäuerinnen gegenwärtig an der Konfrontation mit bürgerlich-urbanen Familienidealen ‘leiden’. Sie machen sich Vorwürfe, sich um ihre Kinder zu wenig gekümmert, sie gar vernachlässigt zu haben. Ein Forschungsprojekt, das den Zusammenhang zwischen bäuerlicher Familienwirtschaft, ‘Mütterlichkeit’ und externen, kulturellen Normen klärt, hätte diese Bäuerinnen zu ‘entlasten’.

Politischen Ökonomien denken junge Bauern ihr Dasein auch heute noch so, wie wenn es auf ein materiales Gleichgewicht von Produktion und Konsum ausgerichtet wäre. Mit diesen sehr speziellen Denkverhältnissen gehen eigensinnige unternehmerische Selbstverständnisse und Praxisformen einher. Im folgenden sollen die wesentlichen Konturen des 'Deutungsmusters Subsistenz', das in einem Verhältnis der Angemessenheit zu den Struktur- und Handlungsproblemen der traditionellen Familienwirtschaft steht, nachgezeichnet und aufgelistet werden.

### 2.3.2 Das 'Deutungsmuster Subsistenz'

Bei der Rekonstruktion verschiedener Typen bäuerlichen Unternehmertums wird sich herausstellen, dass junge Bauern auch heute noch tendenziell in den Kategorien der 'alteuropäischen Ökonomik' denken. Die ökonomischen Handlungsmotive, die ihr entstammen, sind deshalb präzise zu umreißen.

Hans Medick hat im Rahmen seiner Forschungen zur Protoindustrialisierung die „sozial-ökonomische Logik der Familienwirtschaft“ (Medick 1982) umfassend dargestellt:

„Ihre Funktionalität für den kapitalistischen Wachstums- und Produktionsprozess ist in hohem Masse gerade dadurch bestimmt, dass sie sich auch noch unter diesen Bedingungen als ein 'anti-surplus-system' verhält, dessen Produktionsziele dem eigengesetzlichen Zusammenhang der familiären Einheit von Arbeit, Konsum und Reproduktion entspringen.“ (Medick 1982, 272)

Indem „die Arbeitskraft der Familie nicht oder nur unvollkommen in die Bewertung des von ihr erzeugten Produktes über den Markt einging“ (Medick 1982, 278), begünstigte die anfänglich familienwirtschaftliche Organisation der gewerblich-industriellen Produktion die Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise. Zur Begründung seiner Funktionalitätsthese zeichnet Medick die „eigentümliche Ratio der Familienwirtschaft“ nach. Einige zentrale Punkte lassen sich wie folgt zusammenfassen:

(1) Die Familienwirtschaft ist nicht auf Gewinnmaximierung sondern auf *Bruttoertragsmehrung zwecks Sicherstellung der familiären Subsistenz* ausgerichtet. Der Bauer ordnet den Wert der von der Familie hergestellten Güter in ihrem unmittelbaren Gebrauchswert.

(2) Familienwirtschaftliche Produzenten zeichnen sich durch eine spezifische Einstellung zum Markt aus:

„Auch dort wo die von ihm (dem familienwirtschaftlichen Produzenten; P.S.) produzierten Güter in Markt- und Geldbeziehungen eingehen und ein dem Handelskapital zufallendes 'Surplus' erzeugen, bestimmt sich sein eigenes Verhältnis zu Warenproduktion und -tausch als das eines Produzenten von Gebrauchswerten.“ (Medick 1982, 272)

Die Einstellung des familienwirtschaftlichen Produzenten zum Markt lässt sich wie folgt umreißen: Zum einen werden Güter *nicht für den Markt* produziert, sie erhalten

keinen Warencharakter im Marxschen Sinne. Zum anderen werden die aussenwirtschaftlichen Beziehungen des Hofes als subsidiär und nicht als konstitutiv für die Reproduktion des Hofes gedeutet. Der Bauer tritt nicht zwecks Verwertung von Werten auf (lokalen) Märkten auf, sondern zwecks Schliessung allfälliger Subsistenzlücken. Die primäre Ausrichtung der Produktion und des Denkens auf den Markt ist der bäuerlichen Familienwirtschaft fremd.

Tendenziell impliziert dies, dass Tauschprozesse nicht preistheoretisch sondern moralisch gewertet werden. Auf dem Markt werden „gerechte Preise“ ausgehandelt. Die moralische Komponente von Tauschprozessen bleibt in der Institution des Handschlagens beim Kuhhandel bis in die Gegenwart hinein sichtbar. Als eine wesentliche Deutungskomponente ökonomischer Zusammenhänge kommt sie in den spontanen Politischen Ökonomien junger Bauern eindeutig zum Ausdruck.<sup>41</sup>

(3) Weil Produktion und Konsum im ‘Ganzen Haus’ unmittelbar aneinander gekoppelt sind, gründet der Arbeitseinsatz nicht auf einem unternehmerischen Kosten-Nutzen-Kalkül sondern auf dem ökonomischen Ziel, durch die unmittelbare Herstellung einer „labour-consumer-balance“ die Subsistenz der Familie zu sichern. „Grenzerträge und Grenzproduktivität sind für die Familienwirtschaft nur bedingt ‘von aussen’ limitiert.“ (Medick 1982, 274) Saisonale Schwankungen des Arbeitsbedarfs, die flexible Einsatzmöglichkeit lohnloser (Kinder-) Arbeitskräfte sowie der Mangel an alternativen Erwerbsmöglichkeiten bedingen, dass auf dem Hof en masse Arbeitskraft vorhanden ist, die keine Opportunitätskosten, d.h. Kosten des alternativen Einsatzes besitzt.<sup>42</sup> Daraus ergibt sich tendenziell die Bereitschaft, Arbeiten zu verrichten, die sich gemessen an ihren ausserhalb des Hofes realisierbaren Erträgen nicht lohnen. Diese Bereitschaft betrifft sowohl Arbeiten, die auf dem Hof, als auch Arbeiten, die ausserhalb des Hofes (d.h. für andere) verrichtet werden. Die Aufrechterhaltung ineffizienter Betriebszweige sowie die Bereitschaft, menschliche Arbeitskraft zu nicht notwendigerweise die Reproduktionskosten deckenden Löhnen zu veräussern, sind die Folge davon. Was Medick für die Epoche der Protoindustrialisierung beschreibt, gilt zum Teil noch heute:

„Sinken z.B. die Erträge der Familienwirtschaft, so steigert diese ihren Arbeitsaufwand, auch über das Mass hinaus, welches in ausgebildeten Lohnarbeits-Kapitalverhältnissen üblich ist bzw. dort durch das Interesse an der kontinuierlichen Reproduktion der Arbeitskraft gesetzt und zugleich auch begrenzt ist. Aufgrund des Mangels an alternativen Verwendungsmöglichkeiten der Arbeitskraft (zero-opportunity) stellt der Arbeitsaufwand für die Familienwirtschaft - irrespektive seiner jeweiligen Höhe - einen unvermeidlichen fixen Kostenfaktor dar. Er ist mit ‘zero-opportunity costs’ verbunden, solange die familiäre Subsistenz nicht gesichert ist und marginale Ertragsmöglichkeiten vorhanden sind. Dies gilt auch dann, wenn die erwirtschafteten Erträge im Rahmen einer Netto-Gewinnrechnung, welche vergleichbare Lohnsätze in Anschlag bringt, ein Defizit ergeben würden, und der berechenbare Ertrag somit als unterhalb der

---

<sup>41</sup> Die Referenzartikel von Medick (1976; 1982) und Brunner (1968) weisen auf Nähen der um Tauschbeziehungen erweiterten Familienwirtschaft zu einer „moral economy“ nicht hin. In meinen Fallrekonstruktionen wird sich zeigen, dass sie bestehen.

<sup>42</sup> Alternativ- bzw. Opportunitätskosten bestehen gemäss der ökonomischen Theorie darin, dass es zur realisierten immer auch alternative Möglichkeiten des Arbeitseinsatzes gibt. Der homo oeconomicus wählt immer die einträglichste Alternative. Sein Arbeitseinsatz bemisst sich nach dem Kriterium des Grenzertrags. Bringt ihm der Einsatz einer zusätzlichen Einheit Arbeit im aktuellen Feld weniger als in einem anderen, wechselt er das Feld.

Selbstkostenschwelle befindlich erscheint. - Steigen die Erträge der Familienwirtschaft dagegen, etwa aufgrund einer verbesserten Konjunktur, so entfällt in ihrem Bezugssystem jegliche ratio gesteigerten Arbeitsaufwandes. Der Rückgang des Arbeitsangebotes und die Umsetzung eines eventuellen Mehrertrags in Konsum und Musse sind die Folge“. (Medick 1976, 263)

Anhand eines einfachen Beispiels lässt sich dies verdeutlichen: Immer im Herbst werden auf Schweizer Bauernhöfen die Birnbäume geschüttelt. Die ganze Familie und gelegentlich auch Kinder aus der Nachbarschaft versammeln sich unter den Bäumen und sammeln das Fallobst korbweise ein. In modern-ökonomischer Hinsicht handelt es sich bei diesem (sozialphänomenologisch interessanten) Ritual um eine vollkommen unsinnige Veranstaltung. Die paar wenigen Franken, die sich mit ihm verdienen lassen, rechtfertigen - gemessen am Marktlohn für ähnliche Arbeiten und den Reproduktionskosten der Arbeit, die während seiner Ausführung anfallen - den Arbeitseinsatz nicht. Aus familienwirtschaftlicher Sicht sieht die Sache jedoch anders aus: Im Herbst fallen auf dem Hof relativ wenige Arbeiten an. Einsatzfähige Arbeitskraft liegt brach. Für den familienwirtschaftlichen Produzenten, der keine alternativen Erwerbsmöglichkeiten und ein Heer von (Kinder-) Arbeitskräften besitzt, stellt sich deshalb die Frage: Verzichte ich auf die paar wenigen Franken, die ich mit dem Mostobst verdienen kann, oder verzichte ich auf sie nicht. Als vernünftiger Mensch wird er auf sie nicht verzichten.

Jedes Einkommen, das zur quantitativen Mehrung des Gesamtarbeitseinkommens beiträgt, wird, sofern die „begrenzten Ziele“ (Medick) der Subsistenz dies erfordern, zu realisieren versucht. Ein ökonomischer Rationalitätsmangel, eingeschlossen die Bereitschaft zur Selbstaussbeutung zwecks Aufrechterhaltung des Betriebes um jeden Preis, ist, sofern man Rationalität am Kriterium des Grenznutzens bemisst, in der Familienwirtschaft strukturell angelegt und kann für ihre Kontinuität funktional sein.

Während Medick mit der Aufarbeitung ihrer ökonomischen Ratio die Funktionalität der Familienwirtschaft für die Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise belegt und hierbei auch ihre Grenzen thematisiert<sup>43</sup>, versuche ich in der vorliegenden Arbeit zu zeigen, dass sich ihre ökonomische Motivik in den Köpfen und den unternehmerischen Praktiken junger Bauern bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Natürlich wäre es interessant, Medicks historisches Forschungsprogramm auf die Bedeutung der Familienwirtschaft innerhalb modern-kapitalistischer Wirtschaftsstrukturen zu übertragen. Es liesse sich wahrscheinlich zeigen, dass bäuerlicher Nebenerwerb auch heute noch für industriekapitalistische Interessen funktionalisierbar bleibt. Bauern sind tendenziell bereit, zu geringeren Löhnen zu arbeiten als Erwerbsarbeiter und können tendenziell

<sup>43</sup>“Die symbiotische Beziehung von ländlich-gewerblicher Familienwirtschaft und Handels- bzw. Verlagskapital erscheint als eine typische Konfiguration von ‘Produktionsweisen des Übergangs’. (...) Doch gerade in günstigen konjunkturellen Situationen, in welchen für den Verleger maximale Gewinne auf dem Spiele standen, zeigte sich der Widerspruch dieses sozialen Produktionsverhältnisses in verstärkter Form. Er äusserte sich als Anti-Surplus-Effekt der familienwirtschaftlichen Produktionsweise. (...) Dieser Widerspruch war auf die Dauer nicht mit der Reproduktions- und Expansionsdynamik des protoindustriellen Systems zu vereinbaren.“ (Medick 182, 289f.) Aus Medicks Ausführungen liesse sich der Schluss ziehen, dass der Familienwirtschaft gewissermassen die Läuterung durch ein protestantisches Arbeitsethos, dem das Motiv des Erwerbs um des Erwerbs willen zugrundeliegt, fehlt.



flexibler in den Produktionsprozess eingebunden und aus ihm wieder freigesetzt werden. Eventuell liesse sich zeigen, dass die durch die Umorientierung der Agrarpolitik zunehmende Zahl von Nebenerwerbsbauern messbare Auswirkungen auf den Erwerbsarbeitsmarkt hat und dass die neue Generation von 'Arbeiterbauern' sich von ihren Vorgängerinnen nur unwesentlich unterscheidet.

Das 'Deutungsmuster Subsistenz', so lassen sich die obigen Ausführungen zusammenfassen, bringt ein eigenständiges Set ökonomischer Motive hervor:<sup>44</sup> *erstens* das Motiv, Gebrauchswerte und nicht Tauschwerte zu produzieren, *zweitens* das Motiv, subsistenzorientiert Bruttoerträge zu mehren und nicht Nettogewinne zu maximieren, *drittens* das Motiv, Marktbeziehungen zu marginalisieren, *viertens* das Motiv, Erwerbszweige, die nach den Gesetzen des Marktes ineffizient sind, dennoch aufrechtzuerhalten und *fünftens* das Motiv, den Arbeitseinsatz (und analog dazu den Kapitaleinsatz) nicht nach Grenznutzen- sondern nach Gesamteinkommenskriterien zu dosieren.

Eine inhaltliche Spezifizierung des 'Deutungsmusters Subsistenz' darf sich nicht auf ökonomische Aspekte beschränken. Zusätzlich zur Erzeugung einer 'labour-consumer-balance' hat die Familienwirtschaft die folgenden zwei Hauptprobleme zu lösen: Sie hat *erstens* die Kontinuität von Hof (1) und Familie (2) sicherzustellen und sich *zweitens* in eine ländliche Sozialstruktur einzugliedern (3).

(1) Um die langfristige Kontinuität des Hofes sicherzustellen, muss die Bewirtschaftung des Hofes Nachhaltigkeitskriterien genügen. Die familienwirtschaftlichen Produzenten besitzen ein auf praktischer Erfahrung beruhendes, *primäres* ökologisches Bewusstsein, aus dem heraus sie schonend mit den regenerierbaren Ressourcen der Natur umgehen.

(2) Familienkontinuität wird durch spezifische Formen der Hoferbensozialisation, der Sozialisation der weichenden Erben, insbesondere des Ersatzmannes<sup>45</sup>, der Eingliederung eingeheirateter Familienmitglieder und der Ausgliederung der 'alten' Generation hergestellt.<sup>46</sup> All diese Mechanismen werden durch die traditionale Normalitätsunter-

<sup>44</sup>Unter Motiven verstehe ich nicht subjektive Handlungsabsichten sondern die den jeweiligen Praxisformen zugrundeliegenden, generativen Regelstrukturen.

<sup>45</sup>Die soziologisch wohl interessanteste (und tragischste) Sozialfigur auf dem Hof ist der 'Ersatzmann'. Ihm steht weder auf dem Hof, noch ausserhalb des Hofes etwas zu. Er verharrt in Abruflbereitschaft. Strukturell ist er positionslos. Es müsste dringend erforscht werden, was typischerweise aus ihm wird. Ein Lehrer?

<sup>46</sup>Von den Primärstrategien der Partnerwahl und der Bestimmung der Kinderzahl - beides durchwegs strategische Grössen - sehe ich hier ab. Immerhin ist zu erwähnen, dass es bei der Herstellung der 'labour-consumer-balance' von immenser Bedeutung ist, wieviele Leute am Tisch sitzen und wie gross ihre Arbeitskapazität ist. Wenn ich von strategischen Grössen spreche, heisst das nicht, dass ihre Bestimmung auf einem individualistischen Nutzenkalkül beruht. Pierre Bourdieu trägt zur Klärung des Sachverhaltes wesentlich mehr bei als der sich als Familiensoziologe ausweisende Ökonom Gary S. Becker (Zu Beckers 'Familiensoziologie' vgl. Schallberger 1993b). In seiner 1972 publizierte Studie zum System der Erbfolge im französischen Béarn (überarbeitet abgedruckt in *Sozialer Sinn* (1987)) schreibt Bourdieu bezüglich der Partnerwahl: „(...) Mit der Ersterziehung, die durch alle sozialen Erfahrungen verstärkt wird, (dürften) Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata durchgesetzt werden, in einem Wort *Vorlieben*, die unter anderem auch für potentielle Partner gelten und sogar ganz ohne jede eigentlich ökonomische oder soziale Berechnung Missheiraten zu verhindern trachten: die sozial gebilligte, daher erfolg-

stellung, dass der Hof weitergeführt wird und dass er in der Familie bleibt, in Gang gehalten. Zur „Sozialisation“ des Hoferben schreibt Bourdieu (1987):

„Die Einsetzung des Erben, die wie jeder Einsetzungsakt auf die Logik der Magie hinausläuft, wird nur durch Einverleibung voll wirksam: dass die Erde, wie Marx sagt, von ihrem Besitzer Besitz ergreift, der Boden also den erbt, der ihn erbt, liegt daran, dass der Erbe, der Älteste, zum vermenschlichten Boden (oder Unternehmen) wird, zur Verkörperung einer Struktur, die Praktiken erzeugt, die mit dem grundlegenden Imperativ der unversehrten Erhaltung des Familienerbes konform ist.“ (Bourdieu 1987, 273)

Die Herausbildung spezifischer Habitusformationen im Prozess der Sozialisation garantiert die Kontinuität von Hof und Familie in ihrer wechselseitigen Verschränkung. Die Sozialisation des Hoferben scheint gerade dann am erfolgreichsten zu sein, wenn sie nicht auf einem strategischen Arrangement von aussen, d.h. auf systematisch-autoritärem Zwang, beruht. Gegenwärtig allerdings scheinen der Wegfall der Alternativlosigkeit zum Hof sowie der sich verstärkende ökonomische Druck in der Landwirtschaft dahingehend zu wirken, dass traditionale Normalitätsunterstellungen, die die Selbstverständlichkeit der Hofübernahme betreffen, sowie die gleichsam habituell-organischen Bindungen an den Hof einem Erosionsprozess ausgesetzt sind. Im Grenzfall erlebt ihn der designierte Hoferbe selbst als eine Zerrissenheit zwischen der Orientierung am gemeinschaftlichen Zusammenhang von Hof und Familie und ‘individuellen’ Orientierungen.

Unter den sich verändernden ökonomischen Rahmenbedingungen hat sich Bourdieus Objekt-Subjekt des Hoferben zwangsläufig zu emanzipieren. Gemäss Hildenbrand et al. (1992) steht der designierte Hoferbe gegenwärtig in der paradoxen Situation, dass er, um den neuen ökonomischen Anforderungen gewachsen zu sein, notwendigerweise Terrains betreten muss, die ihn vom traditional-gemeinschaftlichen Kontext der Familie losbinden. Gleichzeitig stellen traditional-gemeinschaftliche Bindungen an den Hof eine notwendige Voraussetzung für die Weiterführung eines bäuerlichen Landwirtschaftsbetriebs dar. Etwas überprägnant umreissen Hildenbrand et al. (1992, 14) den Konflikt zwischen *Familienorientierung* und *individueller Orientierung* wie folgt:

„Die Hofkontinuität hat nach wie vor einen hohen Stellenwert in landwirtschaftlichen Familien. Immer noch ist das Entwerfen eigener biographischer Entwicklungslinien konfrontiert mit überkommenen Erwartungen der Familie. Biographische Eigenständigkeit muss sich hier schon früh behaupten gegen die für fraglos gehaltenen Pläne der Familie. Nicht selten ist zu beobachten, dass bei Ausfall des Hoferben Nachgeborene, die bereits den Hof verlassen und eine eigene berufliche Existenz begründet haben, auf den Hof zurückkehren, um die Nachfolge anzutreten, die Familienorientierung mithin die Oberhand gewinnt über die individuelle Orientierung. Und vom Landwirt wird nicht nur erwartet, dass er sich den Erwartungen der Familie beugt und auf eigene biographische Perspektiven verzichtet, er soll gleichzeitig auch Individualist sein: Heute hat ein Hof nur dann eine Überlebenschance, wenn er auch im Stile innovativen Unternehmertums geführt wird. Der Landwirt soll also zwei widersprüchliche Orientierungen nicht nur zur Deckung bringen, er soll diesen Widerspruch auch kontinuierlich aushalten.“ (Hildenbrand et al. 1992, 14)

---

strächtigte Liebe ist nichts anderes als jene Liebe zur eigenen gesellschaftlichen Bestimmung, welche gesellschaftlich vorbestimmte Partner auf den scheinbar zufälligen und willkürlichen Wegen der freien Gattenwahl zusammenführt.“ (Bourdieu 1987, 285)

Am Rande sei erwähnt, dass meine Argumentation, die Bourdieus Habituskonzept gleichsam stillschweigend mit sich (terminologisch) an Parsons orientierenden kultursoziologischen Ansätzen verbindet, nicht ganz unproblematisch ist. Von anderen kultursoziologischen Ansätzen unterscheidet sich das Habituskonzept dadurch, dass es die Spuren, die die subtilen Mechanismen der sozialisatorischen *Inkorporierung* feldspezifischer Praxis hinterlassen, gleichsam bis in die Physis hinein nachweist, während das Konzept der *Orientierung* - zum Beispiel an gemeinschaftlichen Werten - eine Antwort darauf schuldig bleibt, *wie* 'Orientierungen' denn eigentlich zustande kommen und *wie* sie funktionieren.

(3) Innerhalb der ländlichen Sozialstruktur nimmt die Bauernfamilie eine hegemoniale Stellung ein.<sup>47</sup> Dies gilt zumindest in traditionellen Kontexten und rührt von den faktischen Privilegien her, die die Bauernfamilie gegenüber gewichenen Erben und unterbäuerlichen Schichten besitzt. Mit dem real höheren Status geht ein *Bewusstsein höheren Status* einher. Es ist anzunehmen, dass es auch in traditional-bäuerlichen Kontexten Formen eines „alltäglichen Klassenkampfes“ (Bourdieu) gab und dass er sich in der Gestalt sowohl vertikaler als auch horizontaler Distinktionspraktiken in die Moderne hinübergerettet hat.<sup>48</sup>

Zusätzlich zum sozialstrukturell begründeten Statusbewusstsein muss sich mit der Ausweitung der bäuerlichen *Produktion für den Markt* ein über die gesellschaftliche Funktion begründetes *Standesbewusstsein* durchgesetzt haben. Die vor allem in Krisenzeiten beschworene Nährstands-ideologie ist nicht ideologisch im Sinne eines *falschen* Bewusstseins, sondern hat ihren realen Grund darin, dass Landwirtschaft tatsächlich der Befriedigung primärer Bedürfnisse dient. Sie entspringt einem *Bewusstsein der Notwendigkeit*.<sup>49</sup>

Aus der - heute kontrafaktischen - Unterstellung höfischer Autarkie erwächst ein eigentümliches *Gefühl der Sicherheit* durch alle, insbesondere auch von aussen induzierten Krisen hindurch. Daraus erklärt sich der Umstand, dass Bauern die Möglichkeit des Scheiterns systematisch ausblenden oder ein ökonomisch begründetes Scheitern des Hofes als ein individuelles Versagen interpretieren. Heinze (1979) stellt fest:

„(Es) ist erstaunlich, wie unvorbereitet die ausscheidenden Bauern in ihre Situation als Arbeiterbauern geraten.“ (Heinze 1979, 196).

<sup>47</sup>Zur Sozialstruktur traditional-ländlicher Gesellschaften vgl. Rosenbaum (1982) und Sieder (1987). Einen Überblick über schweizerische Forschungen bietet Mesmer (1991).

<sup>48</sup>Vielleicht liesse sich empirisch nachweisen, dass in der „veränderten Einstellung der Bevölkerung zur Landwirtschaft“ die der *Siebte Landwirtschaftsbericht* (1992, 287) als einen der Gründe für die Neuorientierung der Agrarpolitik geltend macht, auch sehr „alte“ Ressentiments gegen die Privilegien der Bauern zum Durchschlag kommen, die sich nicht auf ihre staatliche Protektion sondern auf ihre „Hofstaatlichkeit“ beziehen. Das würde dann heissen, dass die in der Zwischenzeit zu Lehrern und Angestellten aufgestiegenen, traditional unterbäuerlichen Schichten, trotz ihrer tatsächlichen Überprivilegierung nach wie vor ein Bewusstsein der Unterprivilegierung besitzen.

<sup>49</sup>Die Werbekampagnen bäuerlicher Vermarktungsorganisationen in den 70er und 80er Jahren in der Schweiz, brachten den Sachverhalt durchwegs auf den Punkt. Sie liefen unter den Slogans: „Landwirtschaft dient allen“ und „Ohne Bauern stirbt die Stadt“.

## 2.4 Motive der Hofbindung

Die Rekonstruktion individueller Autonomiekonzeptionen auf dem Bauernhof muss sich wesentlich auf vier Dimensionen individueller Positionierungsleistungen beziehen: *erstens*, die Positionierung in Raum und Zeit; *zweitens*, die Positionierung innerhalb der Strukturen der Familienwirtschaft; *drittens*, die Positionierung im gesamtgesellschaftlichen Reproduktionszusammenhang und *viertens*, die Positionierung innerhalb der ländlichen Kultur. Mit dem Erbringen dieser Positionierungsleistungen werden die drei Hauptprobleme bäuerlichen Wirtschaftens auf eine spezifische Weise zu lösen versucht: die Sicherstellung der Kontinuität des Hofes, der Kontinuität der Familie und ihr wirtschaftlicher Erfolg.

	Raum und Zeit	Familienwirtschaft	Ökonomie - Markt	Kultur
Traditional	ökologisches Motiv primären Ursprungs	familiär- bauernweltliches Traditionsmotiv	traditional- ökonomisches Subsistenzmotiv	kulturell- bauernständisches Motiv
Modern	ökologisches Motiv sekundären Ursprungs		modern- ökonomisches Erfolgsmotiv	lebenspraktisch- individualistisches Autonomiemotiv

**Schema 2: Motive der Hofbindung**

Stellt man die Frage nach individuellen Positionierungsleistungen in den Zusammenhang der Hofübernahmeproblematik hinein, lässt sie sich in eine Frage nach *den dominanten und steuernden Motiven der Hofbindung* umformulieren. Ihr können Motive zugrunde liegen, die dominant entweder auf die Raum-Zeit-, die Familien-, die Kultur- oder die ökonomische Problematik Bezug nehmen. Ausgehend von den bisherigen Überlegungen lassen sich einige Motive umreißen, die der Möglichkeit nach der Bindung an den Hof zugrunde liegen können. Hierbei ist zwischen Motiven zu unterscheiden, die eher traditionellen und solchen die eher modernen Ursprungs sind.

(1) Das familial-bauernweltliche Traditionsmotiv: Familie und Hof bilden einen geschlossenen Arbeits- und Lebenszusammenhang aus dem heraus die Existenz des Hofes real hervorgeht. In der Arbeit auf dem Hof wird die Familie als ein konkreter und (scheinbar) geschlossener Lebens- und Arbeitszusammenhang sowohl auf der Handlungs- als auch auf der Deutungsebene beständig reproduziert. Die Bauernfamilie besitzt soziologisch den Charakter einer primären Gemeinschaft. Viel stärker als anderswo wird hier das *ganze Leben* durch traditionale Normalitätsunterstellungen strukturiert, bzw. werden Individuen von modernen Entscheidungszwängen entlastet. Dass der Hof unveräußerbar ist und für alle Ewigkeit weitergeführt wird, gilt als normal.

*Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er an der Reihe ist.*

(2) Das ökologische Motiv primären Ursprungs: Durch die Verschränkung von Hof und Familie wird objektiv ein langfristiges ökologisches Gleichgewicht hergestellt. Daraus ergibt sich unmittelbar eine Bindung an Grund und Boden. Der Erhalt des Hofes wird zum Selbstzweck, der durch ein Arrangement mit den Gesetzen der Natur untermauert wird. Der steuernde Eingriff in natürliche Regenerations- und Wachstumsprozesse, die Sichtbarkeit seiner Ergebnisse, die Reproduktion und Anwendung eines gemeinschaftlich-praktischen Handlungswissens sowie der künstlerisch-ästhetische Charakter des praktischen und affirmativen Naturerlebens unterlegen die gemeinschaftliche Praxis der Familie mit Sinn.

*Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er gerne in und mit der Natur arbeitet.*

(3) Das ökologische Motiv sekundären Ursprung: Ein ökologisches Bewusstsein ist ideologisch vermittelbar. Hierbei sind zwei Varianten zu unterscheiden.

a. Das „Zurück zur Natur“ leitet sich aus einem antimodernistischen Reflex her und führt zur artifiziellen Erzeugung sekundärer Traditionalität. Hierbei werden kulturell-bauernständische, lebenspraktisch-individualistische, primär-ökologische und traditionäl-ökonomische Motive zu einem künstlichen Ganzen zusammengekittet.

b. Das „Zurück zur Natur“ stützt sich auf die Kenntnis ökologischer Zusammenhänge, die die Grenzen des Hofes transzendieren. Die ökologischen Zusammenhänge, in die man sich einschreibt, werden reflexiv globalisiert. Daraus leiten sich sowohl wissenschaftlich als auch ethisch begründete Richtigkeitskriterien ab.

*Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er im Einklang mit der Natur leben und arbeiten will.*

(4) Das kulturell-bauernständische Motiv: Innerhalb traditionaler Gesellschaftsformationen besitzt der Bauer gegenüber den unterbäuerlichen Schichten eine Hegemonialstellung. Auch wenn diese Hegemonialstellung historisch zerfällt, bleiben Restbestände einer 'stolzen' und reichen Hegemonialkultur erhalten. Ihre Werte und sinnstiftenden Ressourcen können beim Entscheid, einen Hof zu übernehmen, in Anspruch genommen werden. Man bleibt Bauer primär aus Stolz und Freude. Dass das kulturell-bauernständische Motiv zum Tragen kommt, setzt voraus, dass das lokale Milieu seinen bäuerlich-ländlichen Charakter noch nicht verloren hat.

*Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er stolz ist, Bauer zu sein und weil er Freude am bäuerlichen Leben hat.*

(5) Das lebenspraktisch-individualistische Autonomiemotiv: Der Hof als ein (scheinbar) geschlossener und überschaubarer Lebens- und Produktionszusammenhang ermöglicht ein abwechslungsreiches, selbständiges und 'herrschaftliches' Leben. Die Bindung an den Hof kann auf der Vorstellung beruhen, dass nur auf ihm ein richtiges und freies Leben möglich ist.

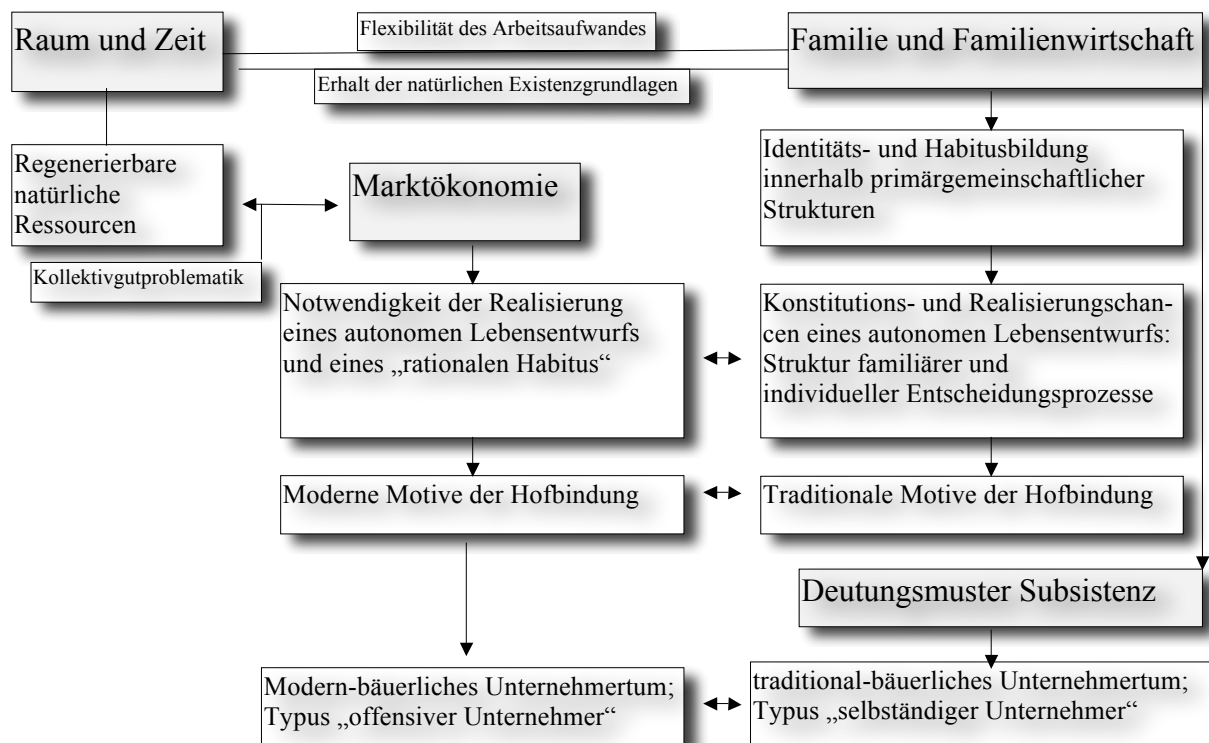
*Der Hoferbe übernimmt den Hof, weil er frei sein will.*

(6) Das traditional-unternehmerische Subsistenzmotiv: Das Verbleiben auf dem Hof sichert den subsidiären Fortbestand des Hoferben und seiner Familie. Er hat eine Existenz, die er nicht aufgibt. Auf dem Hof ist er ein selbständiger Unternehmer.

*Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil der Hof seine Existenz ist.*

(7) Das modern-unternehmerische Erfolgsmotiv: Das Verbleiben auf dem Hof ermöglicht die Realisierung einer modernen, marktorientierten, unternehmerischen Praxis. Tendenziell bringt das modern-unternehmerische Erfolgsmotiv ein offensives Unternehmertum hervor.

*Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er ein erfolgreicher Unternehmer sein will.*



**Schema 3: Konfliktlage zwischen Familienwirtschaft und Marktökonomie**

Für jeden einzelnen Fall werden in den Teilen II und IV diejenigen Motive eruiert, die seine Bindung an den Hof dominant steuern. Es wird sich zeigen, dass es gegenwärtig typische motivische Verschränkungen gibt. Ausserdem soll gezeigt werden, welche spezifischen Konstitutions- und Realisierungschancen eines autonomen Lebensentwurfs in den jeweiligen Fällen gegeben sind und wie diese bei der ökonomischen Positionierung im gesamtgesellschaftlichen Reproduktionszusammenhang umgesetzt werden. Hieraus werden sich auch Schlüsse auf die Erfolgswahrscheinlichkeit der sich auf die

jeweilige Autonomiekonzeption abstützend Lebenspraxis ziehen lassen. Schema 3 fasst die Architektonik meiner Argumentation zusammen.

## 2.5 Zusammenfassung: Über 'aktive' und 'passive' Hofbindung

Durch Einzelfallanalysen lässt sich zeigen, dass es gegenwärtig in der Schweiz verschiedene Typen bäuerlicher Autonomiekonzeptionen gibt. Ich verstehe darunter die Art und Weise, wie junge Bauern diskursiv und praktisch innerhalb der Familie und innerhalb der strukturellen - ökologischen, ökonomischen und politischen - Rahmenbedingungen, die ihr Handeln prägen und konstituieren, Stellung beziehen. Das Konzept autonomer bäuerlicher Lebenspraxis basiert auf der theoretischen Überlegung, dass der landwirtschaftliche Produktionssektor in einem sehr speziellen und zwiespältigen Sinne in den gesellschaftlichen Prozess der Modernisierung eingebunden ist. Auf der Ebene der Entwicklung von Domestizierungs- und Naturbeherrschungstechniken hat er den Prozess der Modernisierung wesentlich mitgetragen. Bedingt durch seine unmittelbare Einbindung in die natürlichen Prozesse und Gesetzmässigkeiten der Natur, haben sich aber Formen der arbeits- und lebensweltlichen Interaktion erhalten, die in einem spannungsreichen Verhältnis zu den Ansprüchen der kulturellen Moderne stehen.

So handelt es sich bei der bäuerlichen Familienwirtschaft angesichts der spezifischen Zeit- und Raumgebundenheit bäuerlichen Handelns und aufgrund ihrer hohen Flexibilität und Effizienz um eine hochgradig an die Anforderungen sowohl der traditionellen Subsistenz- als auch der modernen Marktwirtschaft angepasste Form der Institutionalisierung ökonomischen Handelns. Gleichzeitig kann sich in ihr ein modernes Persönlichkeitssystem nur bedingt entfalten. Ihre Sozialbeziehungen bleiben typischerweise diffus und lassen nur beschränkt eine moderne Form von Individuation zu. Emotionalität bleibt unmittelbar an ökonomische Interessen gebunden, die ihrerseits einen nicht-individualistischen Charakter besitzen. Sie sind auf die Subsistenz der Familie und nicht auf die Maximierung eines partikularen Nutzens oder Gewinns ausgerichtet. Der Individualisierungsprozess als eine zentrale Dimension von Modernisierung bleibt in der Landwirtschaft typischerweise auf dem Stand der Hofindividualisierung stecken. Dies zeigt sich insbesondere an der Sozialfigur des Hoferben, dessen partikulare Autonomieansprüche dem Primat der Hofkontinuität untergeordnet bleiben. Hofbindung, verstanden als eine *passive*, habituell vermittelte Bindung des Hoferben an den Hof, bildet das Gegenteil vom Entwurf einer modernen, erwerbsmodal gesteuerten Biographie, die der Möglichkeit nach vom Hof wegführen oder ihn sich *aktiv* aneignen kann. Die Einheit von Familie und Ökonomie, die die Familienwirtschaft darstellt, wird durch Gemeinschaftsorientierung zusammengehalten. Steuernd durchdringt sie alle individuellen Handlungs- und Deutungspraktiken und büsst ihre Wirksamkeit über individuelle Lebenszeiten hinaus nicht ein.

Mit der aktuellen Einbindung des Agrarsektors in eine globale Ökonomie erreicht der Zerfallsprozess höfischer Autarkie seinen Höhepunkt. Durch die Neuorientierung

der Landwirtschaftspolitik in der Schweiz, deren Instrumente nun markt- und freihandelskonform ausgestaltet sind, kann auch der Schein höfischer Autarkie nicht länger aufrechterhalten werden. Eine wesentliche Wirkungsweise der bisherigen Politik, insbesondere des Zollschutzes und der Preis- und Abnahmegarantie, bestand darin, dass innerhalb der von ihr gesetzten Rahmenbedingungen sich die Bauern weiterhin an traditionellen ökonomischen Motiven, insbesondere der Bruttoertragsmehrung, orientieren konnten. Moderne unternehmerische Motive - 'Verwertung des Wertes' und Nettogewinnmaximierung - mussten und konnten sich unter ihren Bedingungen nur zum Teil entwickeln. Mit der agrarpolitischen Neuorientierung verliert das auf Subsistenz ausgerichtete, traditional-bäuerliche Handlungs- und Deutungsmuster partiell seine objektive Realitätstauglichkeit.

Durch die faktisch sich vollziehende Subsumption des Agrarsektors unter den Markt geraten traditionale Normalitätsunterstellungen zunehmend unter Druck. Die Versprechungen der kulturellen Moderne, die dem sich als Individuum konstituierenden Akteur eine gesteigerte Entscheidungssouveränität einräumen, bedrohen zunehmend die passive, durch traditionale Deutungsmuster und Habitusformationen gesteuerte Bindung an den Hof. Die zunehmende Sichtbarkeit alternativer, erwerbsgesteuerter Lebensentwürfe, die gegenüber dem Verbleiben auf dem Hof ein Mehr an individuellen Handlungsräumen und Erfolgchancen versprechen, bringen - gleichsam auf dem Wege einer kulturellen Kolonialisierung - die bis anhin scheinbar losgekoppelte Bauernwelt ins Wanken. Diese hat freilich nicht nur wegen des zunehmenden kulturellen Druckes von aussen die für sie geltenden Normalitätsunterstellungen einer radikalen Revision zu unterziehen. Vielmehr hängt wegen des ultimativen Zerfalls seiner ökonomischen Autarkie auch der wirtschaftliche Erfolg des Hofes vermehrt davon ab, ob der Hofnachfolger sich den Hof aktiv aneignet oder nicht. Weil Markterfolg einen individualistisch-rationalen Akteur voraussetzt, sichert nur eine aktive Bindung des Hofers an den Hof sein ökonomisches Überleben.

Im neuen agrarpolitischen Umfeld stellt sich wirtschaftlicher Erfolg nicht mehr unmittelbar mit der Mehrung des betrieblichen Bruttoertrags ein. Er hängt zusätzlich vom Erfolg der entwickelten Verwertungsstrategien ab, unabhängig davon, welchen Charakter die erzeugten Güter und Dienstleistungen besitzen. Dadurch nehmen in der Landwirtschaft die Räume, in denen souveräne Entscheidungen möglich und notwendig sind, massiv zu. Die Führung eines überlebensfähigen Landwirtschaftsbetriebes bedarf vermehrt eines 'rationalen Habitus'.<sup>50</sup>

---

<sup>50</sup>Den etwas kuriosen Begriff des „rationalen Habitus“ übernehme ich von Bourdieu himself: „Man sieht, was die abstrakten Begriffe der ökonomischen Theorie verschleiern, wenn diese, vermöge einer *factio iuris*, das immanente Gesetz der Ökonomie zur universellen Norm angemessener ökonomischer Praxis macht: *Der rationale Habitus* (Hervorhebung; P.S.), Vorbedingung einer unmittelbar und vollkommen angepassten ökonomischen Praxis, ist Produkt besonderer ökonomischer Verhältnisse, nämlich solcher, die durch das Eigentum an jenem ökonomischen und kulturellen Kapital definiert sind, das es erst gestattet, tatsächlich die formell zwar jedermann gebotenen, aber in Wirklichkeit nur den Eigentümern der erforderlichen Aneignungsinstrumente zugänglichen 'Gelegenheiten' zu nutzen. Wirtschaftliche Kompetenz ist daher keine universell und gleichmässig verbreitete Fähigkeit.“(Bourdieu 1981, 176) Gerade innerhalb der familienwirtschaftlichen Strukturen der bäuerlichen Landwirtschaft haben sich - so meine These - Habitusformationen ausgebildet, die in einem strukturellen Nichtpassungsverhältnis zu den An-



Es ist kurz festzuhalten, was ich unter *passiver* bzw. *aktiver* Hofbindung verstehe. Der *passive* Modus der Hofbindung geht auf eine für die Produktionsform der Familienwirtschaft typische Form der Verbindlichkeit zurück: Der Hof bleibt in der Familie und wird wie selbstverständlich weitergeführt. Die unausweichlichste ihrer Kontinuitätskrisen, den Generationenwechsel, bewältigt die Familie durch sozialisatorisch vermittelte und im bäuerlichen Deutungsmuster verankerte Normalitätsunterstellungen. Die Hofübernahme stellt keine Entscheidungssituation im eigentlichen Sinne dar. Ihr fehlen sowohl die Entscheidungsoptionen als auch ein rational wählender Akteur. Passiv ist diese Form der Hofbindung insofern, als in ihr der Hof sich des Hofnachfolgers bemächtigt und seine Übernahme nicht auf individueller Entscheidungssouveränität beruht. In Bezug auf betriebliche Modernisierungsbestrebungen neigt ein auf passiver Hofbindung basierendes Hof-Familienbündnis zu Starrheit. Solange der Hof die Subsistenz der Familie sichert, müssen nur beschränkt innere Rationalisierungsschritte ins Auge gefasst werden. Das gleiche gilt für die Sozialbeziehungen, auf die sich die Alltagspraxis abstützt. Sie bleiben typischerweise diffus. Das zeigt sich auch daran, dass die Einhaltung bauernweltlicher Normen zusätzlich zu ihrer habituellen Verankerung hausväterlich-autoritär kontrolliert wird.

Besonders erfolgreich ist der passive Modus der Hofbindung innerhalb einer autarken häuslichen Ökonomie. Das Ausscheiden aus dem Zusammenhang von Hof und Familie geht innerhalb traditionaler Gesellschaftsformationen mit dem Verlust existentieller Sicherheiten einher. Der passive Modus der Hofbindung löst den Problemdruck auf, der sich aus dem drohenden Abstieg in unterbäuerliche Schichten ergibt. Mit der Einbindung des Agrarsektors in den gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionszusammenhang, der marktvermittelt ist, verliert er indessen zunehmend seine entlastende Funktion. Weil mit ihm nur bedingt die Entwicklung eines rationalen Habitus einhergeht und einhergehen kann, beginnt er die Kontinuität des Hofes mehr zu gefährden als dass er sie weiterhin sichern würde.

Unter *aktiver* Hofbindung verstehe ich eine Form der Bindung an den Hof, die auf aktiver Aneignung durch seine Bewirtschafter beruht. Der Hof wird für die Realisierung einer autonomen Lebenspraxis in Beschlag genommen. Seine Kontinuität wird in Abhängigkeit zu den realen Chancen seiner Kontinuität gestellt. Diese bestimmen sich primär durch den ökonomischen Erfolg, den er im Umfeld einer auf dem Tauschmodus beruhenden Ökonomie zu generieren vermag. Gleichzeitig muss der Hof ein als befriedigend erkanntes Mass an Individualisierungschancen bieten, wobei sich Individualisierung und ökonomischer Erfolg innerhalb marktvermittelter Sozialbeziehungen gegenseitig bedingen. Das heisst nun wiederum nicht, dass mit der aktiven Aneignung des Hofes ein vollständiger Zerfall traditionaler Bindungen einhergehen muss. Vielmehr können diese, nun partiell reflexiv geworden, eine wesentliche Ressource bei der aktiven Aneignung des Hofes bilden. Eine aktive Bindung an den Hof kann teilweise auf Motiven beruhen, die traditionell eher eine passive Bindung erzeugt haben. Bei der Rekonstruktion individueller Autonomiekonzeptionen auf dem Bauernhof ist insbesondere

---

forderungen einer modernen, unternehmerischen Praxis stehen.

zu zeigen, aus welchen Motiven die aktive Bindung an den Hof hervorgeht. Der Motivbegriff darf allerdings nicht intentionalistisch missverstanden werden. Motive sind strukturierende Prinzipien, die der Bindung an den Hof zugrundeliegen und sie objektiv als sinnvoll erscheinen lassen.

Meine bisherigen Ausführungen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Ein designierter Hofnachfolger ist in den primärgemeinschaftlichen Lebenszusammenhang der Familie eingebunden, der gleichzeitig ein Produktionszusammenhang ist. Er ist mit einem Habitus ausgestattet und an kulturelle Deutungsmuster gebunden, die den Funktionserfordernissen dieses spezifischen Arbeits- und Lebensverhältnisses angepasst sind.

Objektiv stellt sich ihm das Verhältnis von Hofbindung und individueller Autonomie als problematisch dar. Die im Deutungsmuster verankerte und habituell verfestigte passive Bindung an den Hof eröffnet ihm tendenziell keinen Zugang zu echten Entscheidungssituationen. Er hat sich zum einen nur bedingt als ein moderner, rationaler Akteur konstituiert. Zum anderen gestehen ihm die bauernweltlichen Normalitätsunterstellungen keine rational wählbaren Alternativen zur Hofübernahme zu. In der bäuerlichen Familienwirtschaft sind strukturell Mechanismen angelegt, die die Konstitutions- und Realisierungschancen eines autonomen Lebensentwurfs eher gering halten.

Bei der Rekonstruktion individueller Autonomiekonzeptionen auf dem Bauernhof ist an erster Stelle zu klären, wie es um ihre Realisierungschancen steht. Es stellt sich die Frage, inwieweit der untersuchte Fall durch traditionale Deutungsmuster und Habitusformationen strukturiert wird. Erst wenn geklärt ist, ob und auf welche Weise er sich von ihnen loskoppelt und eine aktive Hofbindung realisiert, kann gefragt werden, welche *Motive* ihr zugrundeliegen. Selbstverständlich erwarte ich nicht, auf dem von mir anvisierten Feld auf subjektlose Objekte traditionaler Normen und Regeln zu stossen. Dennoch besitzt diese 'falsche' Erwartung einen unverzichtbar instruktiven Charakter. Sie schärft den Blick auf die besondere Problemkonstellation, mit der sich eine autonome Lebenspraxis auf dem Bauernhof konfrontiert sieht.

Um erfolgreich zu sein, muss der Autonomieentwurf eines jungen Hofnachfolgers sich notwendigerweise auf die gegenwärtig gegebenen, ökonomischen Strukturverhältnisse beziehen. Ein junger Bauer muss ein unternehmerisches Ethos entwickeln, das sich bei der notwendig gewordenen Aussen- und Marktpositionierung des Hofes als tragfähig erweist. Aus dem 'Deutungsmuster Subsistenz' gehen freilich Deutungen ökonomischer Zusammenhänge hervor, die immer weniger eine erfolgreiche Aussenpositionierung des Hofes gewährleisten.

Bei der Rekonstruktion individueller Autonomiekonzeptionen geht es also wesentlich auch um die Frage, aus welcher 'spontanen Politischen Ökonomie' heraus ein Fall seine Handlungspraxis versteht und inwieweit das aus ihr hervorgehende, unternehmerische Credo die Probleme zu lösen imstande ist, die sich gegenwärtig der bäuerlichen Ökonomie in neuer Form stellen.

---

Auf den Punkt gebracht, können den Fallanalysen in den Teilen II und IV die folgenden drei Fragestellungen zugrundegelegt werden:

1. Welche Chancen besitzt der Fall, innerhalb familienwirtschaftlicher Strukturen eine autonome Lebenspraxis zu entfalten, sich als ein rationaler Akteur zu konstituieren und sich den Hof aktiv anzueignen? Es ist die Struktur der familiären Konstellation zu bestimmen, aus der der Hoferbe als ein Handlungssubjekt hervorgeht.
2. Welche Motive - traditionellen oder modernen Ursprungs - liegen der Bindung an den Hof zugrunde?
3. Aus welchen Deutungen des Ökonomischen d.h. aus welcher spontanen Politischen Ökonomie gehen die Strategien des Hoferben hervor, innerhalb veränderter ökonomischer und politischer Rahmenbedingungen erfolgreich zu sein, und welcher Typus bäuerlichen Unternehmertums leitet sich daraus ab?

## Teil II: Georg und Simon - Kontrastierende Fallanalysen

Georg und Simon sind junge Bauern, denen sich die Frage einer späteren Hofübernahme in je verschiedener Weise stellt. Beide arbeiten auf dem elterlichen Hof und binden an ihn einen spezifischen Zukunftsentwurf. Mit ihm sind individuelle Positionierungsleistungen verbunden, die sowohl hofinterne als auch hofexterne Kontexte betreffen.

In der kontrastierenden Analyse der beiden Fälle geht es mir darum, Identitäten und Differenzen in ihren Positionierungsleistungen zu bestimmen. Obwohl Simon und Georg in einer oberflächlichen Betrachtung mit ähnlichen Problemen konfrontiert sind - sie ergeben sich aus der aktuellen Deregulierung des Agrarsektors -, entwickeln sie sehr verschiedene Strategien der Vergegenwärtigung und Bewältigung dieser Probleme. Es sind familien- und hofstrukturelle sowie individual- und familienbiographische Hintergründe und Besonderheiten, die diese Unterschiede über weite Strecken bedingen.

Die Darstellung meiner Analyseergebnisse ist viergeteilt. Ich umreisse für die beiden Fälle zuerst die strukturellen Gegebenheiten des Hofes, der Hofbewirtschaftung und der Familie und zeige anschliessend, welche Konstitutions- und Realisierungschancen eines autonomen Lebensentwurfs sich für Simon und Georg aus der Einbindung in fallspezifische, familiäre Konstellationen ergeben. Im weiteren rekonstruiere ich die spontane Politische Ökonomie sowie den Typus bäuerlichen Unternehmertums - er betrifft die *Aussenpositionierung* des Hofes -, der ihren individuellen Handlungsorientierungen zugrundeliegt. Es wird sich zeigen, dass er in unterschiedlichem Masse durch das 'Deutungsmuster Subsistenz' strukturiert wird. Abschliessend ist zu rekonstruieren, welche dominanten Motive die fallspezifische Bindung an den Hof und an den 'Bauernberuf' steuern. Die Ergebnisse der kontrastierenden Fallanalyse fasse ich in Teil III zusammen und ziehe einige generalisierende Schlüsse.

Methodisch orientiere ich mich bei der Interpretation des nicht-standardisierten Interviewmaterials am sequenzanalytischen Verfahren der Objektiven Hermeneutik.<sup>51</sup> Es geht mir nicht um die Rekonstruktion subjektiv gemeinten Sinns, sondern um das Erfassen latenter Sinnstrukturen, die Simons und Georgs Handlungen und Äusserungen zugrundeliegen<sup>52</sup>. Gleichfalls trete ich nicht mit einem fertigen Theoriemodell an das Textmaterial heran, um es gleichsam an ihm zu testen, sondern entwickle meine allgemein-theoretischen Aussagen in der Auseinandersetzung mit dem Material selbst.<sup>53</sup> Das

---

<sup>51</sup>Auf eine skizzierende Darstellung des Verfahrens und seiner sozial- und konstitutionstheoretischen Hintergründe und Implikationen muss hier leider verzichtet werden. Ich verweise auf die im Literaturverzeichnis aufgelisteten Arbeiten von Ulrich Oevermann sowie den methodischen Anhang.

<sup>52</sup>Zum Begriff der latenten Sinnstrukturen und zur Unterscheidung zwischen 'Nachvollzugs'- und strukturaler Hermeneutik vgl. Oevermann et al. (1979, 378ff.) und Oevermann (1993, 112ff.): „Mit dem Begriff von latenten Sinnstrukturen werden objektive Bedeutungsmöglichkeiten als real eingeführt, unabhängig davon, ob sie von den an der Interaktion beteiligten Subjekten intentional *realisiert* wurden oder nicht.“ (Oevermann et al. 1979, 381)

<sup>53</sup>Zur Unterscheidung zwischen einer 'subsumptionslogischen' und einer strukturalistisch, rekonstruktiven Forschungsweise vgl. Oevermann (1983) und Oevermann (1991, 270): „(...), wohingegen doch die standardisierten Verfahren der Datenerhebung schon immer, da sie im Lichte der zu prüfenden Theorien selbst konstruiert worden sind, einen Filter abgeben, der gezielt nur das hindurchlässt, was von den vor-

heisst jedoch nicht, dass ich mich zu Beginn vollkommen naiv stelle<sup>54</sup>: Um den Raum möglicher Bedeutungen und Sinndimensionen, die einzelne Aussagen Simons und Georgs haben können, möglichst weit zu spannen, stütze ich mich auf das in Teil I zusammengetragene Wissen ab. Freilich zeigt sich erst in der Arbeit am Material, was von alledem von Simon und Georg tatsächlich ‘realisiert’ wird.

Fallspezifische Entscheidungsmuster oder ‘Strukturierungsgesetzlichkeiten’ kommen an jeder einzelnen Textstelle zum Ausdruck.<sup>55</sup> Mit jeder sich sequentiell an eine vorhergehende anschliessenden Äusserung nimmt der Sprechende eine spezifische Selektion aus einem durch das Vorhergegangene mitbedingten Möglichkeitsraum vor. Seine tatsächlich getroffenen Entscheidungen haben in dem Sinne System, als sich in ihnen ein strukturiertes und konsistentes Muster der Positionierung in kontingenten und sinnstrukturierten Handlungs- und Deutungsräumen zur Geltung bringt. Dieses Muster, die ‘Strukturierungsgesetzlichkeit des Falles’, gilt es zu bestimmen.

In der *Darstellung* meiner Analyseergebnisse wird die sequenzanalytische Vorgehensweise bei der Datenauswertung nicht überall eindeutig sichtbar. Das liegt zum einen daran, dass ich gelegentlich abkürzend verfahren muss und nicht alles in meinen Text einfließen lassen kann, was sich im Prozess der Auswertung in meinem Kopf angesammelt hat. Zum anderen befasst sich ein Grossteil der Arbeit mit der Bestimmung wesentlicher Konturen „geistiger Strukturzusammenhänge“ (Mannheim). Bei der Darstellung spontaner Politischer Ökonomien kann ich zum Beispiel nicht umhin, zentrale inhaltliche Elemente und Gestaltmerkmale additiv aneinanderzureihen, sie ‘bloss’ zu beschreiben und aus den verstreuten Textstellen, in denen sie aufscheinen, zusammenzutragen. Das sequenzanalytische Verfahren ist nun einmal mehr auf die Analyse strukturierter Handlungsverläufe zugeschnitten als auf die Bergung gleichfalls zusammenhängender und strukturierter Elemente von ‘Weltauslegungssystemen’. Der gelegentlich wohl abschreckende Umfang der zitierten Interviewpassagen dokumentiert, dass

---

gefassten Konzeptualisierungen, also den vorangegangenen Abstraktionen auch ‘verdaut’ werden kann“.

<sup>54</sup>Zum Gestus der künstlichen Naivetät und dem Ausschalten fallbezogenen (!) Vorwissens in der objektiven Hermeneutik vgl. Oevermann (1988, 282): „Die strukturelle Hermeneutik macht nicht den Kategorienfehler der traditionellen geisteswissenschaftlichen Hermeneutik, das Verstehen von Texten vorab auf jenes gegenstandsspezifische Vorwissen zu stützen, das die ‘historische Distanz’ zu ihm überwindet, damit den Anlass für das Verstehen, nämlich die Fremdartigkeit des Gegenstandes, vor der Operation des Verstehens schon zu beseitigen und dieses somit als methodische Operation zu trivialisieren. Sie bemüht sich viel mehr explizit darum, ihren Gegenstand nicht-zirkulär, d.h. unter Ausschluss des vorgängigen Wissens über den Fall, den es zu rekonstruieren gilt, zu betrachten, den Gegenstand also selbst dann, wenn er qua gemeinsamer gesellschaftlicher Praxis vorgängig vertraut ist, in der Distanz der Fremdartigkeit zu halten oder: in ‘künstlicher Naivetät’ zu betrachten.“

<sup>55</sup>Zur Differenzierung von Parameter 1 und Parameter 2 in der Objektiven Hermeneutik vgl. Oevermann (1993, 180ff.) und Leber/Oevermann (1994, 386f.): „Zwei grundlegend verschiedene Parameter determinieren nun eine reale Sequenz. Erstens: Auf der Ebene oberhalb der Fallstruktur liegen jene Regeln, die allgemein gültig - allerdings mit historisch unterschiedlicher Reichweite ihrer Geltung, jeweils vom Standpunkt einer gegebenen Sequenzstelle gesehen - determinieren, welche Anschlüsse sinnlogisch möglich sind bzw. welche Handlungen oder Äusserungen sinnlogisch vorausgehen konnten. Diese Regeln legen mithin den Spielraum von objektiven Möglichkeiten vernünftigen, das heisst verstehbaren Handelns fest. Zweitens: Auf der Ebene des Falles selbst bestimmt nun dessen Strukturierungsgesetzlichkeit, kurz Fallstruktur, welche unter den möglichen Anschlüssen und Operationen an jeder Sequenzstelle selegiert werden. Die konkrete Fallstruktur bildet sich also auf der Folie explizierbarer Möglichkeiten jeweils als fallspezifische, besondere Selektion und Selektionssequenz von objektiven Möglichkeiten ab.“

ich das Interviewmaterial hin und wieder ‘nur’ als Beleg für die Existenz solcher Auslegungssysteme im Kopf des Befragten verwende. Selbstverständlich wäre aus dem abgedruckten Textmaterial manchmal auch mehr (und etwas anderes) herauszuholen, als das, was ich tatsächlich aus ihm herausgeholt habe.

### 3. Simon: Der (verhinderte) Autonome

Simons Hof liegt in einem schattigen Talkessel im Berner Jura. Die Region eignet sich ausschliesslich für Tierhaltung und Milchwirtschaft. Der Hof ist der Bergzone 2<sup>56</sup> zugeteilt und umfasst 35 Hektaren Grasland.<sup>57</sup> Der Grossteil davon befindet sich im Besitz der Familie. Im Stall stehen 32 Kühe und zirka 30 Stück Jungvieh. Im ehemaligen Schweinestall sind 3 Pferde untergebracht. Eines davon gehört Simon: Reiten sei sein Hobby, sagt er. Die Milch wird in der Dorfkäserei abgeliefert, wo sie direkt verkäst wird. D. ist ein unbelebt wirkendes, sehr kleines Dorf. Es besteht aus ein paar Steinhäusern und Stallungen, die baulich undurchschaubar ineinander verstrebt sind. Sie machen einen etwas zerfallenen Eindruck. Gemäss Simon hat sich die Zahl der Bauern im Dorf seit 50 Jahren kaum verändert.

Die geographischen und klimatischen Bedingungen des Berner Jura lassen eine intensive Bodenbewirtschaftung nur bedingt zu. Das Gras wird im Sommer dreimal geschnitten, und die Reife des Heus fällt regelmässig mit einer Schlechtwetterperiode zusammen. Im Talkessel von D. ist es lange frostig, was den jährlichen Erntebeginn zusätzlich verzögert. Zu Simons Betrieb gehört keine eigene Sömmerungsweide. Das Vieh weidet auf Allmendegebiet. Die Nutzungsrechte (die „Rechte“) sind unter den in der Region ansässigen Bauern aufgeteilt. Während des Sommers sind die Tiere auf verschiedenen Weiden verstreut und müssen zum Melken auf dem Hof zusammengetrieben werden. Da das Weidegras für die Fütterung nicht ausreicht, muss zusätzlich eingegrast werden.

Die Gebäulichkeiten des Hofes sind veraltet; seine Bewirtschaftung ist äusserst arbeitsintensiv. Das Leben im Viehstall wirkt zwar behaglich; der Stallboden ist mit einer dicken Strohschicht belegt, und die Kälber sind im Gang direkt hinter den Muttertieren angekettet. Die Transportwege des Heus, vom Heuboden zu den quer angeordneten Viehständen, sind jedoch lang, wodurch sich die Fütterung der Tiere aufwendig gestaltet. Ausserdem sind die Platzverhältnisse knapp und entsprechen nach Simons Einschätzung auch nicht mehr den neuesten Tierschutzrichtlinien. Auch unter fütterungsökonomischen Gesichtspunkten ist der Stall veraltet: Wegen der Absperrgitter vor den Futterbarren können die Kühe nur zu bestimmten Tageszeiten Futter aufnehmen. Eine Leistungskuh müsse dann fressen können, wenn sie Lust danach habe, sagt Simon. Ihm schwebt im Zusammenhang mit der beabsichtigten Gesamtsanierung des Hofes die Einrichtung eines Boxenlaufstalls vor. Aus Platzgründen komme ein Freilaufstall nicht in Frage. Auf dem Hof wurden bis anhin eine Küche und ein Wohnzimmer renoviert. - Nach Abschluss der Sekundarschule mit französischsprachigem Unterricht (zu Hause

---

<sup>56</sup>Das Landwirtschaftsgesetz unterscheidet sechs Katasterzonen: die Ackerbauzone, die erweiterte Übergangszone, die Übergangszone, die voralpine Hügelzone sowie die Bergzonen 1 bis 4. In der Bergzone 4 herrschen die erschwerten Bewirtschaftungsbedingungen. Die Zonenzuteilung bildet die Grundlage für staatliche Bewirtschaftungsbeiträge.

<sup>57</sup>Die durchschnittliche Nutzfläche der von hauptberuflichen Bauern bewirtschafteten Betriebe beträgt im Kanton Jura 27.7 Hektaren. Sie ist im Vergleich zum gesamtschweizerischen Durchschnitt (15,2 Hektaren) relativ gross. (SBV 1995)

wird deutsch geredet) hat Simon zwei Auswärtslehrjahre sowie die zwei Winterkurse an einer Landwirtschaftsschule absolviert. Für die Zukunft hat er sich den Betriebsleiterkurs vorgenommen. An die Meisterprüfung denkt Simon, mittlerweile 24 Jahre alt, noch nicht.<sup>58</sup> Gegenwärtig steht er in einem landwirtschaftsüblichen Anstellungsverhältnis auf dem elterlichen Betrieb. Die Zweigenerationenstruktur und die Beschäftigung eines ausländischen Landarbeiters ermöglichen es ihm, gelegentlich frei zu machen. Über die Modalitäten einer späteren Hofübernahme ist in der Familie noch nicht geredet worden. -

Simons Grossvater ist 1947 mit seiner Familie aus dem Emmental in den Berner Jura gezogen. Im Interview hält Simon fest, dass es sich damals um eine nicht aussergewöhnliche Auswanderung gehandelt habe. Die Familie sei zwar kein Einzelfall gewesen, sei aber selber nach D. gekommen.

I: Und dann sind gerade mehrere Familien vom Emmental in den Jura gekommen oder seid ihr ein Einzelfall gewesen dann?

S: Ja, es gibt mehrere schon, aber eh, gerade, nicht gerade, eh ..., eigentlich schon selber hergezügelt, es ist nicht eh, eine Auswanderung gewesen, eine grosse, nein, nein, das ist ... Und der Grund, was .. warum sie da hin gekommen sind, das weiss ich nicht.

I: Ja, ja. Das is ..

S: ...<sup>59</sup>

Simons Insistieren auf die Freiwilligkeit des Zuzugs verweist darauf, dass es früher schon unfreiwillige Auswanderungsbewegungen gegeben haben muss. Es gab sie tatsächlich. Sie setzten im 17. Jahrhundert ein und waren die Folge der politischen Verfolgung der Täuferbewegung in der damaligen Schweiz. Simon ist Mitglied einer mennonitischen Glaubensgemeinde.<sup>60</sup>

In die Zeit seit der Zuwanderung aus dem Emmental fällt ein Ereignis, das familienbiographisch von immenser Bedeutung ist:

I: Hat es irgendwie in dieser Zeit markante Ereignisse gegeben, die irgendwo .. irgend etwas speziell

<sup>58</sup>Die Berufsausbildung zum Bauern ist mehrstufig. Es können verschiedengradige Abschlüsse erworben werden: Die Grundausbildung besteht aus 2 Lehrjahren mit Berufsschulbegleitung, wobei eines der beiden auf dem elterlichen Betrieb absolviert werden kann, und zwei „Winterkursen“ an einer Landwirtschaftsschule. (An diesen Schulen können zusätzlich Spezialkurse für Baumwärter, Buchhaltungskurse, Kurse für biologischen Landbau u.s.w. besucht werden.) Nach dem anschliessenden Besuch des Betriebsleiterkurses und des Meisterkurses avanciert man zum diplomierten Betriebsleiter, bzw. zum diplomierten Meisterbauern. Der Meisterbauer ist berechtigt, Lehrlinge auszubilden.

<sup>59</sup>Die Interviews wurden in Schweizerdeutsch geführt und nachträglich wörtlich ins Hochdeutsche übertragen. Hierbei wurden syntaktische Eigenheiten des Schweizerdeutschen wie ‘ich habe nicht können kommen’ oder ‘ich gehe *go* schauen’ (= ‘ich gehe schauen *gehen*’) nicht verändert. Spezifische Wörter und Formulierungen des jeweiligen Dialekts wurden nicht übersetzt. Bei der Transkription habe ich ein möglichst einfaches - für meine Zwecke ausreichend differenziertes - Notationssystem verwendet: ..., ..., .... bezeichnen Pausen (je länger, desto mehr Punkte); - bezeichnet abgebrochene Wörter; bei den in //..// gesetzten Aussagen handelt es sich um *nicht-intervenierende* Bestätigungsfloskeln; << ..>> verwende ich, wenn Interviewer und Interviewee gleichzeitig reden und in einfache Klammern (...) sind kurze Kommentare gesetzt. Ebenfalls in Klammern steht die Zahl der (bei der Transkription) unverständlichen Wörter, z.B.: (5).

<sup>60</sup>In der Schweiz, vor allem im Emmental und im Berner Jura, gibt es vierzehn Gemeinden mit insgesamt 2700 Mitgliedern (1991). Sie sind in der Konferenz der Mennoniten der Schweiz (Alttäufer) zusammengeschlossen.



gewesen ist auf diesem Hof, wo Du Dich jetzt gerade spontan könntest daran erinnern?

S: Eigentlich wäre ja der V-, der Hof nicht ... von nach dem Grossvater an den And- an einen Onkel gegangen, aber der ist tödlich verunfällt, und nachher ist er nachher dann an meinen Vater gegangen. //I: ja, mhm, ja// Das ist gerade das grösste Ereignis, aber sonst .. //I: Ja// ...

Simon hat eine ältere Schwester, die als Verkäuferin arbeitet und zwei jüngere Brüder. Der ältere der beiden ist Maschinenmechaniker - nicht Landmaschinenmechaniker, wie Simon betont - der jüngere ist Koch. Sein Vater ist 50 Jahre alt. Die wichtigsten sozialen Kontakte ergeben sich für die Familie aus der Zugehörigkeit zur Mennoniten-Gemeinde.

Das Interview mit Simon führe ich am 16. März 1995 auf seinem Hof in D. durch. Nach unserer Ankunft - Simon hat mich am Bahnhof in K. abgeholt - führt er mich in die Küche. Sie ist neu renoviert. Simon denkt laut darüber nach, ob man das Interview vielleicht in diesem Raum durchführen könne. Obwohl aus meiner Sicht nichts dagegen spricht und auch Simon nicht genau begründet, weshalb dieser Raum gleich wieder zu verlassen sei, werde ich in den ersten Stock des Gebäudes geführt, wo Simons Mutter in einer kleinen, schlauchförmigen Stube mit Flickarbeiten beschäftigt ist. Nach einer schnellen Begrüssung räumt sie unverzüglich das Feld. Simon sagt, das Gespräch könne wohl am ungestörtesten in diesem Raum stattfinden.

Im folgenden analysiere ich ausführlich die Anfangssequenz des Interviews. Ich bilde drei Strukturhypothesen hinsichtlich der in Abschnitt 2.5. formulierten Fragestellungen. Die Analyse weiterer Textpassagen kann als Test auf die Gültigkeit dieser Hypothesen gelten.

### 3.1 Familiäre Konstellationen: Autonomie und Gemeinschaftsbindung

I: Also.. Du sagst, es sei alt bei Euch //S: Jaa// Heisst das, dass man irgendwie in nächster Zeit ein wenig müsste erneuern oder so?

S: Ja, wir haben .. gerade .. Dieses Jahr haben wir schon, eh ..., wir haben Pläne bekommen; wir haben gefragt, bei einem Architekten, dass er einmal schauen käme, wir haben schon zi- ja, schon vorher mal darüber diskutiert gehabt, mit dem Vater, un- dass man's äüä etwas sollte machen. Sonst wird das mit der Zeit nicht mehr .. möglich sein schon von der Arbeit her und so //I: Mhm// Jetzt haben wir, eben, jetzt haben wir .. afangs einmal ein bisschen schauen was es, so kön .. könnte machen, aber noch nichts Definitives //I: Mhm//

Also markiert ein Ende und eröffnet eine neue Klammer. Der Interviewer nimmt eine Zäsur vor. Beim vorliegenden Text handelt es sich folglich nicht um einen Teilmittschnitt eines längeren Gesprächs, sondern um ein gerahmtes Forschungsinterview. Also dokumentiert, dass der obige Auszug seine Anfangssequenz wiedergibt. Es existieren generative Regeln für die Eröffnung eines Interviews, das zum Zwecke einer sozialwissenschaftlichen Analyse auf Tonband aufgezeichnet wird. Mit dem Drücken des Aufnahmeknopfs wird die soziale Situation, in die sich der Interviewer und der Interviewee notwendigerweise hineinbegeben haben, neu gerahmt. Es wird eine Zäsur vorgenommen, die ohne eine eindeutige und explizite Signalisierung nicht auskommt. Mit Also wendet der Interviewer, ohne sich dessen bewusst zu sein, diese Regeln an, und nimmt

dadurch eine verbindliche Rahmensetzung vor. Auf sie müssen sich der Interviewer und der Interviewee in der Folge beziehen.

Der Interviewer spricht Simon gleichzeitig als eine Person *und* als Repräsentanten einer bestimmten Region oder Interaktionsgemeinschaft an<sup>61</sup>: *Du sagst, es sei alt bei Euch*. Er stellt implizit fest, dass Simon *als ganzer Mensch* in ein regionales, soziales oder arbeitsweltliches Interaktionsgeflecht eingebunden ist, das einen primärgemeinschaftlichen Charakter besitzt. Bei dieser Lokalität kann es sich nicht um einen gelegentlichen Aufenthaltsort handeln, bzw. das soziale Geflecht kann nicht aus aufkündbaren Sozialbeziehungen bestehen. *alt bei Euch* wäre den pragmatischen Situationsbedingungen nicht angepasst, wenn der Interviewer Simon an einer Arbeitsstelle oder in einem Vereinslokal aufgesucht hätte. Es ist zwar denkbar, dass auch dort die sozialen Beziehungen einen partiell 'gemeinschaftlichen' Charakter haben. Da er aber sekundären Ursprungs ist, kann er nicht unvermittelt unterstellt werden. Zudem zerfällt eine 'corporate identity' in der Regel, sobald das, was sie zusammenhalten soll, seinen Glanz verliert. Gegenüber dem Angestellten eines bankrotten Wirtschaftsunternehmens kann die Feststellung „Es ist alt bei Euch“ nur ironisierend gemeint sein. Ironie von Seiten des Interviewer ist in der Anfangssequenz eines Forschungsinterviews (pragmatisch) nicht zu erwarten.

Simon wird auf seine primäre Verwurzelung in einer Region oder Interaktionsgemeinschaft angesprochen. Fallen alle sekundären Gemeinschaftsgebilde aus dem Raum der Möglichkeiten heraus, kann es sich bei der Lokalität bzw. der Interaktionsgemeinschaft, um die es hier geht, ausschliesslich um eine *engste Heimat* bzw. eine *Familie* oder einen *familienwirtschaftlich organisierten Produktionsbetrieb* handeln.<sup>62</sup> Unterstellt man, dass mit *Euch* nicht Simons Heimat oder Familie, sondern die Arbeitsgemeinschaft, der er angehört, gemeint ist, muss es sich dabei mit grosser Wahrscheinlichkeit um einen bäuerlichen Familienbetrieb handeln. Fast nur noch auf einem Bauernhof kann gegenwärtig in ungebrochener und nicht ironisierender Form die Existenz primärgemeinschaftlicher Strukturen unterstellt werden. Der bäuerliche Familienbetrieb ist nun freilich nicht nur *Produktionsstätte*, sondern gleichzeitig *Familie* und an eine spezifische Lokalität, d.h. an eine *engste Heimat*, gebunden.

Da es nicht das Ziel der Textinterpretation ist, die präzise Lokalität bzw. den Typus von

---

<sup>61</sup>Dass sich die Gesprächspartner in einem sozialwissenschaftlichen Forschungsinterview duzen, muss begründet werden. Die Angemessenheit des Duzens kann aus den folgenden pragmatischen Bedingungen hervorgehen: Erstens: Die Gesprächspartner kennen sich. Zweitens: Dem Interviewer gelingt es nicht, sich ausschliesslich die Rolle des Interviewers anzueignen. Zwischen ihm und dem Interviewee bestehen lebensweltliche NÄHEN, die ein rollenadäquates Handeln objektiv verunmöglichen. Diese lebensweltlichen NÄHEN können sein: gleiches Alter, Bekanntschaft über Dritte, Konventionen des Milieus, dem beide entstammen und andere. Drittens: Duzend versucht der Interviewer, eine lebensweltliche Nähe zum Interviewee herzustellen, die objektiv nicht besteht. Er begeht eine Regelverletzung, die den Verlauf des Interviews störend beeinflussen kann. Abkürzend kann festgehalten werden, dass aus der Analyse des vorliegenden Materials eine Regelverletzung dieser Art nicht hervorgeht.

<sup>62</sup>Ungläubige sind aufgefordert, sich alle sozialen Situationen zu vergegenwärtigen, in die hinein die Äusserung „alt bei Euch“ fallen kann. Unproblematisch ist sie nur dann, wenn mit dem *Euch* entweder ein Familie, eine familienähnliche Gemeinschaft oder eine Lokalität gemeint ist, in die der (oder die) Angesprochene primär und als ganzer Mensch verstrickt ist.

Gemeinschaft, der Simon angehört, zu bestimmen, kann das Kontextwissen, dass Simon tatsächlich auf dem Bauernhof seiner Eltern lebt und arbeitet, problemlos beigezogen werden. Der Versuch, diese Information aus dem Text selbst herauszuholen, wird dadurch nicht sinnlos. Er hat bereits wesentliche Charakteristiken der Bauernfamilie zu Tage gefördert: Es handelt sich bei ihr um eine Einheit von Produktion und Familienleben, die an eine spezifische Lokalität gebunden ist. Dass Simon gleichzeitig mit Du und mit bei Euch angesprochen wird, verweist darauf, dass das Verhältnis von individueller Autonomie und Gemeinschaftsbindung in der Bauernfamilie spannungsreich ist. Die Einheit von Arbeit und Familienleben bedingt, dass jedes Mitglied der Bauernfamilie, insbesondere der designierte Hoferbe, *als ganzer Mensch* die familiäre und ökonomische Subsistenz des Hofes mitträgt. Individuelle Lebensentwürfe bleiben tendenziell dem Primat des Hofes bzw. der familiären Gemeinschaft untergeordnet. Indessen stellt der Hof als eine Einheit von Produktion, Konsum *und* Besitz Ressourcen bereit, die der Möglichkeit nach bei der Realisierung eines autonomen Lebensentwurfs aktiv eingesetzt werden können.

Du sagst, es sei alt bei Euch: Offensichtlich paraphrasiert der Interviewer Äusserungen Simons, die dem Forschungsinterview vorausgegangen sind. Simon muss mit Nachdruck darauf aufmerksam gemacht haben, dass der Zustand seines Hofes schlecht ist. Der Interviewer sieht sich an Simons Äusserungen gebunden. Er eröffnet das Gespräch mit einer für ein Forschungsinterview untypischen, weil nicht von ihm selbst gewählten Anfangsfrage. Simon wiederum hat mit der Thematisierung des Hofalters eine spezifische Selektion vorgenommen, die nicht zufällig sein kann. Dass er auf den schlechten Zustand des Hofes zu reden kommt, dokumentiert, dass sein Denken wesentlich auf den Hof ausgerichtet, sein individuelles Verhältnis zum Hof indessen keineswegs unproblematisch ist.

Obwohl die Definitionsmacht über das Gesprächsthema formal bei ihm liegt, ist der Interviewer verpflichtet, auf Simons Gesprächsangebot, mit dem er sich offenbar als ganze Person exponiert, einzusteigen.<sup>63</sup> Es lässt sich bereits jetzt die Hypothese aufstellen, dass Simon bei seiner Selbstverortung auf dem Hof mit Schwierigkeiten konfrontiert ist. Besonders deutlich müssen sie sich in einer aktuellen Hofsanierungsfrage zum Ausdruck bringen. Ob sie einen bäuerlich-familiären Hintergrund haben, was zu erwarten ist, kann anhand des Interviewmaterials geklärt werden.

Die Frage Heisst das, dass man irgendwie in nächster Zeit ein wenig erneuern müsste oder so? ist extrem offen formuliert. Sie setzt sich aus den folgenden Teilfragen zusammen:

1. Besteht ein prinzipieller Erneuerungswille? Wird der Hof wegen seines schlechten Zustands aufgegeben oder wird er saniert?
2. Besteht tatsächlich ein Erneuerungsbedarf? Ist der Hof wirklich so alt, dass er saniert werden muss?

---

<sup>63</sup>Hätte es sich bei Simons Äusserungen bloss um unverbindliche Tatsachenfeststellungen gehandelt, hätte der Interviewer nicht auf sie Bezug nehmen müssen. Es wäre sogar sehr dumm von ihm gewesen, Simons konstativen Geltungsansprüche in irgendeiner Form zu kritisieren. Er hätte dadurch das Zustandekommen eines tragfähigen Gesprächsbündnisses auf fahrlässigste Weise gefährdet.

3. Wann soll die Erneuerung stattfinden?
4. Was soll Gegenstand der Erneuerung sein: Der Stall, das Wohnhaus, sämtliche Gebäulichkeiten, die Maschinen, der Boden, die (erweiterte) Familie, das Dorf?
5. Wie soll hier erneuert werden? Existieren in irgendeiner Form konkrete Pläne der Erneuerung?
6. Wer soll diese Erneuerung vollziehen?
7. Weshalb, mit welcher Absicht soll erneuert werden? Dass man müsste verlangt nach einer kausalen oder finalen Begründung, wobei der kausale Zusammenhang durch *alt - neu* vom Interviewer unterstellt wird.

Es ist aufschlussreich, auf welche dieser Teilfragen Simon in der Folge Bezug nehmen wird. Die Selektion von Anknüpfungspunkten verweist auf die Gestalt seiner Schwierigkeiten, sich mit den strukturellen Gegebenheiten des Hofes und der Familie zu arrangieren.

Simon beginnt mit ja, wir haben, und hält einen Moment lang inne. Er definiert von Beginn weg, wer für die Hoferneuerung verantwortlich ist. Mit wir kann, da wir uns auf einem Bauernhof befinden, niemand sonst als er und seine Eltern gemeint sein. Andernfalls müsste er die weiteren Beteiligten explizit benennen. Mit wir haben setzt Simon zu einer retrospektiven Erzählung an. Die Betriebserneuerung hat also bereits eine Geschichte. Es ist zu erwarten, dass, weil von einer *bevorstehenden* Hofsanierung die Rede ist, wir haben in irgendeiner Form „wir werden“ folgen wird.

Wir haben .. gerade ..: Simon aktualisiert die Geschichte der Hoferneuerung auf einen in der unmittelbaren Vergangenheit liegenden Zeitpunkt. Die Erwartung, dass sich wir haben ein „wir werden“ anschließen wird, wird dadurch dramatisch gesteigert. „Jetzt haben wir gerade“ verlangt nach „und jetzt werden wir dann gleich“. Die Realisierung des Sanierungsprojektes muss also unmittelbar bevorstehen. Simon hält jedoch erneut inne und präzisiert das gerade durch dieses Jahr haben wir schon .. eh. Die Steigerung wird dadurch nicht weiter erhöht, sie wird überraschend zurückgenommen. Bereits jetzt lässt sich sagen, dass die Betriebssanierung für Simon zu langsam vorangeht. Die Desillusionierung, die er sequentiell vorführt, bringt eine reale Enttäuschung über die Langsamkeit des Entscheidungs- und Erneuerungsprozesses zum Ausdruck. Da es sich bei der Erneuerungsfrage, wie ausgeführt, für Simon um eine ihn existentiell betreffende Angelegenheit handelt, erstaunt seine Enttäuschung nicht. Sofern Simon in der Folge keine anderen Beteiligten benennt - eine Baubewilligungsbehörde, eine Bank, ein Architekturbüro oder eine Baugesellschaft -, die den Sanierungsprozess verzögern, muss angenommen werden, dass zwischen ihm und seinen Eltern grundsätzliche Differenzen in der Einschätzung der Notwendigkeit oder Dringlichkeit der Hofsanierung bestehen.

Mit wir haben Pläne bekommen präzisiert Simon den aktuellen Stand des Erneuerungsprozesses. Wir haben Pläne bekommen legt zwar nahe, dass sich der Erneuerungsprozess bereits in der letzten Vorphase der Realisierung befindet, gleichzeitig ist die Aussage von einer eindeutigen, zeitlichen Situierung abgeschnitten. Zweifellos sind die Pläne tatsächlich dieses Jahr eingetroffen. Es gelingt Simon aber nicht, im Vorliegen von Plänen diejenige Etappe des Erneuerungsprozesses zu erblicken, auf die nun unmittelbar

ihre Realisierung folgen würde. Die Hypothese, wonach für Simon die Erneuerung viel zu schleppend vorankommt, wird durch die Feststellung, dass es bereits Pläne gibt, nicht falsifiziert.

Wir haben gefragt, bei einem Architekten, dass er einmal schauen käme: Wiederum nimmt Simon das Vorliegen der Pläne nicht zum Anlass, das gemäss der üblichen Logik von Sanierungsprozessen kurz vor der Realisierung stehende Projekt zu schildern. Es gelingt ihm nicht, von der Erzählebene des *wir haben* auf die Ebene des *„wir werden“* hinüberzuwechseln. Er zeichnet weiter die *Vorgeschichte* der Erneuerung nach und verliert sich immer tiefer in ihr. Es wird immer unwahrscheinlicher, dass demnächst von einem positiven Entwurf der Erneuerung die Rede sein wird. Es sind von Simon keine ausführlichen Erläuterungen des Sanierungsprojektes zu erwarten, obwohl diese von einem Menschen, der eine 'neue Existenz' begründen will, durchaus zu erwarten wären.

Wir haben schon *zi-* schon vorher mal darüber diskutiert gehabt: Simon setzt die Schilderung der *Vorgeschichte* fort. Spätestens hier wird eindeutig sichtbar, dass das Vorliegen von Plänen nichts darüber aussagt, ob ein grundlegender Konsens bezüglich des Erneuerungsbedarfs und ein prinzipieller Erneuerungswille in Simons Familie tatsächlich besteht. vorher mal darüber diskutiert gehabt verweist auf den Charakter der Unverbindlichkeit, den das Diskutierte besitzt. Die Sanierung eines Landwirtschaftsbetriebs ist nichts, über das man *„vorher mal diskutiert“*, um es dann zügig zu realisieren. Sie muss explizit beschlossen werden. Objektiv stellt Simon fest, dass von einem Grundsatzentscheid über die Erneuerung des Betriebs und einem prinzipiellen Erneuerungswillen in seiner Familie nicht die Rede sein kann.

Mit dem Hinweis auf das Vorliegen von Plänen entwirft Simon das Normalmodell einer Hofsanierung. Es ist das Modell, an dem *er* sich orientiert. Mit dem Rekurs auf die vorangegangenen, unverbindlichen Gespräche zeichnet er kontrastierend das Modell nach, an dem seine Eltern sich orientieren. Innerhalb dieses Modells kann über manches geredet werden, ohne dass sich daraus praktische Konsequenzen ergeben.

Die nun folgenden Sequenzen machen klar, dass nicht nur objektiv über die Erneuerung des Betriebes kein Konsens vorliegt, sondern auch, dass in Simons Familie ein aktueller Generationenkonflikt herrscht. Durch ihn wird Simons 'Existenz', die er aktiv an die Existenz des Hofes bindet, massiv bedroht.

schon vorher mal darüber diskutiert gehabt mit dem Vater, un- dass man's äüä etwas sollte machen: Mit äüä etwas sollte machen wird noch einmal das Fehlen einer dezidierten Willensbekundung zum Ausdruck gebracht. Ausserdem wird deutlich, dass sich hinter dem Konflikt um die Hoferneuerung ein Generationenkonflikt verbirgt. Wir haben diskutiert gehabt, mit dem Vater bedeutet, dass es auf dem Hof befürwortende und ablehnende Koalitionen in der Hoferneuerungsfrage gibt: *„Wir, die Befürworter einer Erneuerung haben dem Vater klarzumachen versucht, dass eine Erneuerung sich aufdrängt.“* Die Textstelle lässt sich aber auch wie folgt lesen: *„Die Familie, oder zumindest Teile von ihr, haben über die Erneuerung diskutiert, der Vater war bei diesen Diskussionen auch dabei“*. Es lässt sich nicht eindeutig bestimmen, ob Simon den Vater zu seinen Verbündeten zählt, oder ob

der Vater aus Simons Sicht diejenige Person ist, die vom Erneuerungsbedarf primär noch überzeugt werden muss. Es ist also nicht nur denkbar, dass der Vater die Erneuerung verzögert, sondern auch, dass der Vater im familiären Konflikt eine Mittelposition einnimmt, die von den konfligierenden Parteien hochgradig umworben ist. Der Generationenkonflikt ist an die Triade Mutter-Vater-Simon gebunden, wobei eventuelle Koalitionen in der Erneuerungsfrage bis anhin aus dem Material nicht eindeutig hervorgehen.

Mit sonst wird das mit der Zeit nicht mehr .. möglich sein, schon von der Arbeit her und so, macht Simon explizit, dass an die Hofsanierung seine eigene Existenz gekoppelt ist. Was hier nicht mehr möglich sein wird, ist mehr als die Bewältigung der anfallenden Arbeit. das ist alles, was die bäuerliche Ökonomie einschliesslich ihrer familiären Komponenten ausmacht. Simon thematisiert den finalen Sinn der Hoferneuerung. Er unterlegt seine Argumentation mit einer Theorie, die einen Zusammenhang zwischen dem Zerfall des Hofes und der Möglichkeit seiner individuellen Existenz herstellt. Es ist zu klären, wie diese Theorie aussieht. Gedankenexperimentell können die folgenden zwei Möglichkeiten entworfen werden:

(1) *Der substanzielle Zerfall der Hofes verunmöglicht seine künftige Bewirtschaftung*: Diese Lesart von mit der Zeit nicht mehr möglich sein, kann von Beginn weg ausgeschlossen werden, weil die Zerfallszeit von Gebäulichkeiten lang ist. Aus dem Text geht nicht hervor, dass es sich bei der beabsichtigten Sanierung um eine akute Krisenintervention handelt. Vielmehr legt die Langsamkeit, mit der die Sache angegangen wird, die Vermutung nahe, dass ein zeitlicher Handlungsspielraum nach wie vor besteht. Ausserdem muss Simons Bindung an den Hof auch von der Elterngeneration mitgetragen werden. Es muss auch von ihnen her eine Bindung an den Hof existieren. Andernfalls wäre von ihrer Seite kein Widerstand gegen eine Erneuerung zu erwarten. Auch sie liessen den substanziellen Zerfall des Hofes nicht zu.

(2) Ist es also nicht die substanzielle Bestandszeit des Hofes, die gemäss Simon abzulaufen droht, dann muss es sich bei der Zeit, von der hier die Rede ist, um eine *hofexterne Zeit* handeln. Denn von der *internen Zeit* des Hofes her drängt sich die Sanierung nicht unmittelbar auf. In der Innenperspektive des Hofes gibt es keinen nachvollziehbaren Grund, weshalb Arbeitsprozesse, die heute und innerhalb der bestehenden Gebäulichkeiten bewältigt werden können, nicht auch morgen noch bewältigt werden könnten. Simon durchbricht die Vorstellung einer vollständigen Autarkie des Hofes, und macht geltend, dass der Bestand des Hofes nicht ausschliesslich von seinem substanziellen Bestand abhängig ist. Er weist implizit darauf hin, dass seine individuelle Existenz und der Hof, an den er sie koppelt, in kulturelle und gesellschaftliche Strukturen und Aussenbeziehungen eingebunden sind.

Hinsichtlich der Feststellung, sonst wird das mit der Zeit nicht mehr .. möglich sein, schon von der Arbeit her und so, drängt sich akut die Frage auf, auf welche Weise sich Simon die Einbindung seiner Existenz in kulturelle und gesellschaftliche Strukturen vorstellt, und auf welche dieser strukturellen Einbindungen er dominant Bezug nimmt. Meint Simon mit

sonst wird das mit der Zeit nicht mehr möglich sein

1. dass sein 'Leben' unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr möglich sein wird, dass er gewissermassen die Lust verlieren könnte, mühsame und strenge Arbeiten zu verrichten, die man, wenn man sich die Sache nur einfacher und praktischer einrichten würde, allesamt vermeiden könnte? Oder meint er damit,

2. dass der ökonomische Druck auf den Betrieb, zum Beispiel veränderter politischer oder ökonomischer Rahmenbedingungen wegen, in Zukunft derart zunehmen könnte, dass ohne die Durchführung von Rationalisierungsschritten der ökonomische Bestand des Hofes nicht mehr gewährleistet wäre?

Es stellt sich die Frage, ob sich Simon von der Sanierung des Betriebs primär ein 'besseres Leben' oder ob er sich davon primär 'bessere betriebsökonomische Erfolgchancen' verspricht. An das Motiv des besseren Lebens wären in irgendeiner Form individuelle Autonomieansprüche gekoppelt, mit deren Realisierung die Führung eines 'normalen', ausserhalb des Betriebes realisierten und von Arbeit so weit wie möglich entlasteten Lebens verbunden wäre. Die Sanierung des Hofes böte ihm die Chance, auf seinem Bauernhof partiell ein *Reich der Freiheit* einzurichten. Zeigten Simons Erwartungen primär *diese* Tendenz, könnte gefolgert werden, dass seine Bindung an den Hof dominant auf *individualistisch-lebenspraktischen Motiven* beruht. Für Simon wäre der Hof ein Ort, an dem sich ein freies, unabhängiges und selbstbestimmtes Leben verwirklichen lässt. Ginge mit Simons Sanierungsprojekt eine Hypostasierung des Hofes zu einem Reich der Freiheit einher, müsste weiter gefragt werden, ob und auf welche Weise Simon die ökonomischen Aussenbeziehungen des Hofes in seine Autonomiekonzeption miteinbezieht: Liegt Simons Autonomieentwurf ein defensives oder ein offensives Modell individueller und unternehmerischer Freiheit zugrunde?

Es ist vorweg zu klären, welche basalen Ausrichtungen ein individueller Autonomieentwurf haben kann. Autonomie auf dem Bauernhof kann folgendes bedeuten:

(1) Sie kann die lebens- und unternehmenspraktische Durchsetzung eines modernen Lebensentwurfs gegenüber den familienwirtschaftlich bedingten, habituell vermittelten und in traditionellen Deutungsmustern verankerten Formen passiver Hofbindung bedeuten. Sie bedeutet den praktischen Vollzug von Entscheidungen in echten Entscheidungssituationen, die sich durch alternative Wahlmöglichkeiten und einen souveränen Akteur auszeichnen. Diese Entscheidungen können die Weiterführung oder das Verlassen des Hofes, die hofinterne Restrukturierung der Arbeitsprozesse und der Arbeitsorganisation sowie die Entwicklung ökonomisch erfolgversprechender Verwertungstechniken zwecks aktiver Einbindung des Hofes in den marktvermittelten Gesamtzusammenhang gesellschaftlicher Reproduktion betreffen.

Orientiert sich ein Hoferbe an den handlungskonstituierenden und gleichzeitig handlungsrestringierenden Regeln des Marktes, basiert seine Autonomiekonzeption auf einem *offensiven Modell individueller und unternehmerischer Freiheit*.

(2) Sie kann die Wahrung bauernweltlich etablierter Freiheitsräume gegenüber allen Formen der Fremdkonditionierung individuellen Handelns bedeuten. Fremdkonditionierung kann sowohl durch die Regeln der familiär-bauernweltlichen Tradition als auch durch die Regeln des Marktes und/oder des Staates bedingt sein. Situieret sich ein Hoferbe in seiner individuellen Autonomiekonzeption ausserhalb des gesellschaftlichen Reproduktionszusammenhangs, orientiert er sich an einem *defensiven Modell individueller und unternehmerischer Freiheit*.

(3a) Sie kann *moderne Lebenspraxis selbst*, bzw. ihr konstitutives Merkmal nach dem Wegfall entlastender, traditional-normativer Verbindlichkeiten bedeuten. Autonomie geht mit zunehmendem Entscheidungszwang einher. Regeln und Ressourcen, die in Entscheidungssituationen zum Einsatz kommen, restringieren und konstituieren die individuelle Lebenspraxis zugleich.<sup>64</sup>

(3b) Sie kann *moderne unternehmerische Praxis selbst*, deren Erfolg sich nach dem Zerfall der Einheit von Produktion und Konsum am *Markterfolg* des ökonomischen Handelns bemisst, bedeuten. Autonomie geht aus der selbstbestimmten Abstimmung individuellen Handelns auf die Regeln und Ressourcen der Natur, der Tradition, der Politik *und* des Marktes hervor.

Aus dem obigen Textmaterial kann die Frage, ob sich Simons Autonomiekonzeption an einem offensiven oder einem defensiven Modell individueller und unternehmerischer Freiheit orientiert, nicht abschliessend beantwortet werden. Bemerkenswert ist allerdings, dass Simon bei der Präzisierung dessen, was nicht mehr möglich sein wird, ausschliesslich von der Arbeit auf dem Hof spricht. Das lässt vermuten, dass die ökonomischen Aussenbeziehungen des Hofes in seiner Konzeption individueller Autonomie eher unterbelichtet bleiben.

Jetzt haben wir, eben, jetzt haben wir .. afangs einmal ein bisschen schauen was es, so kön .. könnte machen, aber noch nichts Definitives: Simons Schlusssatz synthetisiert den latenten Sinn seiner bisherigen Ausführungen. Zweimal setzt er mit jetzt haben wir dazu an, einen positiven Hofsanierungsentwurf darzulegen. Simon drängt es gewissermassen zur Aussage, jetzt haben wir „die Pläne und jetzt werden wir dann gleich mit ihrer Realisierung beginnen“. Noch einmal führt Simon jedoch sequentiell eine Desillusionierung und Enttäuschung vor. Mit afangs einmal ein bisschen schauen, was es, so kön .. könnte machen, aber noch nichts Definitives gesteht er ein, dass in der Hofsanierungsfrage im Grunde noch gar nichts geht. Entscheidungen bleiben in seiner Familie bis auf weiteres aufgeschoben.

---

<sup>64</sup>Regeln und Ressourcen bilden in Giddens' 'Theorie der Strukturierung' die wesentlichen zwei Komponenten von „Struktur“, wobei der Regelbegriff nicht ausschliesslich normativ zu verstehen ist: „Wir wollen somit die Regeln des gesellschaftlichen Lebens als Techniken oder verallgemeinerbare Verfahren betrachten, die in der Ausführung/Reproduktion sozialer Praktiken angewendet werden. Formuliere Regeln - solche denen ein sprachlicher Ausdruck als Gesetzeskanon, bürokratische Regeln, Spielregeln usw. verliehen wurde - sind deshalb eher kodifizierte Interpretationsregeln denn Regeln als solche.“ (Giddens 1992, 69) Zentral in der Giddensschen Konzeption der „Dualität von Struktur“ ist, dass Regeln individuelles Handeln nicht nur restringieren sondern es gleichzeitig ermöglichen.



Hinsichtlich der drei Fragestellungen, die ich in Abschnitt 2.5 entworfen haben, ergeben sich aus der Analyse der Anfangssequenz die folgenden Strukturhypothesen:

(1) *Familienwirtschaft und individuelle Autonomie*: Simon bindet seine eigene Existenz nach wie vor an die Existenz des Hofes. Der Hof soll in Zukunft sein Reich der Freiheit sein. Gegenwärtig herrscht auf dem Hof ein Zustand der Entscheidungslosigkeit. Mit ihm kann sich Simon nur arrangieren, indem er seine Autonomieansprüche aufschiebt. Offenen Protest gegen seine Eltern wagt Simon nicht. Ein akuter Generationenkonflikt wird in Simons Familie nicht ausgetragen. Es bestehen Loyalitäten, die rationale Formen der Auseinandersetzung nicht zulassen. Seine individualistischen Ansprüche verlagert Simon ins Reich der Wünsche.

(2) *Motive der Hofbindung*: Simon erblickt im Hof einen Ort, wo sich der Möglichkeit nach ein freies und unabhängiges Leben entfalten lässt. Seiner Bindung an den Hof liegt dominant ein individualistisch-lebenspraktisches Motiv zugrunde.

(3) *Spontane Politische Ökonomie und Unternehmertum*: Simon marginalisiert die Aussenbeziehungen des Hofes, d.h. seine Einbindung in den Markt. Sein Lebensentwurf orientiert sich an einem defensiven Modell individueller und unternehmerischer Freiheit.

### 3.2 Autonomie als Entscheidungsfreiheit

Simon bindet sein Verbleiben auf dem Hof an Konditionen. Es wird nur dann möglich sein, wenn die Gebäulichkeiten innert nützlicher Frist saniert werden. Obwohl er seine individuellen Zukunftspläne momentan noch vom Hof her entwickelt, sieht er sich keineswegs bedingungslos an den Hof gebunden. Er schliesst in der Anfangssequenz implizit nicht aus, dass seine Biographie einen hofexternen Verlauf nehmen könnte. Das Ultimatum, das er setzt - sonst wird das mit der Zeit nicht mehr .. möglich sein -, ist vorerst einmal ernst zu nehmen: Simon scheint gegebenenfalls bereit zu sein, die bauernweltliche Norm, wonach ein Bauernhof über die jeweils wirtschaftende Generation hinaus weiterbewirtschaftet wird, zu verletzen.

Simon beansprucht gegenüber den Imperativen des Hofes und der bauernweltlichen Tradition individuelle Entscheidungsfreiheit. Diskursiv versucht er in der folgenden Textpassage herauszustreichen, dass seine Entscheidung für den Bauernberuf eine *freie* Entscheidung war. Dabei zeigt sich allerdings, dass Simon mit der bauernweltlichen Normalität keineswegs vollständig gebrochen hat. Seine persönliche Tragödie - bzw. die Gesetzmäßigkeit, die seinen Fall strukturiert - besteht darin, dass er den von den Eltern repräsentierten Normen und Regeln pointiert den Anspruch auf Entscheidungsfreiheit gegenüberstellt, ihn meistens sogar 'überzeichnet', sich aber im entscheidenden Moment ihnen unterwirft und unterwerfen muss. Formulierungen, in denen eine aufgebaute Spannung sich plötzlich entlädt, sind hierfür symptomatisch: Jetzt haben wir, eben jetzt haben wir .. >>afangs einmal ein bisschen schauen, was es, so .. kön..könnte machen; Ja, wir haben .. gera-

de .. >>dieses Jahr haben wir schon, eh..., >>wir haben Pläne bekommen; wir haben schon zi-, >>ja schon vorher mal darüber diskutiert gehabt; mit dem Vater un- >>dass man's äüä etwas sollte machen.<sup>65</sup> Der Konflikt zwischen individueller Autonomie und Gemeinschaftsbindung, der in der familienwirtschaftlichen Produktionsweise strukturell angelegt ist, bringt sich immer neu zur Geltung. Er wird aber nie wirklich ausgetragen - geschweige denn bewältigt.

I: .. Und Du hast Dir nie irgend einmal überlegt gehabt, ob Du vielleicht nicht auch eine Ausbildung ausserhalb vom Bauern machen willst, oder ist bei Dir das immer schon klar gewesen, dass Du äüä... Du bist äüä der Älteste, oder?

S: Nein, die Schwester ist älter (lacht leise)

I: Ähä! (lacht) Der älteste Sohn

S: Ja, ja (lacht)

I: .. Für Dich ist immer schon irgendwie klar gewesen, dass Du den Hof einmal wirst übernehmen ?..

S: Nicht unbedingt! Nein, ää! Ja, es ist ... Das hat sich so in den letzten Schuljahren, wo man sich einfach //I: Ja, ja// muss //I: Ja// entscheiden für einen Beruf, ist das so gekommen //I: Ähä, ähä// Ich hätte noch gerne .. wär ich Schreiner gewesen ... oder dann Metzger, ja, so andere Sachen //I: Ja, Ja// Mou!

I: Und Du hast das Gefühl, das ist für Dich damals auch ein .. ein freier Entscheid gewesen, zu bauern? Das ist nicht irgendwie von Anfang an schon klar gewesen: Du, der älteste Sohn ..

S: Nein, nein, ää!

I: Hof und

S: M-m, Nein!

I: so.

S: Es hat mich niemand gezwungen, dazu, nein. (lacht kurz) .... Der eine Bruder, der könnte sowieso nü (=nichts). Der ist allergisch auf alles was Staub und so, Tiere //I: Mhja// Für ihn wär das keine Möglichkeit gewesen. Und der, der äh .. andere, der ist auch nü-, das hat den nie interessiert, schon .. //I: Ja, ja// ää //I: Ja.. ja//

In der Anfangsfrage unterstellt der Interviewer, dass der Hof weitergeführt wird, dass er in der Familie bleibt und dass es kulturell festgeschriebene Regeln gibt, die Simon zur Hofübernahme verpflichten.

Mit der Bemerkung Nein, die Schwester ist älter bringt Simon die vom Interviewer aufgegriffene Normalitätsunterstellung zum Platzen. Er stellt klar: „Bei meinem Entscheid, den Hof zu übernehmen und eine landwirtschaftliche Lehre zu machen, hat es sich um einen reflektierten und selbständig gefällten Entscheid gehandelt. Ich musste nicht, weil ich an der Reihe war - ich bin so frei.“ Der Interviewer setzt nach. Er stellt die Verbindlichkeit traditionaler Normen für Simon erneut auf die Probe, indem er die Anfangsfrage beinahe identisch wiederholt: .. Für Dich ist immer schon irgendwie klar gewesen, dass Du den Hof einmal übernehmen wirst .. Simon listet nun verschiedene Alternativen auf, die das Vorhandensein einer echten Entscheidungssituation dokumentieren sollen: „*Ich* habe mich für eine von *mehreren Optionen* entschieden!“ Die Kriterien, die ihn beim Entscheid für den Bauernberuf geleitet haben, werden indessen nicht thematisiert. Stattdessen kommt in der Formulierung ist das so gekommen das traditionale Kontinuitätsmuster nun voll zum Durchbruch. Die Entscheidung hat sich gleichsam organisch vollzogen. Weder lagen Alternativen vor, noch wurde sie von einem „*Ich*“ gefällt.

Simon versucht, in der Berufsfrage individuelle Entscheidungssouveränität herauszustreichen. Gleichzeitig muss er eingestehen, dass eine echte Entscheidungssituation nie vorgelegen hat. Wie wenn er sich dieses Dilemmas bewusst wäre, macht er geltend,

<sup>65</sup> '>>' kennzeichnet die Stellen, wo die Spannung abbricht.

dass traditionale Normen nicht mit Zwang gleichzusetzen sind. Gleichwohl trägt er sie voll und ganz mit: Wer sonst als er sollte den Hof übernehmen, wenn doch seine Brüder an der Landwirtschaft nicht interessiert sind bzw. dafür nicht taugen? Als selbstverständlich unterstellt er, dass der Hof in der Familie bleibt und weiterbewirtschaftet wird. Seine diskursiven Rationalisierungsversuche scheitern. Von der individuellen Entscheidungsfreiheit, die er zu Beginn der Textpassage entschieden in Geltung setzt, bleibt am Schluss der Passage nichts mehr übrig.<sup>66</sup>

*Geltendmachung von Autonomie in unechten Entscheidungssituationen* durchzieht gleichsam leitmotivisch das ganze Interview mit Simon. Simon will frei sein, und stellt diskursiv all seine lebenspraktischen Entscheidungen als einer selbständigen Reflexion folgend dar. Seine Familie zum Beispiel ist freiwillig in den Berner Jura gezogen. Sie ist eigentlich schon selber hergezogen. Sie hat mit ihrem Zuzug autonom und souverän (selber) einen begründbaren Entscheid gefällt. Der Grund aber, sagt Simon, sei ihm nicht bekannt.

Aufschlussreich für die Rekonstruktion von Simons Autonomiekonzeption ist eine kurze Textpassage, wo er sich zu seiner Glaubenszugehörigkeit äussert.

I: Wie wie kann man sich das so vorstellen, wie funktioniert so eine Gemeinde? So eine Täufer-Gemeinde?

S: Ja das ist eigentlich fast das Gleiche wie ... äh, die Kirche, aber, ausser dort kann man... wird man nicht als Kind getauft, dort kann man sich es wünschen, oder eben auch nicht, // I: Ja// das Getauftwerden. //I: Ja, Ja//

I: Also wenn man dann schon älter ist.

S: Ja m .. Da hat man zuerst einmal Kinderlehre, und nachher Unterweisung und nachher dann ... Ja es ist einfach fast Tradition, dass man es dann macht, (schnell, schwer verständlich) aber es kommt auch n ... es ist auch b ... gheit echli aus der Tradition, weil es wird ja gäng freier dort. Es wird, wi- wird auch bewusst freier. Einer .. öpper .. noch nicht .. bereit fühlt sich taufen zu lassen, dann, entweder macht er es später oder auch nie. //I: Mhm// Ich finde es auch richtig so. ....

I: Und wie spielt das so in Deinen Alltag hinein, dass Du Mitglied bist von von dieser Gemeinde?

S: .... Ja sicher vom Benehmen! //I: Ja// .. Und nachher äh, weil wir ziemlich äh, noch so eine aktive Gemeinde ist, der Kontakt untereinander //I: Ja, Ja// durch die Woche durch. Das spielt für mich auch eine grosse Rolle, ....

Zum wesentlichen Unterscheidungskriterium zwischen der Landeskirche und der Täufergemeinde macht Simon die Möglichkeit, seine Mitgliedschaft bewusst wählen zu können. Gleichzeitig anerkennt er explizit, dass es Traditionen gibt, die diesen als autonom gesetzten Entscheid grösstenteils konditionieren. Ausserdem beinhaltet der 'freie' Ent-

<sup>66</sup>Was hier vorliegt, erinnert an den kuriosen Versuch Parsons', Modernisierung als einen Prozess zu begreifen, in dem individuelle Entscheidungsspielräume zwar ausgeweitet werden, individuelles Handeln aber nach wie vor der normativen Steuerung durch das kulturelle System unterworfen bleibt. Was sich auf der Ebene des Persönlichkeitssystems im Prozess der Modernisierung durchsetzt, nennt Parsons einen „institutionalisierten Individualismus“: „Institutionalisierter Individualismus meint einen Modus der Organisation von Komponenten menschlichen Handelns, der beim Durchschnittsindividuum wie auch bei den Kollektiven, denen es angehört, die Fähigkeit erweitert, jene Werte zu verwirklichen, denen sie verpflichtet sind. Die Erweiterung dieser Fähigkeit auf individueller Ebene hat sich parallel zu den entsprechenden Vermögen der sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen (der Organisation und der institutionellen Normen) entwickelt, die den Ordnungsrahmen für die Verwirklichung der Ziele und Werte von individuellen und kollektiven Einheiten bilden.“ (Parsons 1990, 11f.) Simon realisiert die Werte, denen er verpflichtet ist und übernimmt selbstverständlich den Hof.

scheid auch die Verpflichtung, sich an einen strengen Verhaltenskodex zu binden. Tendenziell impliziert er eine *bewusste* Preisgabe individueller Entscheidungs- und Handlungsfreiheit. Dass der Verhaltenskodex individuelles Handeln umfassend reglementiert, kommt in der Überpointierung von Im Benehmen zum Ausdruck. Es darf vermutet werden, dass es *auch* seine Zugehörigkeit zur Täufergemeinde ist, die Simon daran hindert, seinen Anspruch auf ein besseres Leben gegenüber den Eltern entschieden geltend zu machen. Simon „benimmt“ sich gegenüber seinen Eltern kontrolliert loyal. Im Interview sagt er nirgends explizit, dass es die Eltern sind, die die von ihm angestrebte Hofsanierung blockieren. Er suggeriert beständig ein ungebrochenes Einverständnis - zumindest mit dem Vater. So auch in der folgenden Textpassage, wo ihn der Interviewer gegen Ende des Gesprächs noch einmal auf die Hofsanierung anspricht:

I: Wie ist das denn, im Zusammenhang mit mit diesen em, ... wahrscheinlich notwendigen Investitionen, die man jetzt auf diesem Hof machen muss, seid Ihr Euch da einig, Dein Vater und Du? Hast Du das Gefühl, dass das, em, zügig vorangeht und dass em ...?

S: Ja, wel-welche meinst Du jetzt da?

I: Also Du hast gesagt, ihr müsstet äüä dann mal die Gebäude wahrscheinlich erneuern?

S: Ja.

I: Also irgendwelche Investitionen in Gebäude machen. Hast Du das Gefühl, dass das jetzt langsam voran geht?

S: Ja, ich denke schon, mou. //I: Mhm, ja//

I: Und da gibt es keine Konflikte zwischen Dir und dem Vater, dass er das Gefühl hat, ehm, ehm, dass Du vielleicht irgendwie das Ganze in eine andere Richtung reissen willst, als er das bis jetzt getan hat? ... Das gibt es ja noch viel, so bei auf Bauernhöfen, //S: Mhm, mou// dass so wie ein Generationenkonflikt aufkommt, dann im Zusammenhang mit der Hofübernahme..geschichte, oder, dass dan-

S: Nein, im Moment nicht! Wir sind uns da noch ziemlich einig. //I: Ja // ... Eine Änderung wird das geben, das hat ja keinen Sinn, dass wenn wir .. wenn wir etwas .. renovieren, oder neuern echli, dass dass man's wieder aufstellt, wie es gewesen ist, das wär ja wirklich .. vor allem von der von der Arbeit her sind wir da schon nicht gerade so verwöhnt ...

I: Was heisst das?

S: ... maschinell, //I: ja, ja// bis jetzt. ... Und wi- und unser Ziel ist, dass man .. weil wir jetzt gäng einen Arbeiter noch haben, dass wir den könnte .. nicht mehr brauchte eigentlich, dass man es so einrichten würde, dass man .. es selber machen könnte. //I: Mhm// Ämu jetzt, wo wir noch zu zweit sind, nachher, wenn ich dann alleine bin, muss es äüä dann wieder //I: Mhm// ... einfach dass es zu zweit etwa möglich wird. //I: Ja, Ja, Ja//

I: Was würde das heissen, irgendwie... neue Melkanlage //S: Mhm// ..?

S: Ja vo- bei uns wird sehr wahrscheinlich der ganze Stall umgebaut, (leiser) wenn wir etwas machen. //I:Mhm, Mhm// Weil es ist so, so unpraktisch gebaut worden, hier, in diesem Haus, dass man sehr wahrscheinlich muss das ziemlich viel wechseln, wenn man mal anfängt //I: Ja//, und ich habe nicht das Gefühl, dass das einen grossen Sinn hätte, wenn man afangs einen Teil täte und dann später einen anderen Teil und so, wie es auf manchen Höfen etwa so möglich ist. //I: Mhm// Dort wo ich im Lehrjahr gewesen bin, dann .. hat afangs.., ja es ist so gebaut gewesen, dass das möglich gewesen ist, so etappenweise zu bauen, aber eh, das ist hier unmöglich. Schon von der Grösse her, und von der Konstruktion vom Gebäude ist das nicht so.. nicht möglich. //I: Mm//

Vom bisherigen Verlauf des Gesprächs her ist es nicht einsichtig, dass Simon die Eingangsfrage des Interviewers nicht versteht. Wenn bis anhin von Investitionen die Rede war, ging es immer um die Hofsanierung. Ihn scheint eher zu irritieren, dass hier der Interviewer explizit einen möglichen Generationenkonflikt zur Sprache bringt, den er als solchen nicht thematisieren will und kann. Seine spätere Bejahung der Frage, Hast Du das Gefühl, dass das jetzt langsam voran geht?, steht in direktem Gegensatz zum latenten Sinn der Anfangssequenz. Es stellt sich also die Frage, ob die Generationenkonflikt-

Hypothese hier verworfen werden muss.

In der Antwort Ja, ich denke schon bringt sich ein doppelter Sinn zum Ausdruck. Einerseits ist ein pointiertes Statement dieser Art pragmatisch bestens dazu geeignet, ein unbequemes Thema vom Tisch zu wischen. Andererseits wahrt die Antwort den problematischen Charakter dessen, worauf sie sich bezieht. Mit ich denke schon, mou wird das vorausgeschickte Ja relativiert. Könnte Simon sich voll und ganz hinter dieses Ja stellen, käme er nun endlich auf die vorhandenen Pläne zu reden, würde bekanntgeben, wie er sich die neuen Gebäulichkeiten vorstellt oder liesse zumindest das Ja als ein Ja *ohne aber* stehen.

Durch das Deutungsangebot, dass es sich beim Generationenkonflikt um einen gleichsam 'normalen' Konflikt handelt, versucht der Interviewer, Simon wider seinen implizit geäußerten Willen zu einer Aussage zu verpflichten. Simon steigt darauf nicht ein. Wiederum lässt er das Nein bezüglich eines Konflikts mit dem Vater unbegründet stehen. Nachdem er den Vater nun losgeworden ist, schiebt er weitere Informationen zur Hofsanierung nach. Hinsichtlich der Frage, worum es im Konflikt zwischen Vater, Mutter und Simon geht, sind diese Informationen nun ihrerseits äusserst aufschlussreich. Simon gelingt es, die Frage der Hofsanierung vom Generationenkonflikt loszukoppeln, sie gleichsam zu entpersonalisieren und zu versachlichen. Diese Leistung ist beachtlich. Sie ermöglicht es ihm, über einen objektiv vorliegenden Konflikt zwischen Personen zu reden, ohne dabei verbindliche Loyalitäten zu verletzen. Obwohl beachtlich, verweist sie auf die immensen Schwierigkeiten, mit denen Simons Projekt eines besseren Lebens konfrontiert ist. Auf der einen Seite sieht er sich religiös und familiengewirtschaftlich vermittelten Normen verpflichtet, die ihn zur Zurücknahme individueller Ansprüche oder zumindest zum Stillschweigen über letztere anhält. Auf der anderen Seite steht ein enormer Anspruch auf individuelle Autonomie, ein individualistischer Entwurf eines richtigen Lebens, der sich nur wider die geteilte und mitgetragene Normalität durchsetzen lässt.

Simon führt implizit aus, worum es im Konflikt um die Hofsanierung geht. Wichtig erscheinen mir die folgenden drei Punkte:

(1) Es existiert kein Konsens darüber, ob der Hof in der nächsten Zeit saniert werden soll. Eine Änderung wird das geben ist allein dann den pragmatischen Bedingungen angepasst, wenn Fakten nur noch verzweifelt auf dem Wege der Beschwörung oder der (verbalen) Gewaltanwendung in Geltung gesetzt werden können. Es kann sich bei dieser Äusserung nicht um eine bloss konstative Sprechhandlung handeln. Sie deutet darauf hin, dass der beabsichtigten Richtungsänderung Hindernisse in den Weg gestellt sind.

(2) Die Einigkeit zwischen Simon und dem Vater besteht höchstens in der Frage der Erneuerungs*ausführung*. Da aber noch lange nicht geklärt ist, ob die Erneuerung tatsächlich bzw. innerhalb eines absehbaren Zeitraums durchgeführt wird, ist diese Einigkeit objektiv bedeutungslos. Ein Grundkonsens und ein Entscheid über die Sanierung steht aus. Das zeigt sich deutlich in der Formulierung: Bei uns wird sehr wahrscheinlich der

ganze Stall umgebaut, *wenn* wir etwas machen. Hier wird klar, dass das schon vorher geäußerte *wenn* wir etwas renovieren *konditional* und nicht zeitlich zu verstehen ist.

(3) Obwohl am Material nicht eindeutig und ausreichend belegbar, verläuft die zentrale Konfliktlinie in der Mutter-Vater-Simon-Triade vermutlich nicht zwischen Simon und dem Vater, sondern zwischen Simon und der Mutter. Zu dieser Vermutung gibt Simons entschiedene Zurückweisung eines etappenweisen Vorgehens bei der Sanierung Anlass. Aus dem Material ist bekannt, dass auf dem Hof bereits zwei Sanierungsetappen vollzogen sind, die beide den häuslichen Teil des Gebäudes betreffen. Dass bei einer Hofsanierung dem Wohnungstrakt gegenüber dem Ökonomietrakt Priorität zufällt, ist untypisch. Weil auf dem Hof gewöhnlich die Bäuerin den Haushalt besorgt, kann angenommen werden, dass Simons Mutter die Küchen- und Wohnzimmeranierung durchgesetzt hat. Daran zeigt sich, dass ihre Stellung innerhalb der Familie ausserordentlich stark sein muss. Damit ist allerdings nicht behauptet, dass im Nullsummenspiel um knappe Ressourcen die Mutter ihre partikularen Ansprüche am besten durchzusetzen versteht. Partikulare Ansprüche dieser Art können auf einem Bauernhof nicht unterstellt werden. Es heisst nur, dass ihre Stellung innerhalb der Familie derart stark sein könnte, dass sie familiäre Entscheide sowohl durchsetzen als auch behindern kann. Simons Mutter verfügt innerhalb der Familie offenbar über die Macht des ‘agenda settings’.

Wäre dem so, dann müsste die Passage in der Anfangssequenz: Wir haben schon vorher mal drüber diskutiert gehabt mit dem Vater, so gelesen werden, dass um die Stimme des Vaters, der in der Regel stumm bleibt, geworben wird. Im Interview selbst taucht die Mutter an keiner einzigen Stelle auf, was angesichts einiger thematischer Schwerpunkte des Gesprächs - Hofübernahme, Arbeit und Arbeitsorganisation, Kindheit und Jugend - eher erstaunt. Obwohl diese ‘Abwesenheit der Mutter’<sup>67</sup> nicht überinterpretiert werden darf, scheint Simons Verhältnis zu ihr nicht unproblematisch zu sein.

Zusammenfassend kann nun festgehalten werden, wie es im Fall Simon um die Konstitutions- und Realisierungschancen eines autonomen Lebensentwurfs angesichts seiner Einbindung in bauernweltliche und familiäre Strukturen steht:

Simon hat sich - aus welchen biographischen, sozialisatorischen oder kulturellen Konstellationen heraus auch immer<sup>68</sup> - einen individualistischen, modernen Lebensplan zurechtgelegt, der auf einem emphatischen Anspruch auf Entscheidungsfreiheit gründet. Er will sich den Hof aktiv aneignen. In der Frage der Hofsanierung, die gleichzeitig eine Frage des richtigen Benehmens gegenüber seinen Eltern ist, erlebt er sehr direkt, dass seiner individualistischen Ratio eine kulturell eingeschliffene Gemeinschaftsratio

<sup>67</sup>Die familiäre Konstellation einer tendenziell abwesenden Mutter bei gleichzeitiger Über- und Omnipräsenz des Vaters ist ein wesentliches Strukturmerkmal der (traditionalen) Bauernfamilie. Allein daran zeigt sich schon, dass sich das sozialisatorische Umfeld der Bauernfamilie von demjenigen der bürgerlich-urbanen Kleinfamilie (wo der Vater tendenziell abwesend ist) fundamental unterscheidet.

<sup>68</sup>Dies präzise zu klären, bereitet tatsächlich Schwierigkeiten. Sicherlich wären Aspekte zu berücksichtigen, die sich aus der religiösen Tradition der Täuferbewegung ergeben. Aber auch Simons zweijährige Abwesenheit vom Hof scheint bildungsgeschichtlich von immenser Bedeutung gewesen zu sein: Simon betont im Interview mit Nachdruck, dass er beide Lehrjahre auswärts gemacht habe.

familiären, familienwirtschaftlichen und religiösen Ursprungs gegenübersteht, die seine 'Selbst-Verwirklichungschancen' - die an die Chancen der Sanierung des Betriebs untrennbar gekoppelt sind - unterlaufen. Simon gelingt es nicht, die Dialektik von Individual- und Gemeinschaftsorientierung sinnvoll aufzuheben. Er bleibt hin und her gerissen. Ein besseres Leben bleibt für ihn ein unrealisierbares Projekt, weil er seine Orientierung an bauernweltlich und religiös verankerten Konventionen nicht transzendieren kann.

Wie erörtert, umreisse ich individuelle Autonomiekonzeptionen auf dem Bauernhof anhand der folgenden drei 'Variablen': 1. Ihre Realisierungsbedingungen und Realisierungschancen in der Bauernfamilie, 2. Die Art der Aussenpositionierung des Hofes und 3. Die Motive, die der Bindung an den Hof zugrunde liegen. Es sind diejenigen Variablen, in denen zum einen die wesentlichen Struktureinbindungen bäuerlichen Handelns zum Ausdruck kommen. Zum anderen haben sie auf die gegenwärtigen - insbesondere ökonomischen - Erfolgchancen bäuerlichen Wirtschaftens einen wesentlichen Einfluss.

Im folgenden zeige ich, dass Simon hinsichtlich der Aussenpositionierung des Hofes aus dem 'Deutungsmuster Subsistenz' heraus denkt und handelt.

### **3.3 Sozial-ökonomische Positionierung und 'Deutungsmuster Subsistenz'**

Am 12. März 1995 wurden in der Schweiz drei eidgenössische Abstimmungsvorlagen abgelehnt, mit denen eine Neuorientierung der Landwirtschaftspolitik angestrebt worden war. Mit der ersten der drei Vorlagen sollte die bereits eingeschlagene Richtungsänderung in der Stützung der Schweizer Landwirtschaft verfassungsmässig verankert werden. Der neue Verfassungsartikel sollte primär einen Wechsel von einer protektionistischen zu einer marktkonformen Stützung der Landwirtschaft nach sich ziehen. Er legte fest, welche Leistungen die Landwirtschaft in Zukunft zu erbringen habe und durch welche staatlichen Massnahmen die Erbringung sicherzustellen sei. Die „sichere Versorgung der Bevölkerung“, die „nachhaltige Nutzung der natürlichen Lebensgrundlagen“, die „Pflege der Kulturlandschaft“ und die „dezentrale Besiedlung des Landes“ wurden im vorgeschlagenen Verfassungsartikel zu Kollektivgütern erklärt. Weil ihre Bereitstellung durch das Preissystem nicht gewährleistet werden kann, sollte dem Staat die Aufgabe zufallen, sie durch die Förderung von Forschung, Beratung und Ausbildung, durch die Unterstützung von landwirtschaftlichen Selbsthilfebestrebungen, durch bodenrechtliche Bestimmungen, durch Anreize zu „besonders naturnaher, umwelt- und tierfreundlicher“ Produktion und durch produktionsunabhängige Direktzahlungen sicherzustellen. Dadurch sollten die bisherigen Mechanismen der Einkommensstützung in der Landwirtschaft ausser Kraft gesetzt werden, die insbesondere auf den Instrumentarien der Preis- und Abnahmegarantie beruhten. Im Verfassungsartikel wurde insgesamt ein radikaler Bruch mit allen bisherigen Praktiken des Agrarprotektionismus vorgeschlagen: von einer primär interventionistischen zu einer markt- und freihandelskon-

formen Landwirtschaftspolitik. Gleichzeitig sollte mit ihm die Ökologisierung der Schweizer Landwirtschaft durch ökonomische Anreize vorangetrieben werden.

Dass mit dem neuen Artikel ein fundamentaler Systemwechsel vollzogen werden sollte, wurde im Vorfeld der Abstimmung von den Gegnern der Vorlage nicht zur Kenntnis genommen oder abstimmungsstrategisch in Abrede gestellt. Bei den Bauern selbst war hingegen bis zum Schluss der Systemwechsel umstritten. Der Bauernverband, bzw. seine Funktionäre, konnte seine Mitglieder nur mit Mühe auf die neue Position verpflichten. Besonders mit den produktionsunabhängigen Direktzahlungen konnten sich die Bauern nur schwer anfreunden. Der Bauernverband befürwortete den neuen Verfassungsartikel, weil er die Chancen der Aufrechterhaltung des bisherigen Agrarschutzes schon früh realistisch einschätzte. Angesichts der weltweiten Liberalisierung der Märkte im Zusammenhang mit den GATT-Abkommen und der Europäischen Integration erachtete er sie für gering.

In der öffentlichen Diskussion im Vorfeld der Abstimmung standen nicht der Systemwechsel an sich, sondern seine ökologischen Implikationen im Vordergrund. Von den Gegnern wurde bemängelt, dass die Direktzahlungen des Bundes nicht an verbindliche, ökologische *Auflagen* gekoppelt seien. Das *Anreizinstrumentarium* sei zur Erreichung des ökologischen Ziels zu schwach. Gemäss der VOX-Analyse über den Abstimmungsausgang war das Ökologieargument ausschlaggebend für die Ablehnung der Vorlage.

Im Vergleich zur ersten Vorlage, dem Verfassungsartikel, waren die beiden übrigen Vorlagen von eher sekundärer Bedeutung. Die Änderung des Milchwirtschaftsbeschlusses zielte auf die Ermöglichung des Milchkontingentshandels ab. Von den Gegnern wurden Befürchtungen hinsichtlich einer möglichen Monopolisierung von Kontingenten geäußert. Es gelang ihnen dabei, sich als Interessensvertreter kleiner und mittlerer Bauern darzustellen.<sup>69</sup>

Die vorgeschlagene Änderung des Landwirtschaftsgesetzes, die dritte Vorlage, wollte die Bauern darauf verpflichten, Beiträge für absatz- und qualitätsfördernde Massnahmen an agrarische Branchenverbände zu entrichten. Dadurch würden agrarbürokratische Strukturen verfestigt, bäuerliche Direktvermarktungsanstrengungen nicht honoriert und ein unnötiger staatlicher Zwang geschaffen, befürchteten die Gegner.

Das Interview mit Simon führe ich vier Tage nach der Ablehnung der drei Abstimmungsvorlagen, am 16. März 1995 auf seinem Hof durch. Simon reagiert mit Verlegenheit auf die Frage, welchen Einfluss die Abstimmungsergebnisse auf die Zukunft seines Hofes hätten. Er selbst sei nicht abstimmen gegangen, sagt er.

S: (...) Die eine Sache versteckt manchmal manch andere, von mir aus gesehen, so bei solchen Abstimmungen, wo es so kompliziert ist.

---

<sup>69</sup>Indessen wird die von ihnen gleichfalls geforderte 'Extensivierung' der Landbewirtschaftung mit einem massenhaften Verschwinden kleiner und mittlerer Betriebe einhergehen und mithin das von ihnen beklagte Bauernsterben eher befördern als eindämmen.



Dass Simon sich an einer Abstimmung nicht beteiligt, die ihn doch unmittelbar betreffen muss, ist ziemlich erstaunlich. Er scheint dazu zu neigen, die Aussenpositionierung des Hofes gegenüber den internen Sanierungs- und Rationalisierungsbestrebungen zu marginalisieren. Es bestätigt sich, dass Simons Konzeption unternehmerischer Freiheit einen defensiven Charakter besitzt.

In der Folge wird Simon aufgefordert, die Abstimmungsergebnisse zu kommentieren. In seinen Ausführungen entwirft er eine eigensinnige Konzeption von 'Freiheit'.

I: Aber irgendwelche Interpretationen darüber, was.. was das bedeutet, wenn .. die Schweizer, äh, eine Initiati- also eine, eine, eine Vorlage ablehnen, wo irgendwie so die ganze Bauernlobby dahintergesteckt .. gewesen ist und so. Hast Du das Gefühl, dass da irgendwie ein Wandel stattgefunden hat, in Bezug auf das, wie dass man über die Bauern denkt in der Schweiz?

S: .... Ja, es ist halt schon, ich weiss auch nicht, es is- ... Ich weiss nicht, ob es genau .. Ja das sin/ist eigentlich der einzige Beruf, wo das ganze Volk darüber ehh, .. sein Wort hat //I: Ja, ja, ja // Aber da, ich weiss auch nicht, gut, man bekommt Subventionen zum Teil aber äh, .. Ich habe gäng ein wenig Mühe mit dem. Wir sind (2) - Man ist einfach nicht frei, man ist //I: Mh, Mh// im ganzen Volk wird man üb- äh, nachher auch dadurch, ähm ... beobachtet, man ist nicht mehr frei. //I: Mh, Mh// ...

Die Frage des Interviewers gibt Simon die Chance, sein bäuerliches Selbstverständnis am Bild, das man sich in der Öffentlichkeit von den Bauern macht, zu reflektieren. Er wird implizit aufgefordert, zu einem Fremdbild Stellung zu nehmen. Simon reagiert auf diese Aufforderung anders als zu erwarten ist. Er beginnt nicht darüber nachzudenken, weshalb die Bauern in der restlichen Bevölkerung auf immer grössere Akzeptanzschwierigkeiten stossen. Von Beginn weg hält er fest, dass im Grunde niemand dazu berechtigt ist, sich ein Bild von den Bauern zu machen. Durch Kontrollblicke und politische Interventionen fühlt er sich bedroht und seiner 'Freiheit' beraubt. Hierbei gerät er jedoch in argumentative Schwierigkeiten. Simon weiss sehr wohl, dass seine bäuerliche Existenz von gesellschaftlichen und politischen Interventionen abhängig ist. Dennoch will er gegenüber ihnen seine 'Freiheit' voll und ganz gewahrt wissen. Gleich wie die Souveränitätsansprüche gegenüber seinen Eltern sind seine Freiheitsansprüche gegenüber der Welt 'illusionär'. Er hält sie hoch, während er schon resigniert.

Simon hypostasiert seinen Hof zu einem Reich der Freiheit. Er erblickt in ihm einen 'autonomen Raum' (in einem durchaus anarchistischen Sinne) und blendet tendenziell die ökonomischen und politischen Aussenbeziehungen, die seine Existenz mitbedingen, aus. Seine Konzeption unternehmerischer und individueller Freiheit ist defensiv. Er will den Freiraum des Hofes von jeglicher Form der Fremdkonditionierung frei halten.<sup>70</sup>

In der Formulierung man ist nicht mehr frei zeigt sich, dass Simons Freiheitskonzeption nicht bloss individuellen Ursprungs ist, also nicht auf einer individuellen Neigung beruht. Simon nimmt eine Generalisierung vor: Mit man meint er nicht nur sich selbst sondern die Bauern im allgemeinen. Durch die Ausweitung agrarpolitischer Interventionen haben die Bauern mehr und mehr ihre Freiheit verloren. Simons Diagnose besitzt einen objektiv gültigen Charakter. Tatsächlich sind im Prozess der Modernisierung die autar-

<sup>70</sup> Simons 'Ablehnung des Staates' hat mit grosser Wahrscheinlichkeit *auch* 'religiös-sozialkritische' Hintergründe, die sich auf die Tradition des Täuferbewegung zurückführen liessen. Sie hier aus dem Material heraus zu bestimmen, würde zu weit führen.

ken Strukturen der bäuerlichen Familienwirtschaft nach und nach zerfallen. Der agrarische Produktionssektor wurde in einen ökonomischen Gesamtzusammenhang gesellschaftlicher Reproduktion eingebunden, der marktgesteuert ist. Fortan galt es auch für die Bauern, ihre Güter primär für den Markt herzustellen, und ihren Wert als einen Tauschwert zu *realisieren*. Die agrarpolitischen Interventionen waren von Beginn weg darauf ausgerichtet, angesichts ungünstiger Produktionsbedingungen die *bäuerliche* Landwirtschaft vor kostengünstiger produzierenden, ausländischen Produzenten zu schützen. So gesehen haben sie die Bauern nicht nur ihrer Freiheit beraubt, sondern ein 'selbständiges', bäuerliches Wirtschaften erst ermöglicht.

Dass Simon diese Entwicklung beklagt - man ist nicht mehr frei - bedeutet, dass seine Freiheitskonzeption *erstens* nicht individuellen sondern kollektiven Ursprungs ist und dass sie *zweitens* auf der Vorstellung traditionaler Autarkie beruht. Obwohl sie in einer historischen Langzeitbetrachtung längst zur Fiktion geworden ist, steuert sie nach wie vor die bäuerliche Wirklichkeitswahrnehmung und Wirklichkeitsdeutung. Simons Freiheitskonzeption gehört einem umfassenden System bäuerlicher Seinsauslegung an, das seinen Ursprung in den strukturellen Gegebenheiten der traditionellen Subsistenzwirtschaft hat. Dieses 'umfassende System bäuerlicher Weltauslegung', dessen Elemente aufeinander abgestimmt sind, bezeichne ich als 'Deutungsmuster Subsistenz'. Aus ihm geht nicht nur der bäuerliche Freiheitsbegriff, den Simon ins Spiel bringt, hervor, es generiert unter anderem einen eigenständigen Typus *selbständigen* Unternehmertums, dem eine spezifische Politische Ökonomie und eine eigensinnige, ökonomische Motivlage zugrundeliegt. Im Lichte des 'Deutungsmusters Subsistenz' werden die bäuerlichen Beiträge zur aktuellen, agrarpolitischen Debatte verstehbar: die bäuerliche Skepsis gegenüber dem Instrument der ökologischen Direktzahlungen und die Befürchtung, mit seiner Einführung den Status *selbständiger* Unternehmer zu verlieren; die Skepsis gegenüber der Neudefinition agrarpolitischer Aufgaben, die der Nahrungsmittelproduktion gegenüber den ökologischen Leistungen eine nur noch sekundäre Bedeutung beimisst; die Skepsis gegenüber der Europäischen Integration - gekoppelt an die Phantasie einer 'unabhängigen' Schweiz; die Zurückweisung ökologischer Forderungen, denen sich der Hinweis auf ein primäres ökologisches Bewusstsein gegenüberstellt sowie die Angst, die Schweiz könnte sich durch eine extensivierte Agrarproduktion in fatale Abhängigkeitsverhältnisse hineinbegeben. Allgemein lassen sich im bäuerlichen Argumentarium zwei Grundtendenzen nachweisen: Erstens, die Marginalisierung des Marktes (3.2.2) und *zweitens*, die Hypostasierung der Schweiz zu einem geschlossenen und autarken Reproduktionszusammenhang. (3.3.1)

### 3.3.1 Die Autarkie des Hofes und die Autarkie der Schweiz

Dass die Schweizer Bauern in ihrem gegenwärtigen Kampf um gesellschaftliche Anerkennung auf das Versorgungsargument zurückgreifen und dass das Ziel der „sicheren Versorgung der Bevölkerung“ wider das ‘bessere’ Argument komparativer Standortvorteile des Auslands auch in den neuesten Vorschlägen zur Neuorientierung der Agrarpolitik verfassungsmässig verankert bleibt, ist nicht auf eine alte und im 2. Weltkrieg gefestigte *Nährstandsideologie* zurückzuführen. Im Versorgungsargument, so meine Hypothese, bringt sich vielmehr eine im ‘Deutungsmuster Subsistenz’ begründete und sich implizit auf historische Mangelerfahrungen berufende Sorge um das Versagen der Familienökonomie zum Ausdruck. Die Schweiz als Ganze wird von den Bauern als ein ‘Ganzes Haus’ wahrgenommen.

In der folgenden Textpassage, wo ihn der Interviewer auf die gesellschaftliche Funktion der Bauern anspricht, sagt Simon nicht: „Es könnte wieder Krieg sein“, sondern: „Das dünne Eis des Wohlstands könnte dereinst wieder brechen“.

I: Also primär einmal die Bauern, die Nahrungsmittel produzieren // S: Ja// für Nahrungsmittelversorgung da sind, ja. ... Und Du denkst, das sieht man heutzutage nicht mehr so, dass eigentlich die Bauern da noch eine ganz ursprüngliche Funktion haben?

S: Nein, ich denke schon, da wird, wird äh, vor allem, ... Das wird schon vergessen, hab ich das Gefühl, vom Konsumenten, dass eigentlich, ja, dass es einfach die braucht. Gut, jetzt hat man von mir aus gesehen einen gewissen Wohlstand, wo man kann das Zeug alles importieren //I: Mh//, .. es kostet uns nicht viel. Sie produzieren sogar billiger, aber eh, ich weiss auch nicht, das das kann vielleicht mal wechseln, ich hoffe nicht, aber .. es könnte //I: Ja// ...

Simon stellt den Import von Nahrungsmitteln als ein Phänomen der Wohlstandsgesellschaft dar. Er sagt nicht, man importiere jetzt halt die Nahrungsmittel aus dem Ausland, weil dort die Produktion billiger sei, sondern man könne es sich, weil gegenwärtig Wohlstand herrsche, *leisten*, Nahrungsmittel aus dem Ausland zu importieren: Gut, jetzt hat man von mir aus gesehen einen gewissen Wohlstand, wo man kann das Zeug alles importieren. In seiner eigenwilligen Formulierung kommt deutlich eine für die bäuerliche Familienwirtschaft typische und für sie ‘rationale’ Handlungs- und Deutungspraxis zum Ausdruck. Der Wert der im Haus erzeugten Güter bemisst sich nicht nach ihrem *Tauschwert*, sondern nach ihrem unmittelbaren Beitrag, den sie zur Subsistenz der Familie leisten. Solange die Ökonomie des ‘Hauses’ in der Lage ist, auf dem Markt gehandelte Waren selber herzustellen, stellt sie selber her. Dies gilt auch dann noch, wenn die von ihr erzeugten *Gebrauchswerte*, brächte man sie auf den Markt, nicht konkurrenzfähig wären. Das ökonomische Ziel der Familienwirtschaft besteht nicht in der Maximierung von (Tausch-) Gewinnen sondern primär in der Subsistenzsicherung der auf dem Hof ansässigen Familie. So stellen alle Waren, die zugekauft werden müssen - auch wenn sie nicht viel kosten -, einen durch Eigenproduktion vermeidbaren Kostenfaktor dar. Durch die Einbindung der Kinder in den Produktionsprozess und aufgrund saisonaler Schwankungen der Arbeitsbelastung, gibt es auf dem Hof freie Arbeitskapazitäten, die keine Alternativkosten besitzen. Auf dem Hof werden deshalb immer auch Arbeiten verrichtet, die sich gemäss der Logik des Marktes zwar nicht lohnen, aber dennoch zur

Subsistenz der Familie beitragen.

Offensichtlich deutet Simon die aussenwirtschaftlichen Beziehungen der Schweiz gemäss der ökonomischen Logik der traditionellen Familienwirtschaft. Gegenwärtig, so seine Argumentation, herrscht zwar Wohlstand. Mit anderen Worten: Im 'Haus Schweiz' herrscht ein *materiales* Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsum, eine 'labour-consumer-balance'. Man kann es sich sogar leisten, teilweise auf die Eigenproduktion notwendiger Gebrauchsgüter zu verzichten. Dieser Wohlstand ist aber nur von provisorischer Dauer. Jederzeit kann das grundsätzlich instabile Gleichgewicht in die Richtung einer Versorgungskrise umschlagen. Gemäss der ratio der Familienwirtschaft ist die Tatsache, dass Nahrungsmittel im Ausland günstiger hergestellt werden können als im Inland, in der Folge kein Argument dagegen, sie nicht trotzdem im Inland zu produzieren.

### 3.3.2 Der Widersinn ökologischer Direktzahlungen

Im Zusammenhang mit der Änderung der Agrarpolitik wird die gesellschaftliche Funktion der Bauern neu definiert. Gegenüber der ursprünglichen Funktion der Nahrungsmittelproduktion treten ökologische Leistungen in der Vordergrund. Mit den neuen rechtlichen Regelungen werden indessen nur indirekt ökologische Ziele verfolgt. Primär geht es darum, die Agrarmärkte zu deregulieren und den gegenwärtigen Agrarprotektionismus abzubauen.

Preis- und Abnahmegarantien bildeten bis anhin die wichtigsten Instrumente der Agrarpolitik. In einer volkswirtschaftlichen Betrachtungsweise geht mit ihnen eine gesellschaftliche Wohlfahrtseinbusse einher, da die Agrarpreise in der Schweiz oberhalb des (Welt-) Marktniveaus liegen.<sup>71</sup> Das liegt einerseits daran, dass aufgrund ihrer schlechteren Standortbedingungen die Schweizer Landwirtschaft international nicht konkurrenzfähig ist. Andererseits war die Agrarpolitik der Schweiz immer auch auf die Erhaltung bäuerlicher, d.h. nicht agrarindustrieller Produktionsstrukturen ausgerichtet. Anpassungen an internationale Produktions- und Kostenstandards, die eine Ausweitung der industriellen Agrarproduktion und das Verschwinden insbesondere kleinerer und in Randregionen angesiedelter Bauernbetriebe mit sich gebracht hätten, wurden durch Markteingriffe zu verhindern versucht.

Um die strukturpolitischen Ziele - zumindest teilweise - auch weiterhin verfolgen zu können und gleichzeitig den wohlfahrtstheoretischen Deregulierungsimperativen gerecht zu werden, wird im Zusammenhang mit der Neuformulierung der Agrarpolitik ein neues Interventionsinstrumentarium eingesetzt, das sowohl markt- als auch strukturzielkonform ist. In Zukunft sollen auch in der Schweiz die Agrarpreise auf dem Markt entstehen. Die sich daraus ergebenden Einkommensausfälle, die ohne staatliche Inter-

---

<sup>71</sup>Gemäss *Siebtem Landwirtschaftsbericht* (1992, 80) liegt zum Beispiel der EG-Preis für Milch bei ca. 65% des Schweizer Preises, der Rindfleischpreis bei 56%, der Schweinefleischpreis bei 54% und der Rapspreis gar bei 39% des Schweizer Preises. (Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1991. In der Zwischenzeit hat sich bereits eine bedeutende Annäherung vollzogen.)

vention eine weitgehende Zersetzung der bisherigen Agrarstruktur zur Folge hätten, werden durch *produktionsunabhängige Direktzahlungen* aufgefangen. Dadurch wird erreicht, dass die Schweiz auch künftig dezentral besiedelt bleibt und auch kleinere Bauernbetriebe eine Überlebenschance besitzen.

Die produktionsunabhängigen Direktzahlungen müssen, um marktkonform zu sein, ihrerseits ökonomisch begründbar sein. In der Theorie der Marktversagen wird zwischen privaten und Kollektivgütern unterschieden. Kollektivgüter besitzen die Eigenschaft, dass niemand von ihrem Konsum ausgeschlossen werden kann und dass sie sich durch den Konsum nicht verbrauchen. Aufgrund der Nichtappropriierbarkeit der aus ihrer Bereitstellung fließenden Renten, gibt es keinen Anreiz, sie privat anzubieten. Ihre Bereitstellung muss, so sehen das auch liberale Ökonomen, durch den Staat gewährleistet oder sichergestellt werden. Die produktionsunabhängigen Direktzahlungen an die Bauern können als staatliche Transfers verstanden werden, mit denen die Herstellung von Kollektivgütern entgolten wird. Erst hier fügen sich ökologische Argumente in den ökonomischen Deregulierungsdiskurs ein. Indem Bauern abgelegene Regionen besiedeln und hin und wieder das Gras mähen, erbringen sie, auch wenn dabei nichts Handfestes herauschaut, eine gesellschaftliche Leistung.

I: Dann ist ja ein Argument auch im Zusammenhang jetzt mit diesen Abstimmungen gewesen, dass eben in Zukunft die Landwirtschaft auch noch andere Funktionen haben soll, also, so Stichwort „Multifunktionalität“, „Landschaftspflege“ und solche Sachen.

S: Ja das .. (lacht kurz), ja ich weiss auch nicht, das ist äüä auch beeinflusst durch den Wohlstand von.. von, von der Schweiz. Das können wir uns leisten, dass man halt, wenn man so sagen will, Landsgärtner ist, //I: Mh// oder ja, werden könnte. Aber ich seh ich seh das Ziel nicht dahinter. //I: Mh//

I: Also von Dir her jetzt, als Bauer quasi zuständig zu sein dafür, dass irgendwie die schönen Matten noch grün sind, und dabei gar nichts mehr... gar nichts mehr zu produzieren, so?! .. Dass diese Vorstellung schwierig für Dich wäre?

S: Ja! //I: Ja// mou! .... Dann ist man einfach nachher bundesangestellt, von mir aus gesehen //I: Mh// und ich weiss auch nicht, ob man sich ... ja mit dieser Zustand, den die heutige Kas.. Bundeskasse hat, sich das leisten mag, einfach nur noch solche .. äh, eben .. Landwirtschaftsgärtner ... //I: Mh// ich weiss nicht. //I: Mh// Da hab ich ein wenig Mühe, mit dem (lacht leise)

Ausgehend von der Annahme, dass Simon sich in seinem ökonomischen Denken vom ‘Deutungsmuster Subsistenz’ leiten lässt, lassen sich hypothetisch fünf Gründe angeben, weshalb er mit dem Instrument der staatlichen Direktzahlungen nichts anfangen, bzw. es gar nicht verstehen kann:

(1) Die bäuerliche Familienwirtschaft ist auf die Erzeugung von Gebrauchswerten ausgerichtet. Der Wertcharakter produktionsunabhängiger Leistungen ist Simon unverständlich.

(2) Eine Ökologisierung der Landwirtschaft impliziert die Nichtnutzung produktiver Kapazitäten, was dem familienökonomischen Motiv der Bruttoertragsmehrung widerspricht.

(3) Die Direktzahlungen schaffen eine prinzipiell vermeidbare Abhängigkeit der Bauern von der Gesellschaft. Die Bauern verlieren die Herrschaft über den Hof und sind keine selbständigen Unternehmer mehr.

(4) Anstelle von Direktzahlungen sind die Produkte, die die Bauern auf den Markt bringen, angemessen zu bezahlen. Sie sollen kosten, was sie (objektiv) wert sind.

(5) Eine ökologische Bewirtschaftungsweise geht unmittelbar aus dem bäuerlichen Unternehmensethos hervor. Sie muss nicht staatlich oktroyiert werden.

Am Material kann nun geprüft werden, ob Simons Haltung gegenüber den Direktzahlungen tatsächlich eine oder mehrere dieser Begründungen zugrundeliegt, d.h. es lässt sich überprüfen, ob Simons Argumentation tatsächlich vom 'Deutungsmuster Subsistenz' gesteuert wird.

ad 1) Simon definiert den Sinn bäuerlichen Handelns eindeutig vom Subsistenzmotiv her, wenn er sagt: Aber ich sehe den Sinn nicht dahinter. Das bäuerliche Handeln ist für ihn auf die Herstellung von Gebrauchswerten ausgerichtet. Wenn man es sich leisten kann, auf die Produktion von Konsumgütern zu verzichten, herrscht Wohlstand. Unter Bedingungen des Wohlstands kann man es sich zwar vorübergehend leisten, Waren von aussen zuzukaufen und sich, bildlich gesprochen, statt eines Gemüsegartens einen Ziergarten zu halten. Dass Landschaftspflege unabhängig von der Produktion einen Wert besitzt, kann Simon jedoch nicht einsehen. Dies deshalb, weil Wohlstand ein permanent provisorischer Zustand ist. Die Subsistenzkrise kann immer wieder eintreten.

In seinen Ausführungen stellt Simon seinen Hof nicht in den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang hinein, von dem aus gesehen Landschaftspflege einen Sinn haben könnte. Simon nimmt diskursiv keine Aussenpositionierung des Hofes vor. Dies entspricht der Deutung des Hofes als eines autarken Gebildes, die im 'Deutungsmuster Subsistenz' angelegt ist.

ad 2) Mit dem Wohlstandsargument greift Simon ein Motiv auf, das er schon im Zusammenhang der Importfrage ins Spiel gebracht hat. Wohlstand ist ein brüchiger und vorübergehender Zustand. Er darf nicht dazu verleiten, auf produktive (Eigen-)Leistungen zu verzichten. Eine Extensivierung der Landwirtschaft, die mit ihrer 'Ökologisierung' einhergeht, kann auf die langfristige Versorgungssicherheit fatale Auswirkungen haben. Die produktiven Ressourcen des Hofes *müssen* genutzt werden.

ad 3) Bundesangestellt statt selbständiger Unternehmer zu sein, ist für Simon eine Schreckensvision. Da er aus den obigen Gründen den Direktzahlungen keinen ökonomischen Sinn abgewinnen kann, vermutet er hinter ihnen eine Verschwörung. Mittels der Verlockung des schnellen Geldes sollen die Bauern hörig und abhängig gemacht und später vollends ihrem Schicksal überlassen werden.

ad 4) An eine Interviewpassage, wo Simon noch einmal betont, die Direktzahlungen seien ein Mittel des Staates, die Bauern zu kaufen, um sie anschliessend auszuhungern, schliesst sich die folgende Passage an:

I: Mhm, Mhm. Also diese Abhängig...

S: Also dort sehe ich einfach echli schwarz.

I: Also man ist irgendwie noch viel direkter abhängig vom Staat als man's bis jetzt

S: Ja, das finde ich nicht gut!

I: ist, weil ja die ganze Sache noch über den Preis läuft.

S: Ja, und das finde ich nicht gut! //I: Ja// ... (schnippisch lachend:) Obschon, man sollte ja gäng nehmen, wenn es gibt //I: (lacht mit)// ja aber eh, kann man dann aubä schon brauchen (lacht). Aber ich bin nicht so dafür. Man sollte den Beruf ausüben können, für dass man kann selbständig und ohne finanzielle Hilfe, ämu grosse so .. ja so wie Integrierte Produktion. Ich finde es .. Ich würde es sinnvoller finden, wenn man uns das Produkt würde bezahlen, so wie es Wert, soviel wie es Wert hat, .. oder nach dem .. Ja, dass man von dem könnte leben und das wü-, das wä- könnte man nachher auch viel besser arbeiten, von mir aus gesehen, viel freier, hätte die grössere Möglichkeit, das echli zu planen und so //I: Mhm// als wenn man da .. ja mit dieser I- .. Direktzahlungen und so, (lachend) s'ist schön, wenn man sie/es bekommt //I: Ja, Ja// ich finde es echli .. nicht unbedingt gut.

I: Was heisst, soviel wie es Wert hat? Heisst das soviel wie die Produktionsko- eh kostet?

S: Jaa! // I: Ja, Ja// ...

I: Also quasi ein gerechter Preis für //S: Mhm!// für die Produkte, die produziert werden, ja.

....

Aber eben der Markt, oder, der Markt der nachher quasi .. entwertet.

S: Ja, s'ist schon so! Man importiert viel zu billig. Die haben nat- Die können viel billiger produzieren, weil, das sieht man //I: Ja// , da kann man nicht gross //I: genau//, gross, mit grossen Maschinen und das Zeug alles schön (1) ... Ja, die Schweiz hat einfach schon seine Grenzen, einfach schon von der Natur her, wo man .. nicht so wie im Ausland, wo sie da diese grossen Felder haben, und dahinter kann und //I: Mm//

....

Simon entwirft eine objektive (Arbeits-)Wertlehre. Die Bauern haben einen Anspruch darauf, für ihre Produkte einen kostendeckenden Preis ausbezahlt zu bekommen. Der Wert bemisst sich nach der Arbeit, die in ein Gut investiert wird, bzw. dem, was für die Reproduktion der investierten Arbeitskraft aufgewendet werden muss: dass man von dem könnte leben. Simon ignoriert also den Umstand, dass Agrarpreise auf Märkten und nicht auf Höfen entstehen. Dabei handelt es sich nicht um ein individualistisch zu erklärendes Bildungsdefizit, sondern eindeutig um eine sich stringent aus der Logik der Subsistenzwirtschaft ergebende Argumentation. Bäuerliche Praxis ist auf die Erzeugung von Gebrauchswerten ausgerichtet, die die Reproduktion der für ihre Erzeugung notwendigen Arbeitskraft sichern. Das substanzielle Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsum muss material und konkret hergestellt werden.<sup>72</sup>

In der obigen Textpassage kündigt sich jedoch der Zerfall dieses Argumentationsmusters bereits an. Simon steigt auf die als Einwand zu verstehende Bemerkung des Interviewers: Aber eben der Markt, der Markt der nachher ... entwertet voll und ganz ein. Fortan argumentiert er im Stile eines geschulten Preistheoretikers. Überraschend ist bereits, dass er den Sinn des Einwands sofort versteht, noch überraschender, dass seine Argumentation nun konsequent die Globalisierung des Marktes reflektiert. Für Simon werden komparative Standortvorteile nun plötzlich zum Thema. Wäre seine spontane Markttheorie bereits ausgereift, könnte er jetzt die produktionsunabhängigen Direktzahlungen

<sup>72</sup>Simons spontane Politische Ökonomie entspricht einem Stand der ökonomischen Entwicklung, wo die unmittelbare Einheit von Produktion und Konsum noch nicht zerfallen ist und wo Märkte erst sehr kleinräumig organisiert sind. Er greift auf ein vormodernes Argumentationsmuster zurück, was jedoch nicht zufällig ist, weil er selbst nach wie vor in eine hausähnliche Produktions- und Konsumgemeinschaft eingebunden ist - zumindest dem Schein nach. Daraus liesse sich der kühne Schluss ziehen, dass die grosse Transformation in der Geschichte des ökonomischen Denkens (von der objektiven zur subjektiven Wertlehre an der Wende zum 20. Jahrhundert) ihren Hintergrund in der Globalisierung des Marktes hat.

mit Sinn ausstatten. „Was nützt der Wohlfahrt der Schweiz eine Oase in Tunesien“, könnte er zum Beispiel fragen, und von der Gesellschaft die gerechte Entlohnung der Existenz seines Hofes einfordern. Bis dahin schafft es Simon noch nicht.

ad 5) Simon bleibt der Blick auf den Wertcharakter seiner blossen Existenz versperrt. Es gelingt ihm nicht, sein Dasein als Bauer - gleichsam funktionalistisch - als ein notwendiges Erfordernis für die Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Wohlfahrt zu begreifen.

In einer ökologischen Produktionsweise erblickt er keinen verwertbaren Wert. Mit ihr können keine Ansprüche auf Kompensationszahlungen einhergehen. Für Simon ist die Berücksichtigung ökologischer Kriterien bei der Ausgestaltung ökonomischer Praktiken eine Selbstverständlichkeit. Ökologisches Handeln lässt sich, wenn überhaupt, ausschliesslich in ethischen Kategorien begründen. Ökologie betrifft das Verhältnis des Bauern zur Natur und nicht sein Verhältnis zur Gesellschaft. Leute, die für ihr korrektes Verhalten gegenüber der Natur von der Gesellschaft ein Entgelt verlangen, sind ihm suspekt. Utilitaristische Motive korrumpieren die letzten Dinge, auf die sich ein richtiges (und frommes) Leben abstützt.

S: Ja das ist für mir ... nicht ein rotes Tuch, aber ich seh ... ich finde es gut, dass es solche gibt, solche die sich ihr ökologische .. Produktion, ja genug Mut haben und es machen. Aber ich finde es n- einen Witz, wenn einer es macht, nur um Subventionen zu beziehen, weil, das wird nicht klappen, das ist .. Ich habe einige Betriebe gesehen, wo .. ich bin enttäuscht gewesen //I: Mm//

Ökologisch zu produzieren, nur um Subventionen zu beziehen, findet Simon einen Witz - evident falsch und entlarvend. Für ihn gehört zur ökonomisch-ökologischen Praxis immer auch ein Ethos, eine Werthaltung, die zweckrational-utilitaristische Motive transzendiert. Es braucht Mut, sich diesem Ethos voll und ganz zu verpflichten. Simon weist auf Erfahrungen hin, die er angeblich selber gemacht:

I: Wegen was denn enttäuscht?

S: „Ja sie mögä eifach r Sach nid nachä!“

Ökologie bedeutet nicht, dass man als Bauer alle steuernden und kontrollierenden Eingriffe in die Natur sein lässt. Prinzipiell ist das Verhältnis des Bauern zur Natur ein Beherrschungsverhältnis. Wenn sich die Natur den steuernden Eingriffen entzieht, herrschen anomisch-chaotische Zustände: Die Leute mögä r Sach nid nachä. Eine entschieden ökologische Produktion steht auf dünnem Eis.<sup>73</sup> Jederzeit kann das Verhältnis der Beherrschung in ein Verhältnis des Beherrschtwerdens umschlagen. Bäuerliches Handeln stützt sich auf ein Arrangement mit der Natur, das eine wechselseitige Verpflichtung beinhaltet: Der Bauer verpflichtet sich, die Natur zu nutzen und nicht zu zerstören, wäh-

<sup>73</sup>Erneut fällt auf, dass sich in Simons Denkuniversum stark anarchistisch geprägte Vorstellungen auffinden lassen: Jeden Augenblick kann durch eine minimale Irritation alles zusammenbrechen, was durch den zivilisatorischen Kitt zusammengehalten wird. Diese anarchistischen Momente in Simons Denken gehen wohl nicht nur auf das Subsistenzdeutungsmuster zurück. Sie haben wohl einen wichtigen Hintergrund *auch* in der religiösen Tradition, in der Simon steht.



rend letztere sich verpflichtet, sich der Kontrolle des Bauern nicht vollends zu entziehen. Die bäuerliche Existenz scheitert, wenn sie gegenüber den natürlichen Prozessen ins Hintertreffen gerät - wenn der Bauer ihnen hintennachrennt.

S: (...) Ich finde es auch daneben, wenn man halt die Spritze gäng anhängt für jede zweite Blacke und oder Unkraut, das man im Land hat und das ganze Land spritzt, da habe ich auch Mühe damit und überdüngen, das finde ich auch eine Schweinerei, aber hier in der Gegend da ist das noch nicht ein grosses Problem. Das ist sich jeder noch ziemlich bewusst, und tut nicht so düngen wie verrückt //Mh// Von dem her.

Simons *primäres ökologisches Bewusstsein* ist in der Logik der Familienwirtschaft strukturell angelegt. Es basiert nicht auf sekundären Rationalisierungen, sondern darauf, dass der Bestand und die Kontinuität von Hof und Familie langfristig eine nachhaltige Nutzung des Bodens erforderlich machen. Simon stellt es den aus seiner Sicht verwerflichen Forderungen nach Entgelt für ökologische Leistungen gegenüber. Für ihn ist es eine Selbstverständlichkeit, dass die Bauern nachhaltig mit den natürlichen Ressourcen umgehen. Sie sollen daraus kein Kapital schlagen wollen.

### 3.4 Verschränkungen von Innen- und der Aussenpositionierung

Aus der Rekonstruktion seines Freiheitsbegriffs, seiner Stellungnahme zu ökologischen Direktzahlungen sowie zur Frage des Imports ausländischer Nahrungsmittel geht hervor, dass Simon tatsächlich, wie bereits bei der Analyse der Anfangssequenz vermutet, die Aussenbeziehungen des Hofes gegenüber internen Rationalisierungsbestrebungen marginalisiert. Seine dortige Aussage: sonst wird das mit der Zeit nicht mehr möglich sein, bezieht sich nicht auf sich verändernde, politische und ökonomische Rahmenbedingungen, die das ökonomische Überleben des Hofes gefährden. Primär soll die angestrebte Sanierung ein besseres Leben auf dem Hofe selbst ermöglichen. Den zum Reich der Freiheit hypostasierten Hof denkt sich Simon als relativ autark.

Die aktuellen Umbrüche im Agrarsektor scheinen Simon unberührt zu lassen. Hinsichtlich der ökonomischen Überlebensfähigkeit des Hofes ergibt sich aus seiner Wirklichkeitsdeutung ein etwas unheimlich wirkendes Gefühl der Sicherheit. Er glaubt sich vorderhand nicht an den Spielregeln des Marktes und der Politik orientieren zu müssen. Vielmehr kämpft er dagegen an, sein Handeln von ausserhökischen Mächten bestimmen zu lassen. Sein Kampf um Autonomie ist ein Kampf gegen jegliche Form der Fremdbestimmung. Er trägt die Züge einer totalen Verweigerung.

Simons (defensives) Ringen um Freiheit hat indessen auch individualbiographische Hintergründe. Seine gegenwärtige Stellung auf dem Hof befriedigt ihn nicht. Der Hofsanierungsprozess wird von Mechanismen gesteuert, auf die er keinen wirklichen Einfluss hat. Aufgrund traditionaler Loyalitäten ist er verpflichtet, gegenüber seinen Eltern stumm zu bleiben. Sie verhindern es, dass er sich den Hof 'kreativ' - ein von Simon häufig verwendeter Begriff - aneignen kann. Angesichts dieser besonderen familiären Konstellation erstaunt es nicht, dass für Simon die Frage der Aussenpositionierung des

Hofes, auch wenn sie sich objektiv aufdrängt, subjektiv keine Dringlichkeit besitzt.

Stattdessen flüchtet er sich in die Phantasie eines freien Lebens auf dem Hof. Er bezieht keine Stellung innerhalb der Strukturen - Familie, Markt, Politik -, die seine Freiheit real konditionieren, sie gleichzeitig ermöglichen und restringieren. Gegenüber den Eltern verhält er sich passiv loyal, vom Markt und von der Politik will er nicht mehr als den gerechten Preis. Ansonsten will Simon in Ruhe gelassen werden.

Unter diesen Voraussetzungen wird auch der Hofübernahmeentscheid für Simon zu einer ausserordentlich einsamen Angelegenheit. Die Hofübernahme wird zur Frage der persönlichen Eignung und Berufung, eine Frage, die sich nur in Kommunikation mit sich selbst (und wohl auch in Kommunikation mit Gott) beantworten lässt. Die folgende Textpassage belegt diesen Befund.

I: ... Jetzt können wir vielleicht einmal auf die persönliche Ebene zurückkommen //S: Mhm!! Du hast mir am Telefon schon gesagt gehabt, dass Du nicht unbedingt ganz sicher bist, ob Du diesen Hof da einmal wirst übernehmen oder ob.., dass das noch von gewissen Sachen abhängig ist, oder? //S: Ja!! Oder dass das vielleicht auch erst später sein wird //S: Mh// Kannst Du mir mal ein bisschen erklären, wo da so ein wenig die Probleme sind?

S: Ja also Problem, ich weiss auch nicht, ob man das als Problem. Ich habe das Gefühl, das macht etwa jeder junge Bauer durch. Das ist einmal ... Ja afangä zuerst .... , der Vater der ist afangä 52 //I: Mh//, wenn der jetzt (?) ... den Hof würde übernehmen //I: Mh// ja gut, der könnte äua ... schon auf dem Hof sein, aber ich weiss (noch/auch?) nicht, ob er das unbedingt möchte. Das sind einfach gleich nachher noch ja etwa so 13, 14 Jahre, ja et .. so 12, 13 Jahre, wo er nachher .. hat noch bis zur AHV. Ich hab das Gefühl, da .. das wär äua sicher für ihn interessant, wenn er's jetzt noch echli könnte ... //I: Mhm,Mhm// Nachher, es ist einf .. vom ... ja man weiss nicht, wie sich die ganze Sache ums Bauern entwickelt, das ist von mir aus gesehen auch noch eine Frage ... und nachher noch persönliche, wi... Es ist, ist nicht einfach, so einen Hof zu übernehmen, ist schon nicht, s'ist gross, s'ist ein Unternehmen //I: Mhh, Mh// ....

Simon rechnet weder mit einem Entgegenkommen des Vaters, was den Zeitpunkt der Hofübergabe betrifft, noch rechnet er damit, dass die neue Agrarpolitik sich auf die Zukunftschancen seines Hofes positiv auswirken könnten. Er unterstellt, dass seine Eltern bis ins hohe Alter hinein den Hof behalten werden, was gegenwärtig eher unüblich ist. Deutlich kommt in Simons Ausführungen die Radikalität des Generationenkonflikts zum Ausdruck. Simon stellt implizit fest, dass unter der Normalbedingung der Kopräsenz zweier Generationen er sich sein Verbleiben auf dem Hof nur schwer vorstellen kann. Explizit respektiert Simon den 'Wunsch' der Eltern, auf dem Hof zu bleiben. Er macht dadurch eine für einen Bauernbetrieb normale, gleichsam lebensweltliche Institution, die Kopräsenz mehrerer Generationen, thematisch und problematisch zugleich. Eine wirkliche Kommunikation zwischen ihm und den Eltern findet nicht statt. Simon bleibt vollständig auf sich selbst zurückgeworfen und transformiert einen real auszutragenden Konflikt zwischen Personen in einen inneren Konflikt um die persönliche Eignung.

### 3.5 Motive der Hofbindung

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Simon nicht in der Bewährung an den Herausforderungen der äusseren Zeit eine Chance für individuelle Autonomie erblickt, sondern in der kontrafaktischen Aufrechterhaltung bäuerlicher „Freiheit“, basierend auf einem Modell höfischer Autarkie. Dass ihm der Schritt in Richtung eines offensiven Modells individueller und unternehmerischer Freiheit nicht gelingt, mag primär daran liegen, dass die traditionellen Widerstände gegen eine aktive Aneignung des Hofes zu gross sind. An ihnen scheitern bereits die hofinternen Rationalisierungsbestrebungen, die selbstverständlich Voraussetzung für eine erfolgreiche Positionierung des Hofes auf dem Markt und in der Gesellschaft wären.

Dass Simon sich trotz der Widerstände, die sich der Verwirklichung seines Freiheitsentwurfs in den Weg stellen, nach wie vor am Hof orientiert, bleibt erklärungsbedürftig. Weil es kein *offensiver unternehmerischer Freiheitsentwurf* ist, der ihn aktiv an den Hof bindet und die passive Bindung ihrerseits (gerade im Kampf mit den Eltern) ihre entscheidungsentlastende Orientierungskraft verloren hat, müssen in seinem Fall alternative Modi der Hofbindung vorliegen. Trotz der Widerstände hält Simon einen Freiheitsanspruch aufrecht, der zwar defensiv ist, sein Verbleiben auf dem Hof aber dennoch entscheidend motiviert. Dieses defensive Modell von Freiheit mag zwar langfristig weder realitätstauglich noch dazu geeignet sein, seinem Autonomieanspruch voll zum Durchbruch zu verhelfen. Als ein überbrückendes Provisorium besitzt es jedoch eine immense Bindungskraft.

Simon besitzt klare Vorstellungen über die Vorzüge des Lebens auf dem Land. Die Einwände des Interviewers, man sei doch auf dem Land ziemlich isoliert und als Bauer an den Hof gebunden, lässt er so nicht gelten.

S: (...) ... Aber das ist man sich halt schon bewusst, wenn man diesen Beruf //I: Ja, Ja// ... das ist klar, dass man ein Stück weit schon angebunden ist.

I: Aber das andere überwiegt, also ... die Freiheit überwiegt? Dann nimmt man das in Kauf.

S: Ja das sind natürlich nicht nur gerade diese Vorteile vom Bauern, da hat.. da ist auch vielfach..., die-eh, diese Püez. Das das geht vom, von mir aus gesehen, vom Schreiner, zum Mech, //I: Mhm// zum Maurer und äh, da läuft manches. Da ist man nicht nur vor dem Tisch und macht gäng das Gleiche zum Beispiel. Das ist natürlich schon ... vielfach. //S: Ja// ... Vor allem ist man, ja, kann man draussen sein und das ist, das ist das, was ich brauche, ich kann, ich kann nicht in .. in vier Wänden drinnen sein, da werde ich (lacht) das geht mir nicht so gut.

In dreifacher Weise ist man als Bauer frei: Man kann frei über seine Zeiteinteilung verfügen, verrichtet vielfältige Arbeiten und arbeitet in und mit der Natur. Die vielfältigen Freizeitangebote der Stadt nimmt Simon hingegen als Ausdruck eines Freiheitsdefizits wahr.

S: .... Ja-eh. ... Das ist jetzt mein Empfinden, aber auf dem Land dünkt mich mehr ... M- Man wird man ist noch chli naturbewusster, //I: Ja, Ja// .. man hat es mit Tieren zu tun, man ... man hat mehr Freiheit; im Auto, das ist gäng, hier ein Gässchen und dort eine Strasse, und ist ziemlich eingengt, dünkt mich //I: Ja, Ja// also hat man für mich .. Wenn man echli öppis will, dann muss man, eh, entweder in einen Spielsalon oder //I: Mm//.. hinter dem Fernseher, u- ... //I: Mhm// Ich weiss auch nicht, das ist für mich nicht, das wär nichts für mich.

I: Und als Kind, wie stellst Du Dir eine Kindheit in einer Stadtwohnung vor?

S: Eben! Ziemlich eng. (lacht) //I: (lacht)... Ja-a// .... Hier kann man halt schon viel machen. Es s- auch kreativ, da kann man .. (lauter) Mal ein Brett nehmen und etwas zusammennageln „u de so“. Auch als Kind, das wä... Ich habe viel so gfuschtät, aubä. //I: Ja// .... Wir haben sicher viel weniger so Spielsachen und ele- elektronische Spiele und solche Sachen haben wir nicht so gehabt. Aber wir .. jah .. Ich weiss nicht, ob es das braucht, wenn man im Land, auf dem Land aufwächst. //I: Mh// Ich glaube es nicht. //I: Mh// Man kommt süsch z’ Schlaag. (lacht kurz) //I: Ja//

Simons Modell von *Freiheit auf dem Land* unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkt vom Freiheitsmodell, das er seiner Distanzierung zu politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen zugrundelegt. Während Freiheit sich dort *für ihn* nur defensiv im Kampf gegen Fremdbestimmung verwirklichen lässt, realisiert sich Freiheit hier in einem harmonisierten, wenn auch nicht zwanglosen Verhältnis zur Natur. Bäuerliche Praxis wird in hohem Masse durch natürliche Regeln und Gesetzmässigkeiten strukturiert. Ihr Erfolg setzt ihre Anerkennung und die Abstimmung des Handelns auf sie voraus. Dem Entwurf von *Freiheit auf dem Land* kann folglich nur ein *offensives* Modell individueller und ‘unternehmerischer’ Freiheit zugrundegelegt werden. Simon ist in seiner Arbeit als Bauer beständig damit konfrontiert, dass selbstbestimmtes Handeln sich nur durch seine Ausrichtung und Abstimmung auf strukturierende, natürliche Kontexte realisieren lässt. Durch die praktische Übertragung dieses ‘Wissens’ auf das Feld der Politik und des Marktes, würde sich sein defensives, „selbständiges“ Unternehmertum in ein offensiv-modernes wenden.

#### 4. Georg: Der offensiv-moderne, *bäuerliche* Unternehmer

Georgs Familie bewirtschaftet einen für schweizerische Verhältnisse grösseren Mischbetrieb im Kanton Aargau. Er liegt in der voralpinen Hügelzone am Fusse der Jurakette. Die Betriebsfläche ist stark parzelliert und umfasst insgesamt 31,3 Hektaren.<sup>74</sup> Der Betrieb hat drei Hauptzweige: Milchwirtschaft (16,76 ha Naturwiese, 1,25 ha Kunstwiese), Ackerbau (2,65 ha Weizen, 2 ha Gerste, 3 ha Mais, 1,4 ha Soya und Raps) und Weinbau (2,44 ha Reben verschiedener Sorten), wobei sich etwa die Hälfte des Bodens im Besitz der Familie befindet. Seit ihrer Aussiedlung aus dem nahe gelegenen Dorf im Jahre 1977 hat sich die Bewirtschaftungsfläche in etwa verdoppelt. Der Hof wird seit 1992 offiziell nach den Richtlinien der Integrierten Produktion bewirtschaftet. Bereits vorher nahm man am staatlich geförderten Pilotprojekt teil, nach dem die IP-Richtlinien ausgearbeitet werden sollten.

Die Aus- und Neusiedlung erfolgte kurz nach Einführung der Milchkontingentierung. Weil der Neubau des Stalles auf eine künftige Betriebsvergrößerung ausgerichtet war, konnte die Milchmenge trotz der Kontingentierung massiv erhöht werden. Betrug sie vor der Aussiedlung etwa 30'000 Kilogramm, beträgt sie heute 148'400 Kilogramm. 28'000 Kilogramm stammen aus einer Betriebsgemeinschaft mit einem Bauern aus dem Dorf. Nach Einführung der Stallabfuhr, die massive Neuinvestitionen erfordert hätte, gab dieser die Milchwirtschaft auf und betreibt heute vorwiegend Rebbau. Unter anderem erledigt er die Maschinenarbeiten in den Rebbergen von Georgs Familie.

Im Stall, einem Kranstall<sup>75</sup>, stehen gegenwärtig 23 Hochleistungskühe und 28 Stück Jungvieh. Das Jungvieh wird in grossen Freilaufboxen gehalten und hat während des ganzen Jahres freien Auslauf. In eine Freilaufbox werden auch die hochträchtigen Kühe gebracht. Man habe damit bis anhin nur gute Erfahrungen gemacht, sagt Georg. Die Geburt verlaufe viel leichter, wenn sich die Kuh frei bewegen könne. Seit 1994 werden die Tiere während des ganzen Jahres mit Silo gefüttert. Die täglichen Weidezeiten sind mit bis zu 12 Stunden verhältnismässig lang. Nebst dem Heukran sind im Stall noch zwei weitere technische Einrichtungen fix installiert: eine Milchabsauganlage und eine Silophräse. 1989 wurde die Jauchegrube erweitert, womit eine Verlängerung der Lagerungszeit von zwei auf sechs Monate erreicht werden konnte. Im gleichen Jahr wurde zusätzlich eine Remise errichtet, wo jetzt die Maschinen untergebracht sind. Maschinell ist der Betrieb gut ausgerüstet, jedoch nicht übertechnisiert. Im Untergeschoss des in den Hang hineingebauten Stalls befindet sich ein grösserer Raum, der bei Bedarf als Lagerraum genutzt werden kann. Er steht meistens frei. In diesem Raum findet jeweils am 1. August das inzwischen zur Tradition gewordene Bauern-z'Morge<sup>76</sup> statt.

<sup>74</sup>Die Durchschnittsgrösse eines Vollerwerbsbetriebes im Kanton Aargau liegt mit 15.5 Hektaren in etwa im schweizerischen Mittel. Somit ist Georgs Betrieb auch im regionalen Vergleich eher gross.

<sup>75</sup>Via eine fest installierte Kranschiene kann das Heu maschinell vom Heuboden direkt vor die Futterbarren transportiert werden. Dadurch entfallen die aufwendigen Rüst- und Transportarbeiten, die auf Simons Hof im Winter täglich mehrere Stunden in Anspruch nehmen.

<sup>76</sup>Es handelt sich dabei um eine vom Schweizerischen Bauernverband ins Leben gerufene Veranstaltung, die der Schweizer Bevölkerung Einblick in bäuerliches Leben und Wirtschaften gewähren soll. Sie findet

Am der Siedlung gegenüberliegenden Hang liegen die Rebberge von Georgs Familie. Früher sei in der Region vor allem Riesling x Silvaner angebaut worden. Heute verlange der Kunde vermehrt auch Rot- und Roséweine. Vor kurzem habe man eine neue Rebsorte angepflanzt, was allerdings mit Risiken verbunden sei. Es sei nicht vollkommen absehbar, wie sich die Nachfrage bis in drei Jahren entwickeln werde. Dann nämlich trügen die neuen Reben zum ersten Mal Früchte. Gegenwärtig wird bereits die Hälfte der mit einem kontrollierten IP-Label versehenen Weine direkt vermarktet. Langfristig strebt Georgs Familie die Direktvermarktung der gesamten Weinproduktion an. Die etwa 6000 Flaschen des aktuellen Jahrgangs, die direkt vermarktet werden, werden in einer neuinstallierten Kühlbox im Kellergeschoss des Wohnhauses zwischengelagert. Gegenwärtig versuche man sich eine Stammkundschaft aufzubauen. Dieses Jahr seien schon ein paar tausend Werbebriefe verschickt worden. In einer kleinen Vitrine vor dem Eingang zum Wohnhaus ist das Weinsortiment der Familie G. ausgestellt.

Auf der Visitenkarte des Betriebs, die mir Georg überreicht, ist nebst einem Logo, das einen Kuhkopf und eine Rebe symbolisiert, der Schriftzug "Viehzucht - Weinbau - G." angebracht. Darunter ist die Adresse "Familie G. - B.-Hof - Holsteinzucht - Qualitätsweine" und der Name Georgs vermerkt. Die Viehzucht bezeichnet Georg als sein Hobby. Sie sei aber auch mit einem ökonomischen Nutzen verbunden. Obwohl die Zucht primär auf die Remontage des Eigenbestands ausgerichtet sei, stelle gerade die Vermarktung von Zuchttieren eine besondere unternehmerische Herausforderung dar. Er selbst sei einer der ersten gewesen, der, nachdem das möglich geworden sei, ein lebendiges Tier in die Schweiz importiert habe. Künstliche Besamung (KB) und Embryotransfer (ET) gehören seit längerem zu den Standardtechniken der Viehzucht auf Georgs Betrieb. Als Präsident des regionalen Jungzüchterverbandes unterhält er nationale und internationale Kontakte zu verschiedenen Holsteinzuchtverbänden und nimmt regelmäßig an sogenannten Elite-Auktionen teil. In der Freizeit, die ihm daneben bleibt, betätigt er sich aktiv im regionalen Turnverein.

Hinsichtlich der Arbeitsorganisation trägt Georgs Hof die typischen Merkmale des bäuerlichen Familienbetriebs. Die Mutter besorgt den Haushalt, erledigt die Buchhaltung und den laufenden Zahlungsverkehr und wirkt daneben während beinahe zwei Dritteln der Zeit auf dem Feld mit; insbesondere der Rebbau sei mit viel Handarbeit verbunden. Georg und der Vater teilen sich die übrigen Arbeiten flexibel auf. Alles laufe relativ eng zusammen, jeder sehe in jeden Betriebszweig hinein. Im Prinzip laufe das automatisch, sagt Georg. Selbstverständlich ginge das nicht immer konfliktfrei vor sich. Einzig in der Viehzucht treffe er selbständig die wesentlichen Entscheidungen, aber auch da spreche er sich gelegentlich mit dem Rest der Familie ab.

Georgs Grossmutter besitzt ein Wohn- und Tischrecht und ist vollständig in die Familie integriert. Ich glaube, so wie es, so wie es jetzt diese Generation gewesen ist, ist es nicht mehr möglich, sagt Georg. Den Zweigenerationen-Familienbetrieb hält er zwar, insbesondere

---

gleichzeitig auf verschiedenen Bauernhöfen der Schweiz statt und wird von der jeweiligen Bauernfamilie selbst organisiert.

wegen der Möglichkeit von Ablösungen, für eine sinnvolle und zukunftssträchtige Institution. Die beiden Generationen müssten jedoch in Zukunft getrennt wohnen können.

Georg hat zwei jüngere Brüder, die als Maurer bzw. Lastwagenmechaniker arbeiten. Sein Vater ist 50, seine Mutter 48 Jahre alt. Georg selbst ist 25. Nach dem frühen Tod eines Grossonkels ging der Betrieb an den Grossvater über, der die Wirtschaftsgebäude im Dorf verkaufte und die Aussiedlung in Angriff nahm. Durch Spezialisierungen (insbesondere in Richtung Rebbau), einen Auswanderungsfall und weitere Betriebsaufgaben hat sich in der Region während der vergangenen Jahre ein Strukturwandel vollzogen. Die Zahl der Milchlieferanten ist in der engsten Umgebung von acht auf vier zurückgegangen. Fast alle Bauern der Region produzieren inzwischen nach den Richtlinien der Integrierten Produktion und die einzelnen Betriebe sind grösser geworden. Darin erblickt Georg eine allgemeine Tendenz, die sich in Zukunft fortsetzen und beschleunigen werde.

Während des Interviews, das ich am 1. Juni 1995 auf Georgs Hof durchführe, kommt Georg von sich aus auf seine Ausbildung zu reden. Georg erklärt mir, dass das Schwierige aber auch Interessante sowohl in der Viehzucht als auch im Weinbau, das Ganze zu vermarkten, sei. Er fährt fort:

G: (...) man muss einfach schauen wie der Markt spielt, wie auf welche Seite, dass man will ausgehen und das ist eigentlich das, was mich eben fasziniert am Ganzen, mit Werbung und, ja-a, Zeug und Sachen und da auch auf den Markt zu kommen //I: Mhm, mhm// .. Und zu der Ausbildung noch, ich hab eine Handelsschule gemacht auf dem Strickhof //I: Ja// im 93 und vorher da die Fachschulen auf der Liebegg //I: Äh, Ja, ja// ja-a und dann das Lehrjahr im Kanton Zürich und eines im Welschen //I: Mhm// .. und eben das ist recht, ja, die Dings, die Handelsschule hat mir recht viel gebracht (...)

Man sehe dort einfach echli in andere Sachen hinein. Insbesondere werde man in Volks- und Betriebswirtschaftslehre unterrichtet und mit Verkaufs- und Marketingstrategien vertraut gemacht. Auch ein Unternehmer, der ein eigenes Geschäft führe, habe an dieser Schule unterrichtet. Im Winter 96/97 wird Georg den Betriebsleiterkurs und anschliessend den Meisterkurs absolvieren. Dann werde auch die Übernahmefrage auf dem Hof aktuell sein.

#### **4.1 Familiäre Konstellationen: Autonomie versus Gemeinschaftsbindung**

Im Gegensatz zu Simon, der einer expliziten Thematisierung des Generationenkonflikts systematisch ausweicht, ihn stellenweise sogar als inexistent darzustellen versucht, kommt Georg in einer längeren Textpassage auf die besonderen Schwierigkeiten, die das Zusammenleben mehrerer Generationen auf einem Bauernbetrieb mit sich bringt, zu reden. Er stellt das Zusammenwirken mit seinen Eltern ungeschminkt als konfliktreich und nicht nur einfach dar. Während Simons Schweigen auf einen latenten und unausgefochtenen Konflikt verweist, der am deutlichsten in der Hoferneuerungsfrage zum Ausdruck kommt, lassen Georgs Äusserungen darauf schliessen, dass in den meisten

Konfliktfällen ein unhintergebarer Generationenkonsens zum Tragen kommt.

Distanziert und hochgradig diskursiv schildert Georg die Konfliktlage auf seinem Betrieb und nimmt dabei eine die eigene Situation massiv entlastende Generalisierung vor:

G: (...) zwei Generationen sind immer zwei verschiedene Ansichten und Sachen und Meinungen (...)

Auch Simon nimmt im Zusammenhang mit der Hofübernahmeproblematik eine Generalisierung vor: Ich hab das Gefühl, das macht etwa jeder junge Bauer durch. Sein Generalisierungsversuch ist indessen massiv belastend. Er verinnerlicht den Generationenkonflikt und transformiert ihn in eine Frage der persönlichen Eignung.

Es ist zu vermuten, dass auch Georgs Eltern sich der strukturellen Krisenhaftigkeit des bäuerlichen Generationenvertrags bewusst sind. Ein implizites Einverständnis verhindert in Georgs Familie die unkontrollierte Eskalation von Konflikten. Das Vorhandensein eines Grundkonsenses, auf dessen Basis Verständigungsprozesse und Kompromisse durch gegenseitige Zu- und Eingeständnisse möglich sind, kommt in der folgenden Textpassage deutlich zum Ausdruck. Der Interviewer spricht Georg auf eine für den Zuchtbetrieb alltägliche Entscheidungssituation an: das Auswählen eines Zuchtstiers aus den Katalogen der schweizerischen KB-Stationen. Georgs Ausführungen bilden die Struktur der familiären Entscheidungsprozesse authentisch nach. Seine verbindlichen Ergebnisse werden rational ausgehandelt, wobei sich beide Parteien auf Zu- und Eingeständnisse verpflichten. Die Differenzen bestehen auch nach der Entscheidungsfindung fort, werden also nie vollständig ausgeräumt. Ihre beidseitige Respektierung bildet jedoch eine tragfähige Grundlage für ein schrittweises Vorwärtkommen in der Sache.

I: Hat es nie eine Zeit gegeben, wo das dann irgendwo dann sochli ein Konfliktpunkt gewesen ist, also wenn man dann zusammen über irgendwie diesen Katalogen gehockt ist und dann hat müssen entscheiden, dass dann dort sochli wie eh, (lacht) Konflikte entstanden sind, und dann erst mit der Zeit Du langsam das übernommen hast? Oder ist das nie irgendwie

G: Ja-a. Jah moll! Äh! //I: (lacht)// das gibt es auch jetzt immer noch, oder, ich meine, man hat ja, im Prinzip hat man ja andere Ideen und und, .. also andere, ja-a zum Teil eben schon andere Ideen und dann schaut man wieder einen Mittelweg zu finden, //I: Ja, ja// ist vielleicht nicht immer die beste Lösung, aber I: Also was heisst jetzt andere Idee, mal so beispiel- ?

G: Ja, wieder in Fütterung, gut dort ist jetzt auch, da kann ich meine Sachen auch einbringen und, .. aber es hat etwas gebraucht, oder, //I: Mhm, mhm// und man muss sich schon auch durchsetzen, oder. Man kann nicht immer nur, .. gut, und eben, man muss sich gegenseitig schauen dann nachher zu ergänzen, ich mein, nicht alles, was früher gemacht worden ist, ist schlecht gewesen, //I: Mhm, mhm// aber, eh, ich glaube, auch alles was man heute, nicht, lernt, ist ist auch nicht schlecht, oder, //I: Mh, mh// und das gegenseitig schauen, optimal einzubringen, ja-a, es ist nicht einfach, //I: Mhm// .. aber eh, wenn sich, .. ja-a, man muss sich schon an- anstrengen. Wenn, manchmal geht es dann schon auch an die Substanz, wenn man noch, (lachend) einen Moment echli Krieg hat miteinander. (lacht)

I: Weil man ja auch noch relativ eng zusammen ist.

G: Ja-a, säb! es ist es ist von dem her, ist also sicher ein, nicht nur .. einfach, //I: Ja, ja, ja// das muss ich eigentlich klar sagen. .. Ja-a, weil, ja ich kann eigentlich auch nicht immer vordrängen, schlussendlich ist ja der Betrieb nicht meiner, der ist, die Verantwortung, wenn etwas schief, .. finanziell schief läuft, oder so, dann eh, ja, es ist ja schon auch nicht, schlussendlich bin ich ja einfach ja der Angestellte, der den Lohn hat, //I: Ja, ja, ja// dann gibst du einfach echli einmal nach, oder. //I: Ja, ja//



Unter anderem belegt diese Textstelle, dass auf dem Betrieb der Familie K. Entscheidungen explizit und verbindlich gefällt werden. Georg ist an diesen Entscheidungen selbstverständlich beteiligt, obwohl er seine eigene Position nicht immer voll durchsetzen kann. Die Einbindung in familiäre Arbeits- und Entscheidungsprozesse bieten ihm die intakte Chance, eigene Entwürfe über die Führung und die Ausrichtung des Betriebs geltend zu machen. Ihre Realisierungschancen sind weitgehend gegeben, zumal auf dem Betrieb, was seine wesentlichen Kontinuitätsstrategien betrifft - interne Modernisierung und Ausrichtung der Produktion auf den Markt -, ein unerschütterlicher Konsens herrscht.

Auf einen Konsens dieser Art kann sich Simon bei der Projektierung und Verwirklichung eines autonomen und gleichzeitig hofzentrierten Lebensentwurfs nicht abstützen. Obwohl ein solcher Entwurf, zumindest was die Modernisierung des Betriebes betrifft, in seinem Kopf existiert und obwohl er das *Bewusst-sich-entscheiden-Können* zum Leitmotiv seines Lebens stilisiert, sind seine effektiven Verwirklichungschancen praktisch inexistent. Kontinuitätssichernde Entscheidungen werden in der Familie aufgeschoben und verschleppt. Weil Simon nach wie vor um die interne Restrukturierung des Hofes kämpft, dringt er zur objektiv entscheidend gewordenen Frage seiner externen Positionierung noch gar nicht erst vor.

Auch in der Frage der späteren Hofübernahme rechnet Georg fest mit dem Entgegenkommen seiner Eltern. Während Simon die Jahre zählt, die dem Vater bis zum Erreichen des AHV-Alters noch bleiben - das sind einfach gleich nachher noch ja etwa so 13, 14 Jahre, ja et .. so 12, 13 Jahre wo er nachher .. hat noch bis zur AHV, findet die formale Hofübergabe auf Georgs Betrieb innerhalb eines für ihn absehbaren Zeitraums statt:

G: (...) Gut es kann sein, dass es in drei vier Jahren, ja-a so weit ist, oder vielleicht schon eher, kommt drauf an, der Vater ist ja noch relativ jung, er ist fünfzig, /I: Mhm, mhm// .. und, aber gut, ich hab das Gefühl, er ist nicht einer, der da stur wird machen, bis er 65, den Hof einfach behält, und ja da würd ich auch, (lachend) da würd ich davonlaufen, oder. (lacht)

Den ihm durch die Familie gebotenen Handlungsspielraum nutzt Georg bei der aktiven Aneignung des Betriebes voll aus. Eine realistische Einschätzung seiner Zukunftschancen wird dadurch ermöglicht, dass bauernweltliche Normalitätsunterstellungen, die auf der Vorstellung der Ewigkeit von Hof und Familie beruhen, rational ausser Kraft gesetzt werden. Kontinuität muss aktiv und praktisch hergestellt und gesichert werden. Man hat sich insbesondere an den Regeln der externen Zeit zu orientieren. Die Frage, wie sich der Strukturwandel vor sich zieht, entscheidet gemäss Georg objektiv über die Zukunftschancen seines Betriebes. Diesem Strukturwandel ist er jedoch als ein offensiver Unternehmer nicht vollständig ausgeliefert. Aus ihm bezieht er die wesentlichen Impulse seiner autonomen Lebenspraxis: Es ist nicht einfacher geworden, es ist interessanter geworden.

## 4.2 Der offensiv-moderne Typus bäuerlichen Unternehmertums

Simon weiss zwar, dass der Preisdruck auf seine Produkte von aussen kommt. Weil im EU-Raum sowohl die Produktions- als auch die agrarstrukturellen Bedingungen industrialisierter sind als in der Schweiz, können dort Nahrungsmittel kostengünstiger hergestellt werden. Obwohl er gelegentlich in Kategorien des Wettbewerbs denkt, hält er über weite Strecken an einer objektiven Gebrauchswertlehre fest. Hierbei denkt er sich den Hof *und* die Schweiz als ein autarkes Gebilde - eine geschlossene Einheit von Produktion und Konsum. Autarkie, Subsistenz, Gebrauchswert und Bruttoertragsmehrung bilden die wesentlichen Eckpfeiler seiner Argumentation. Ich habe gezeigt, dass in ihr die ungebrochene Wirksamkeit des 'Deutungsmusters Subsistenz' zum Ausdruck kommt. Aus ihm ergeben sich auch die wesentlichen Distinktionen gegen aussen. Sie basieren auf einem defensiven Modell individueller und unternehmerischer Freiheit und zielen darauf ab, die vermeintliche Unabhängigkeit des Hofes gegen jegliche Form politischer und marktinduzierter Fremdeinwirkung zu schützen. Der Primärmodus ökonomischen Handelns besteht in der Wertschöpfung physisch sicht- und konsumierbarer Güter. Produktionsunabhängige Leistungen stellen für Simon keinen ausserhalb des Betriebes verwertbaren Wert dar.

Im Gegensatz dazu weist Georgs Handlungs- und Deutungspraxis eindeutig 'modernisierte' Züge auf. An die Stelle des Autarkiemodells tritt die Einbindung in den marktvermittelten Produktions- und Reproduktionszusammenhang, an die Stelle des Subsistenz- das Tauschmodell, an die Stelle des Gebrauchswertmehrmotivs das Motiv der Maximierung von Nettotauschgewinnen und an die Stelle der objektiven Wertlehre die Preistheorie. Der ökonomische Erfolg des Betriebes ist nicht mehr bloss von Wertschöpfungserfolgen, sondern zusätzlich von der erfolgreichen Verwertung von Werten abhängig. Georgs Unternehmertum bewährt sich primär in der richtigen Einschätzung von Marktsignalen und dem Einsatz erfolgversprechender Vermarktungsstrategien. Sein Modell individueller und unternehmerischer Freiheit ist offensiv. Autonomie bedeutet für ihn nicht Unabhängigkeit von strukturellen Zwängen, sondern erfolgsorientiertes Handeln innerhalb sich verändernder und nur partiell beeinfluss- und kalkulierbarer politischer und ökonomischer Strukturgegebenheiten. Diese schränken seine Entscheidungsfreiheit nicht ein, sie sind konstitutiv für sie. In seinen eigenen Worten, machen sie das Bauern erst richtig interessant.

Es ist zu vermuten, dass die Herausbildung eines offensiven Unternehmertums im Fall Simon in erster Linie durch die alles überdeterminierende Dominanz des Generationenkonflikts verhindert wird. Obwohl Simon sehr wohl um eine aktive Aneignung des Betriebes und um die Herstellung echter Entscheidungssituationen kämpft, bleibt sein Denken in einem spezifischen Sinne auf den Hof ausgerichtet. Er koppelt ihn vom weiteren Umfeld der Politik und des Marktes ab. Simon hat objektiv nur eine geringe Chance, den Hof in einem weiteren gesellschaftlichen Umfeld zu positionieren. Bereits sein Versuch, sich den Hof aktiv anzueignen, ist beständig zum Scheitern verurteilt.

Bei diesem Scheitern handelt es sich nicht um ein individuelles Versagen, sondern um ein auf der Individualebene folgenreiches Versagen traditionaler Kontinuitätsstrategien. Weil auf Georgs Hof sich moderne Kontinuitätsstrategien längst durchgesetzt haben, kann er sich voll und ganz auf die ökonomische Bewährung seines Handelns auf dem Markt einlassen.

Ich habe bis anhin mehr oder weniger explizit verschiedene Faktoren benannt, die die Wirksamkeit des 'Deutungsmusters Subsistenz' über seinen historischen Entstehungskontext hinaus verlängern. Sie sind auf je verschiedenen Strukturebenen angesiedelt. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen wird im Agrarsektor *erstens* durch politische Praktiken des Agrarschutzes untermauert, solange diese geeignet sind, die Bauern von marktorientierten Verwertungsstrategien zu entlasten und ihr Handeln auf die Mehrung von Bruttoerträgen auszurichten. Garantierte Mindestpreise, Abnahmegarantien, Zollschutz und ähnliche politische Interventionismen erzeugen einen *Schein höfischer Autarkie*. Sie können nur solange aufrechterhalten werden, wie die ökonomische 'Autarkie' des Nationalstaates effektiv dem Druck des Freihandel einerseits und dem Druck volkswirtschaftlicher Effizienzüberlegungen andererseits standhält. *Zweitens* werden in der Familienökonomie, die auch in einem modernisierten Umfeld eine optimal an die Erfordernisse der unmittelbaren Naturbearbeitung angepasste Produktionsform darstellt, traditionale Deutungsmuster alltagspraktisch reproduziert. Die unmittelbare Einheit von Besitz, Produktion und Konsum manifestiert sich in der nicht ausdifferenzierten Einheit von Arbeits- und Freizeit, von Familienleben und Produktion. Weil die Bauernfamilie Güter der primären Bedürfnisbefriedigung herstellt, bleibt der Zusammenhang zwischen Produktion und Konsum, zwischen Arbeit und Verbrauch in Form greif- und verzehrbare Konsumgüter permanent sichtbar. Die Vorstellung des durch Erwerbsarbeit und Tausch vermittelten Konsums steht im Widerspruch zur alltäglichen Erfahrung.<sup>77</sup>

Alle von mir interviewten Bauern bedauern, dass der Zusammenhang zwischen Produktion und Konsum für moderne Menschen nicht mehr sichtbar ist. Auf unterschiedliche Weise variieren sie Karl Marx' Befund in den *Grundrissen zur Kritik der Politischen Ökonomie*: „Der Produktionsprozess erlischt in der Ware“. Der Fortbestand seiner Sichtbarkeit auf dem Bauernhof führt jedoch nicht zwangsläufig zur Hypostasierung höfischer und nationaler Autarkie. Als Unternehmer erkennt Georg zum Beispiel, dass eine ökologische Herstellung von Waren einen verwertbaren Leistungscharakter besitzt. Er stellt produktionsunabhängige Kollektivgüter bereit, die ihrerseits strategisch vermarktet werden müssen. Für sie gilt in besonderem Masse, dass der Zusammenhang zwischen ihrer Bereitstellung und ihrem Konsum nicht unmittelbar sichtbar ist. Ein auf

---

<sup>77</sup>Ich behaupte, dass ein Denken in traditionellen Kategorien des objektiven Wertes und des gerechten Preises nicht nur in bäuerlichen Bevölkerungsteilen nach wie vor stark verbreitet ist. Dem Common Sense leuchtet es nicht ein, wovon all die Leute leben, die auf Bürostühlen sitzen und nichts Substanzielles produzieren. Mit der ständigen Ausweitung des tertiären Sektors verbreiten sich auch in Unternehmerkreisen irrationale Ängste, die Schweiz könnte dereinst verhungern, weil sie nichts mehr herstellt. Selbstverständlich wäre diese höchst interessante Hypothese in einem Forschungsprojekt zu 'spontanen Politischen Ökonomien' zu überprüfen.

ökonomischen Erfolg ausgerichteter Bauernbetrieb muss deshalb nicht nur bestrebt sein, Marktsignale richtig einzuschätzen und seine Produkte effektiv zu vermarkten. Er muss mit dem gleichen Effort seine produktionsunabhängigen Leistungen in die Öffentlichkeit tragen, um gleichsam unsichtbare Zusammenhänge wieder sichtbar zu machen.

I: Und nachher, wenn dann die Direktzahlungen fließen, hat man dann trotzdem so wieder, sieht man dann den Zusammenhang wieder nicht mehr zwischen Leistung und und Zahlung oder so?

G: Genau, ja ja. Das ist, .. das ist Problem, dass man eben, dass man das dass man das den Leuten kann zeigen: was macht man überhaupt, was ist IP, oder, //I: Mhm// was ist Bio, oder, //I: Ja// ja, was bringt mir das wirklich?, dass man sieht, man macht eh, .. eh G- Grünstreifen, was, man hat die vernetzten Lebensräume und so mit Hecken //I: Ja// und und die gestuften Waldränder, und und ja-a solches Zeug. .. Das sieht, das ist noch schwierig, //I: Mhm// das ganze noch wirklich hinüberzubringen.

I: Ja. .. Also das liegt äua wirklich auch zum Teil daran, dass man das auch rein auch nicht mehr sieht, oder, wenn man einfach in der Stadt wohnt

G: ja-a .. wahrscheinlich eben, wahrscheinlich eben schon, also, jah (lacht) (murmelnd) die Kinder, woher kennt, woher kommt die Milch, oder, .. (lachend) jetzt ist sie aus der gefleckten Tüte, oder (lacht laut), //I: (lacht)// .. nein, .. ja, jetzt ist ja die Kuh mindestens wieder auf der Tüte. (lacht)

I: Sieht man sie wieder.

Georg denkt nicht aus dem 'Deutungsmuster Subsistenz' heraus. Er lässt die Illusion von der Einheit von Produktion und Konsum fallen. Stattdessen setzt er sich als ein offensiv-moderner Unternehmer in Szene. Seine Praxis richtet sich nicht auf das Stopfen von Mäulern sondern auf die Sättigung der Marktnachfrage. Der bäuerlichen Klage über den Verlust ihrer gesellschaftlichen Akzeptanz, stellt er die Aufforderung an die Bauern gegenüber, ihre produktionsunabhängigen Leistungen - mitunter ihre bloße Existenz - besser zu 'vermarkten'.

Bisher wurden zwei Faktoren benannt, die die ungebrochene Wirksamkeit des 'Deutungsmusters Subsistenz' über seine historische Zeit hinaus mitbedingen. Als weiterer Faktor ist *drittens* das familienwirtschaftsspezifische *Problem der Generationen* zu nennen. Die Subsistenz der Bauernfamilie ist auf eine intergenerationelle Perspektive ausgerichtet, was die Kontinuität des Hofes zum eigentlichen Kriterium ihres Erfolges macht. Da dieses *Primat des Hofes* - vermittelt durch diffuse, familiäre Sozialbeziehungen - individuelle Individuationschancen tendenziell behindert, ist die Entfaltung eines modernen und individualistischen Autonomieentwurfs an erhebliche Schwierigkeiten gebunden. Am deutlichsten bringen sie sich in der Hofübernahmeproblematik zu Ausdruck. Der Hoferbe, der objektiv eine neue Zeit verkörpert, hat sich gegen traditionale Normalitätsunterstellungen und Handlungsrouninen durchzusetzen. Gelingt es ihm nicht, sich den Hof aktiv anzueignen, bleibt auch seine Positionierung auf dem Markt und in gesellschaftlichen Zusammenhängen aufgeschoben. Erst in dieser *externen* Positionierung würde sich das Subsistenzdeutungsmuster als nicht weiter erklärungskräftig und realitätstauglich erweisen.

Der aus darstellungstechnischen Gründen vorweggenommene Schluss, dass Georg den Typus des modernen, marktorientierten und offensiven Unternehmers repräsentiert, ist am Material noch genauer zu begründen. Als ausreichend geklärt kann gelten, dass Ge-

org mit der Ausrichtung der Produktion und produktionsunabhängiger Leistungen auf den Markt das traditionale Subsistenzdeutungsmuster durchbricht. Seine unternehmerische Praxis realisiert sich über die effiziente Wertschöpfung hinaus in der marktvermittelten Verwertung von Werten. Die Direktvermarktung des Weines und die Sichtbarmachung der produktionsunabhängigen Leistungen bedingen eine Öffnung des Betriebs gegen aussen hin. Dem wird Georgs Familie dadurch gerecht, dass sie alljährlich zum Bauern-z'Morge lädt, dass sie Visitenkarten druckt und Werbebriefe verschickt. Nie würde sich Georg darüber beklagen, dass man ihm ständig auf die Finger schau und dass er nicht mehr frei sei. Betriebliche Rationalisierungen betreffen nicht nur die inneren Arbeitsabläufe und die strenge Kalkulation von Investitionsentscheidungen, sie betreffen auch die Positionierung des Hofes gegen aussen. Dem 'alten' bäuerlichen Arbeitsethos wird ein neues gegenübergestellt:

I: Also das heisst, Du Du bist auch ständig bestrebt, deinen Hof eben nach, ehm, betriebswirtschaftlichen Kriterien möglichst effizient zu führen, oder

G: Moll, das ist (hustet) .. Es es gibt nichts mehr anderes, //I: Ja, ja// es ist nicht diese Zeit, oder, //I: Ja// ich meine, .. es ist, es ist nicht einfacher geworden, es ist interessanter geworden, muss ich sagen, //I: Mhm, mhm// es ist, vor vor zwanzig Jahren hat ja jeder können .. im im Prinzip einen Blätz Kartoffel machen und einen Blätz Weizen setzen, es ist einfach abgenommen worden, hat nachher den Lohn gehabt. //I: Ja, ja// Gut, wenn einer mehr gearbeitet hat, dann hat er auch, hat er auch verdient, aber heute ist es, allein mit dem viel arbeiten ist sicher auch etwas, aber ja, es kann dann nachher gleich(wohl) nicht aufgehen, //I: Mhm, mhm// wenn man ja, die Produkte nicht bezahlt sind. Also, ja eben früher hat einer können produzieren, hat nachher einen Haufen Geld, hat einer können arbeiten, wenn einer viel gearbeitet hat, hat er viel verdient, //I: Ja, ja, ja// wenn einer weniger gemacht hat, hat er, ist er nachher zusammen"gheit". Aber wenn heute einer einfach drauf los „chrampfet“ und nichts überlegt und, kann er auch nicht mehr existieren über längere Zeit. //I: Ja//

Dem 'Chrampfen', kann ergänzt werden, lag das Motiv der Bruttoertragsmehrung zugrunde. Sie entsprach unmittelbar der Logik der Subsistenzwirtschaft und blieb dank staatlicher Abnahme- und Preisgarantien bis heute das zentrale, handlungsleitende Motiv. Der staatliche Protektionismus schloss also auch das traditionale Subsistenzdeutungsmuster mit ein. In der neuen, *externen Zeit* bedarf es zur Sicherung der Hofkontinuität (der *internen Zeit*) neuer handlungsleitender Motive - einer neuen Form von Handlungsrationalität. Sie stützt sich auf ein Wissen, das sowohl betriebs- als auch volkswirtschaftlicher Natur ist. Wie ein Leitmotiv zieht sich das 'Wissen' durch das gesamte Interview mit Georg hindurch. Natürlich sei die Führung eines Mischbetriebes mit besonderen Schwierigkeiten verbunden: man muss einfach viel Wissen haben, es ist, wenn wenn wir jetzt nur Viehwirtschaft hätten, dann könnte man sich auf das konzentrieren; In Zukunft werde es schon eher Spezialisierungen geben, vor allem eben wegen, wegen dem Fachwissen und dem Optimieren vom Ganzen; wer einmal den Hof verlassen habe, kehre in der Regel nicht wieder zurück: er hat, in diesen drei Jahren hat er schon so viel .. Wissen verlassen oder verloren oder es ist so viel neues dazugekommen, auch in der Landwirtschaft.

Dass Georg nebst dem agrarwirtschaftlichen Fachwissen auch über ein beeindruckendes volkswirtschaftliches Wissen verfügt, belegen seine ausserordentlich differenzierten Ausführungen zur staatlich induzierten Ökologisierung der Landwirtschaft. Georg ge-

lingt es, sein eigenes Handeln sowohl praktisch als auch diskursiv im gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang zu verorten, was wiederum motivierend und rationalisierend auf sein Handeln zurückwirkt. Seine hochgradig konsistente Politische Ökonomie besitzt eine ähnlich handlungs- und deutungsgenerierende Kraft, wie sie für Simon das 'Deutungsmuster Subsistenz' hat.

### 4.3 Georgs spontane Politische Ökonomie

I: Und in welche Richtung geht es denn jetzt, was würdest Du sagen?

G: .. Ten- Die Tendenz, ist ja ist ja ganz klar, dass was der Markt verlangt, und das ist: Ökologie. //I: Mhm, mhm// .. Aber hundertprozentig überzeugt bin ich nicht. (lacht)

Die Abstimmungsergebnisse vom 12. März bestätigen Georgs Einschätzung, dass sich die Landwirtschaft einerseits vermehrt auf den Markt ausrichten muss und dass andererseits eine Ökologisierung der Landwirtschaft gefordert ist.<sup>78</sup> Dennoch äussert er Zweifel. Aber hundertprozentig überzeugt bin ich nicht, kann heissen:

(1) Ich bin nicht überzeugt, dass die *Marktorientierung der Landwirtschaft* richtig ist. In dieser Lesart enthält die Äusserung einen gesellschaftspolitischen Entwurf, der dem Agrarsektor eine bestimmte Funktion innerhalb der Gesellschaft zuweist. In ihm wäre die Agrarproduktion nicht über den Markt zu steuern. Mit anderen Worten: Der bisherige Interventionismus wäre in gleicher oder ähnlicher Form aufrechtzuerhalten.

(2) Ich bin nicht überzeugt, dass die *ökologische Ausrichtung der Landwirtschaft* richtig ist. Gründe für diese Ansicht könnten verschiedene angeführt werden: die Extensivierung der Produktion vermindert das Einkommen, mindert die Überlebenschancen einer Grosszahl von Betrieben, tangiert die Versorgungssicherheit, macht die Schweiz abhängig vom Import, gefährdet die nationale Souveränität, impliziert eine Verschwendung kostbarer Bodenressourcen, ist ökonomisch nicht effizient, widerspricht den bisherigen politischen Signalen, widerspricht dem bäuerlichen Arbeitsethos und Unternehmertum, macht die Bauern unfrei und abhängig vom Staat, demotiviert die Bauern, begünstigt die Faulen, orientiert sich an einer vorüberziehenden Modeerscheinung, zielt an der tatsächlichen Marktnachfrage vorbei, u.s.w.

(3) Ich zweifle, ob der *Markt* eine Ökologisierung erreichen kann. In dieser Lesart würde sich die Äusserung auf eine Theorie des Marktversagens abstützen.

(4) Ich bin nicht davon überzeugt, dass auf dem Markt tatsächlich Ökologie nachgefragt wird. Georg würde sich auf nachfragetheoretische Überlegungen abstützen und in

<sup>78</sup>Georg hat indessen die drei Landwirtschaftsvorlagen entschieden befürwortet. Er sei über ihre Ablehnung enttäuscht und wütend gewesen, sagt er in der Anfangssequenz. Bei nüchterner Betrachtung der Sache habe die Enttäuschung sich dann aber gelegt. Die Analyse der Anfangssequenz, die hier nicht widergegeben wird, führt zu folgendem Schluss: Als Bauer und *Vertreter des „Bauernstandes“* reagiert Georg mit Betroffenheit, als *rationaler Unternehmer* fängt er sich wieder auf. Hierin kündigt sich an, dass mit der Durchsetzung eines modernen bäuerlichen Unternehmertums, kollektive bäuerliche Klagen und Unmutsbekundungen nach und nach verstummen werden.

Zweifel ziehen, dass ein ausreichend grosser *Markt für ökologische Güter und Dienstleistungen* tatsächlich besteht.

Der Interviewer nimmt in seiner Anschlussfrage Lesart 4 auf.

I: Dass der Markt das wirklich verlangt?

G: Ja, ämü sicher nicht nur, oder, das ist, das muss man ja ganz klar sehen, also .. (unverständliche Laute) Biolandbau, dass das, also Bioprodukte, .. dass nicht, dass es kein Bioland Schweiz kann geben //I: Mhm//, da bin ich überzeugt, dass, das kann finanziell für den Staat nicht aufgehen. //I: Ja, ja// Und wir haben nicht diese ... Kund- also ja, diese Konsumenten, die alles Bioprodukte verlangen, aber das, was die Konsumenten verlangen, sollte man können produzieren in der Schweiz //I: Ja, ja// .. Und, was natürlich, .. eben, wenn man sieht, wieviele dass ins Ausland gehen go einkaufen, mi- mit diesem Konsumententourismus, kann man ja nicht eben nur die teuren Produkte in der Schweiz anbieten, dann muss man klar Billigprodukte haben. Und wie diese hergestellt sind, eben, das muss schlussendlich ja der Konsument entscheiden und, ich mein, das ist ja, von uns her finde ich das gegeben, dass man ja die ganzen .. Anbautrans- Anbau von Nahrungsmitteln also sicher auf einer ökologischen Basis betreiben. //I: Mhm, mhm, mhm//

Georg stützt sich implizit auf eine Theorie des Marktversagens ab. Die ökologischen Leistungen der Landwirtschaft sind nur partiell an die Produktion von Gütern gebunden. Ökologie lässt sich nur zum Teil auf Produkte 'aufkleben'. Ihre produktionsunabhängigen Anteile, die Kollektivgutcharakter besitzen, müssen auch in einem allfälligen „Bioland Schweiz“ durch staatliche Direktzahlungen entgolten werden. In diesen Direktzahlungen erblickt Georg das künftige Standbein der Schweizer Landwirtschaft, zumal er die Marktnachfrage nach teureren Bioprodukten für eher klein erachtet: Wir haben nicht diese Kund- also ja, diese Konsumenten, die alles Bioprodukte verlangen. In einer späteren Textstelle erläutert Georg explizit, weshalb er darüber hinaus an einen ausdifferenzierten Markt für Bioprodukte nur bedingt glaubt: In etwa fünf Jahren werde die Integrierte Produktion in der Schweiz Standard sein. Weil der Preisdruck aus dem Ausland komme, würden dann die Preisunterschiede auf Agrarprodukten tendenziell verschwinden - Label hin oder her.

Dass Landwirtschaft ökologisch betrieben wird, hält Georg für gegeben. Dennoch muss sie, so kann jetzt geschlossen werden, nach streng ökonomischen und unternehmerischen Kriterien betrieben werden. Die idyllische Vorstellung einer sich auf ökologische Ideologien abstützenden Heim-und-Hobby-Landwirtschaft hält er für illusorisch, sie kann finanziell für den Staat nicht aufgehen, weil die zu entrichtenden Direktzahlungen ins Unendliche steigen würden.

In seiner Argumentation kombiniert Georg eine *Theorie des Marktversagens angesichts des Kollektivgutcharakters ökologischer Leistungen* (Lesart 3) mit einer *pessimistischen Einschätzung der Nachfrage nach biologisch produzierten Gütern* (Lesart 4). Er argumentiert konsequent mit den Instrumentarien der ökonomischen Theorie, also *vom Markt her*. Sein offensiv- unternehmerischer Handlungsentwurf steht zu seiner Argumentation in einem Korrespondenzverhältnis. Er impliziert die Vermarktung und Verwertung sowohl von Bioprodukten als auch der produktionsunabhängigen Leistungen. In ihnen erblickt Georg eine zentrale Aufgabe des bäuerlichen Unternehmers.

Der Landwirtschaft weist Georg also die folgenden zwei Funktionen zu: eine ökologi-

sche aber effiziente Nahrungsmittelproduktion *und* die Bereitstellung produktionsunabhängiger, ökologischer Leistungen.

G: (...) das andere ist einfach die ökologischen Leistungen, ich weiss noch nicht, es wird wahrscheinlich schon noch nicht ganz honoriert im Moment, dünkt es mich, //I: Ja, ja// es wird noch nicht so wahrgenommen, was man wirklich //I: ähäh//.. macht.

Diese Einschätzung veranlasst Georg keineswegs zur Resignation. Vielmehr weist er sich selbst die Aufgabe zu, die beklagten Informationsdefizite zu beseitigen. Hierbei zeigt er sich als ein moderner Unternehmer, der nicht nur effizient und unter Respektierung der gegebenen, rechtlichen Rahmenbedingungen produzieren, sondern die Produkte und Kollektivgüter, die er her- und bereitstellt auch strategisch vermarkten, bzw. sichtbar machen muss:

G: (...) ja-a, ja dann (lacht) im Prinzip ist einfach die Aufklärung, ist, es ist einfach wahnsinnig schwierig, dass dass man diesen Leuten, das kann chli aufzeigen und so. //I: Mhm, mhm// Und das muss, muss man sich noch recht stark bemühen drum, dass man einfach nochli näher an die landwirtschaftliche Bevöl-, eh an die nicht-landwirtschaftliche Bevölkerung heran kommt. //I: Ja, ja// Wir machen jetzt da im August ein Bauern-z'Morge, //I: Ja// am ersten, ich hoffe auch dort, dass man einfach mit mit Leuten in Kontakt kommt, dass die echli sehen, echli Hintergründe sehen, zum Teil .. ja-a dass, dass sie einfach wieder echli die Zusammenhänge sehen

Bei der Produktion von Nahrungsmitteln, der zweiten Funktion der Landwirtschaft, müssen sich die Bauern an strengen, betriebsökonomischen Effizienzkriterien orientieren. Ausserdem müssen sie ihr Güterangebot auf die Nachfrage ausrichten und hierbei äusserst flexibel sein. Georg stellt fest, dass die Signale, die auf eine notwendige Ökologisierung der Landwirtschaft hindeuten, zweideutig und unklar sind. Insbesondere bemängelt er die akute Inkonsistenz zwischen politischen und ökonomischen Präferenzäusserungen. Während mit dem Stimmzettel eindeutig eine ökologische Umorientierung gefordert wird, bringt sich diese Forderung nur schwach im tatsächlichen Konsumverhalten zum Ausdruck. Georg äussert deshalb eine begründete *Skepsis gegenüber der Ökologisierung der Landwirtschaft* (Lesart 2). Wiederum sind die Konsequenzen, die er daraus zieht, nicht resignativ. Er verlangt von den Bauern und von sich selbst eine erhöhte unternehmerische Flexibilität:

G: Jaja! .. Dann muss man sagen, ja eben, was was ist in in zehn Jahren. //I: Mhm// Ist dann, gut eben, es wird sicher immer solche haben, die, die echli mehr wollen für etwas ausgeben, das etwas spezielles ist, aber ich hab einfach das Gefühl, der grosse Anteil von den Konsumenten will möglichst eine billige und eine gesunde Nahrung.//I: Mhm// Oder ob es nachher noch gesund ist, Hauptsache man hat etwas. //I: Ja// Eben von dem her hab ich das Gefühl, dass man jetzt vielleicht eher zu zu stark will Richtung Ökologie, //I: Ja, ja// oder dass man ja, eben dass man ja nicht darf den Markt einfach vergessen. //I: Ähäh // Von dem her muss man einfach möglichst flexibel sein, ich sag mir jetzt, eben mit mit dem IP fahren wir jetzt relativ gut, auch mit den Direktzahlungen. .. Also, jaaah, ist es am, ist es am wirtschaftlichsten für unseren Betriebe, wir haben auch nicht äso grosse, ehh, Einschränkungen gehabt, wir haben nicht viel müssen umstellen, oder, //I: Mhm// im ganzen Betrieb. .. Anders sieht es, eben wenn, wenn in zehn Jahren wieder andere Sachen gefragt sind, dann wird man sich wieder müssen anpassen. //I: Mh// Und von dem her, ja.

Georg vollbringt praktisch und diskursiv eine zukunftssträchtige Synthese zwischen Ökologie und modernem Unternehmertum. Sie setzt sich zusammen aus *erstens*, der



internen Rationalisierung der Arbeits- und Produktionsprozesse, *zweitens*, dem Einsatz moderner Vermarktungsstrategien für die erzeugten Produkte *und* produktionsunabhängigen Leistungen, *drittens*, der Abstimmung des Güterangebots auf die Marktnachfrage, *viertens*, der Bereitschaft, auf veränderte rechtliche, gesellschaftliche und ökonomische Rahmenbedingungen flexibel zu reagieren, und *fünftens*, der Akzeptanz, dass *gegenwärtig* 'Ökologie' gefragt ist.

Sein Fall belegt, dass eine Ökologisierung der Landwirtschaft weder mit sekundärer Traditionalität<sup>79</sup>, noch mit dem Ende des *selbständigen bäuerlichen Unternehmers* einhergehen muss. „Schon lange dienen die Bauern als Projektionsfläche für Werte und Tugenden, welche im Verlauf des Modernisierungsprozesses verloren gehen.“<sup>80</sup> Mit diesem Befund streicht der Historiker Peter Moser heraus, dass mit der linksalternativen „Bioland Schweiz“-Utopie tendenziell eine idyllisierende, rückwärtsgewandte und antimodernistische Stilisierung traditional-bäuerlicher Lebensweisen einhergeht. Der Typus Bauer, der hier gefordert wird, ist bärtig, gemütlich, hält sich Pferde statt eines Traktors und lebt im 'harmonischen Einklang' mit der Natur. Diesen Typus Bauer repräsentiert Georg nicht. Er eignet sich weder als Projektionsfläche für mitunter esoterisch inspirierte, antimodernistische Impulse, noch als Stigmatisierungsfläche für Bauern, die in einer ökologischen Umorientierung der Produktion vorschnell einen Verrat am Bauernstand erblicken. Georg ist sowohl immun gegen die ursprünglich bürgerliche, in der Zwischenzeit schwarz-rot-grün gewordene *Bauerntums*ideologie, als auch gegen die von den Bauern selbst getragene *Bauerstands*ideologie, die in der Wahrung des *selbständigen bäuerlichen Unternehmertums* eines ihrer wesentlichen Ziele erblickt. In Georgs Synthese aus Ökologie und Modernisierung setzt sich ein bäuerliches Unternehmertum erst wirklich durch. Es realisiert die moderne Einbindung des Agrarsektors in den Markt.

---

<sup>79</sup>Die Struktur 'sekundärer Traditionalität' weisen Hildenbrand et al. (1992, 93f.) dem Typus des gesinnungsethisch motivierten 'Bio-Bauern' zu: „Auf einem Hof, der nach dem Konzept des alternativen Landbaus betrieben wird, ist in betriebswirtschaftlicher Hinsicht der Bruch von Tradition und Moderne ein doppelter: Während die derzeitige konventionelle Agrarwirtschaftsrationalisierung mit der traditionellen entfalteten Bauernwirtschaft bricht, bricht der alternative Landbau jetzt wieder mit der agrarindustriellen Bewegung, um auf einer neuen Stufe der agrarwirtschaftlichen Rationalisierung die Prinzipien der rationellen Landwirtschaft zu restituieren. Die Tradition der 'ganzheitlichen Arbeit' und das möglichst selbstgenügsame Betriebskonzept ist nicht mehr das von der ökonomischen Situation selbstverständlich (Vor)gegebene, sondern sie muss im Rahmen der verschärften Konkurrenz spezifisch rational intendiert und umgesetzt werden, also mit den geistigen Mitteln der Moderne“. Es ist indessen zu bemerken, dass es den Kontrasttypus des 'Agrarindustriellen', der die „derzeitige konventionelle Agrarwirtschaftsrationalisierung“ in Deutschland trägt, in der Schweiz bis anhin kaum gibt. Georg ist auch bewusstseinsmässig kein 'Agrarindustrieller' sondern ein moderner *bäuerlicher* Unternehmer. Am deutlichsten zeigt sich dies an den nicht-ökonomischen Motiven, die der Bindung an den elterlichen Hof zugrundeliegen. Vgl. Abschnitt 4.4. In *meinem* Sample fehlt nicht nur der Typus des Agrarindustriellen, sondern auch der gesinnungsethisch motivierte Biobauer, der nach den Prinzipien des biodynamischen Landbaus wirtschaftet und in der Schweiz, insbesondere im Emmental, weit verbreitet ist.

<sup>80</sup>Berner Zeitung, 28. Februar 1995.

#### 4.4 Motive der Hofbindung

Die traditionellen Restbestände, die auch in einem modernen Umfeld die bäuerliche Praxis mitbestimmen, wurden im Fall Simon in erster Linie im Zusammenhang der Familienstruktur thematisiert. Eine Thematisierung auf *dieser* Ebene wäre auch im Fall Georg möglich. Insbesondere belegt sein Fall, dass der Familienbetrieb nach wie vor eine effiziente und leistungsfähige Form bäuerlicher Landwirtschaft darstellen kann. Georg weist explizit auf die Vorzüge des Zweigenerationenbetriebs hin:

I: Und was dann so die Arbeit betrifft, also, dass quasi dann eben auch die ganze Familie in in die Hofarbeit integriert ist, also das denkst Du, das ist, das kann man wahrscheinlich schon noch weiterhin so, ehm  
 G: Ja-a, dass man das kann integrieren, das glaub ich schon irgend, .. das, eben: der Familienbetrieb besteht! Wie es aussieht, wenn man mal noch einmal eine Arbeitskraft hat, da irgendwie einen Lehrling oder ein .. ein Angestellter sonst noch, ich mein, das wäre eine Möglichkeit, oder, wenn man den Betrieb nochli grösser hätte, //I: Mh// aber eh, ich glaub, dass man auch auf dem Familienbetrieb sollte bleiben. //I: Mh, mhm// Und eben, vor allem, dass man könnte mit zwei Generationen drauf sein, wär von mir aus gesehen, oder sicher, dass zwei könnten verdienen auf einem Betrieb, //I: Ja, ja// das ist für mich schon eine Struktur, die man sollte können haben, //I: Ja// dass einfach, dass man kann Ablösungen machen. //I: Ähä // Vor allem eben Sonntagsablösungen, //I: Ähä, ähä// dass man einmal den freien Tag hat, oder kann Ferien machen, //I: Ja, ja, ja// und ich glaube, das ist schon, wir können ja nicht 365 Tage im Jahr auf dem Betrieb sein und //I: eben// d, also, das k-, ich weiss nicht, früher ist das vielleicht gegangen, aber ich glaube, in dieser Welt, in der wir heute leben, .. ja-a, können wir das vergessen. //I: Mm//

Der bäuerliche Zweigenerationenbetrieb wird den modernen Ansprüchen auf eine möglichst weitreichende Trennung von Freizeit und Arbeitszeit gerecht. Indem er die Beherrschung natürlicher Zeitrestriktionen und -bindungen ermöglicht, stellt er in dieser spezifischen Hinsicht eine geradezu moderne Institution dar. Ein Stück weit entbindet sie die Hofbewirtschaftler von der natürlichen Zeit. Wenn Simon bemerkt, er werde in Zukunft wohl keine Ferien mehr machen können, liegt dies nicht unbedingt an seiner zeitlichen Anbindung an den Hof. Seine Bemerkung verweist auf einen schwelenden, aber nicht ausgetragenen Generationenkonflikt, der seinerseits in der Familienwirtschaft strukturell angelegt ist.

Das Diktat der natürlichen Zeit kann bei der *passiven Bindung* des Hoferben an den Hof gleichsam strategisch eingesetzt werden. Als sich in der Schweiz in den siebziger Jahren allmählich die Melkmaschine durchsetzte, weigerten sich viele ältere Bauern, sie zu benutzen. Das Melken mit der Maschine überliessen sie ihren Knechten und halbwüchsigen Söhnen. Darin brachte sich nicht unbedingt eine latente Innovationsfeindlichkeit zum Ausdruck. Vielmehr ketteten sie dadurch den Hoferben ultimativ an den Hof. Dass auf einigen Bauernbetrieben auch heute noch die verschiedenen Generationen einen unterschiedlichen 'Stand der Produktivkräfte' repräsentieren, lässt nicht unmittelbar auf Innovationsfeindlichkeit schliessen. Es kann sich dabei auch um eine Strategie der Kontinuitätssicherung des Hofes handeln. Die Freiheitspotentiale, die der bäuerliche Zweigenerationenbetrieb bietet, werden strategisch untergenutzt. Konkret: Es sind keine Ablösungen möglich.

Im folgenden zeige ich, dass Georgs *aktive Bindung* an den Hof partiell an traditionale Deutungs- und Handlungspraktiken zurückgebunden bleibt. *Erstens* gehen seine Ökologisierungsanstrengungen nicht ausschliesslich aus ökonomischen Motiven hervor. Sie werden von einem primären ökologischen Bewusstsein mitgetragen. Zum Beispiel behält Georgs Familie trotz wissenschaftlich gestützter Spezialisierungsimperative die traditionelle Mischstruktur ihres Betriebes bei. *Zweitens* bleibt seine unternehmerische Praxis bezüglich bestimmter Urteilspraktiken traditional. Obwohl Georg in der Viehzucht moderne Befruchtungstechniken - künstliche Besamung und Embryotransfer - anwendet, definiert er sein Zuchtziel nicht nur in Kategorien des Nützlichen sondern auch in Kategorien des Schönen.

#### 4.4.1 Der Mischbetrieb

Der Beibehaltung der Mischbetriebsstruktur können der Möglichkeit nach die folgenden Motive zugrundeliegen:<sup>81</sup>

(1) *Das traditionale Subsistenzmotiv*: Ein Mischbetrieb ist strukturell in der Lage, eine breite Palette von Konsumbedürfnissen zu befriedigen. Objektiv ist dem Mischbetrieb immer ein traditionales Subsistenzmotiv inhärent, auch wenn es in einer modernen, marktgesteuerten Ökonomie seine materiale Bedeutung verliert.

(2) *Das familial-bauernweltliche Traditionsmotiv*: Landwirtschaftliche Betriebsstrukturen sind gewachsene Strukturen. Sie sind *erstens* naturzeitlich, *zweitens* familienbiographisch und *drittens* regionalhistorisch gewachsen. Sie sind nur um den Preis immenser Begründungspflichten veränderbar.<sup>82</sup> Traditionen wirken strukturerhaltend.

(3) *Das ökologische Motiv*: Es bringt sich in der Vorstellung zum Ausdruck, dass die Natur und die Beschaffenheit des Bodens von sich aus bestimmen, für welche Anbaukulturen sie sich eignen. Der Mischbetrieb kann als eine kultivierte Perpetuierung des Artenreichtums der Natur (angesichts unterschiedlicher Bodenbeschaffenheiten) verstanden werden.

(4) *Das individualistisch-lebenspraktische Motiv*: Mit unverteilter Arbeit, der Anwendung verschiedenster Bewirtschaftungstechniken und der Konfrontation mit den unterschiedlichsten Facetten von 'Natur', verbindet sich die Vorstellung eines richtigen Lebens.

(5) *Das modern-unternehmerische Diversifikationsmotiv*: Bei der Verteilung wirtschaftlicher Risiken auf verschiedene Produktionszweige handelt es sich um eine ökonomische Strategie, die nicht nur in der Landwirtschaft zur Anwendung kommt. Betriebszweiggebundene Ertragsausfälle können durch Gewinne aus anderen Zweigen kompensiert werden. Sowohl der Markt als auch die Natur bergen nur partiell kalku-

---

<sup>81</sup>Unter Motiven verstehe ich nicht Intentionen und Handlungsabsichten, sondern spezifische Sinn- und Bedeutungsstrukturen, die in einer strukturierten Praxis tragend zur Geltung kommen.

<sup>82</sup>Die Bäume, die der Grossvater gepflanzt hat, auszureissen oder inmitten von Rebbergen Kakteen zu züchten, kann schwierig sein.

lieb bare Risiken in sich. Weil der Agrarsektor beiden unterworfen ist, bietet sich in ihm die Diversifikationsstrategie in besonderem Masse an.<sup>83</sup>

Es soll nun am Interviewmaterial geprüft werden, auf welche Motive sich Georg bezieht, wenn er den Mischbetrieb für eine nach wie vor sinnvolle Institution hält. Es ist zu erwarten, dass er als offensiver Unternehmer vor allem vom Diversifikationsmotiv her argumentieren wird. Die folgende Interviewpassage bestätigt diese Erwartung. Sie dokumentiert aber auch, dass Georgs Bindung an den Hof (bzw. den Mischbetrieb) nicht ausschliesslich auf unternehmerischen Motiven beruht.

I: Das ist ja da ein Betrieb, wo eben relativ viele, ehm Zweige sind, oder, also vom Weinbau bis .. unten hab ich noch Kirschbäume gesehen, die gehören äüä auch noch dazu? (lacht)

G: (lacht) Ja-a, die gehören auch noch dazu, (lachend) die vergess ich meistens (lacht laut) wenn mich jemand fragt, das ist ja jetzt wirklich nur noch ein kleiner Teil, also im Prinzip .. ja-a haben wir gar keine Zeit mehr für die Kirschen. //I: Mh// Es ist einfach noch, diese Bäume sind, wir wollen sie nicht umtun, etwas für (lachend) die Ökologie (lacht) //I: Ja (lacht)

I: Aber das ist äüä auch interessant, so zu bauern, wenn Du wirklich dann ganz .. ganz verschiedene Zweige hast?

G: Ja-a moll, das ist schon, und eben, man ist echli ab- wenn das andere nicht so gut läuft, läuft es vielleicht dort echli besser, //I: Mhm// gut, eben, es ist dafür mit, man muss einfach viel Wissen haben, es ist, wenn wenn wir jetzt nur Viehwirtschaft hätten, dann könnte man sich auf das konzentrieren, //I: Ja// es wär echli einfacher,

Der Interviewer stellt fest, dass auf dem Hof auch ein paar Kirschbäume stehen. Dass er diese Feststellung mit einem Lachen unterlegt, ist interpretationsbedürftig. Das Lachen kann bedeuten, dass entweder die Zahl, das Alter oder eine sonstige Eigenschaft der Bäume darauf hinweist, dass es sich bei ihnen kaum um einen ernstzunehmenden Betriebszweig handelt. In dieser Lesart stellt der Interviewer implizit fest, dass sich die Existenz von Kirschbäumen auf Georgs Hof mit ökonomischen Rationalitätskriterien nicht begründen lässt. Das Lachen kann aber *auch* bedeuten, dass der Interviewer über seinen spontanen Kirschbaum-Einfall erstaunt oder erfreut ist. So wäre das Lachen denn nur ein selbstreferentieller Kommentar, auf den Georg höchstens mit einem erwidrenden Lachen zu reagieren hätte.

Georg setzt nun aber, ohne die Frage des Interviewers abzuwarten, zu einem ‘Legitimationsdiskurs’ an. Er bestätigt, dass die Kirschbäume ökonomisch keinen Sinn haben. Der Hinweis auf nicht-ökonomische Motive muss bei ihm, der sich dezidiert als ein rationaler Unternehmer *darstellt*, einen Normalisierungsreflex ausgelöst haben. Indem er bestätigt, dass die Kirschbäume ökonomischen Rationalitätskriterien widersprechen, stellt er sich selbst als ein *reiner* Unternehmer wieder her. Durch den Hinweis auf

<sup>83</sup>In den 80er Jahren galt „Diversifikation“ als eigentliches Rezept für wirtschaftlichen Erfolg. Ein Beispiel: Der schwedische Automobilkonzern Volvo avancierte in dieser Zeit zum Fisch-, Konserven-, Mineralwasser-, Energie-, Flugzeug-, Schiffsmotoren-, Baumaschinen- Raumfahrt-, Pharma- und Stadtplanungskonzern - und fuhr damit gut. Die Krise der neunziger Jahre brachte ein Umdenken mit sich. Gegenwärtig lautet die Devise für wirtschaftlichen Erfolg „Spezialisierung“. Auch Volvo konzentriert sich wieder aufs Kerngeschäft. Spezialisierungsforderungen haben auch den Agrarsektor erreicht. Argumentiert wird zum einen mit „optimalen Betriebsgrössen“ (die Erträge nehmen wegen der konstanten Fixkosten und der Rationalisierung von Arbeitsprozessen mit zunehmender Betriebsgrösse überproportional zu, bis sie ein Maximum erreichen) zum anderen mit dem erhöhten Bedarf an Spezialwissen.

die Regelverletzung bekräftigt er die Gültigkeit der Regel. Georg will also klargestellt wissen, dass die Bewirtschaftung des Betriebs primär und wesentlich ökonomischen Kriterien folgt. Er räumt aber ein, dass minimale Abweichungen von diesen Kriterien erlaubt sind. Das überprägnante diese Bäume *sind*, wir wollen sie nicht umtun lässt keine eindeutigen Schlüsse auf die weiteren Motive des Mischbetriebs zu. Die Bäume können sowohl aufgrund von Tradition, als auch aufgrund eines autonomem Existenzanspruchs *sein*. Georg begründet ihn mit etwas für die Ökologie. Diese Ironisierung sekundären ökologischen Bewusstseins verweist auf latent gegebene, primär-ökologische Motive, die ihrerseits nicht rationalisiert werden können und müssen, weil sie einer lebensweltlichen Tiefenschicht bäuerlichen Bewusstseins angehören.

Die nun ausformulierte Frage aber das ist äua auch interessant, so zu bauern, wenn Du wirklich dann ganz ganz verschiedene Zweige hast kann sowohl auf die Bergung individualistisch-lebenspraktischer (lebenspraktisch interessant) als auch modern-unternehmerischer Motive (unternehmerisch interessant) abzielen. Nun zeigt sich Georg kompromisslos. Nach einem anfänglichen Zögern, ja moll, das ist schon, legt er differenziert das Diversifikationsmotiv dar. Hierbei weist er seinen unternehmerischen Praxisentwurf als vollkommen gefestigt und nicht dekonstruierbar aus. Georg wägt das Diversifikationsmodell und das Spezialisierungsmodell gegeneinander ab und legt dabei manageriale Sachkompetenz an den Tag. Diskursiv grenzt Georg aus, was nicht in seine Selbstdarstellung als *reiner* Unternehmer hineinpasst und legt dadurch offen, dass nicht-ökonomische Motive bei seiner Bindung an den Hof gleichwohl von immenser Bedeutung sind.

Er veranschaulicht das Diversifikationsmotiv am Beispiel des Weinbaus und beschliesst seine differenzierten Ausführungen mit der Feststellung: im Moment eben, praktisch bleibt nichts.

Hier hakt der Interviewer gezielt ein und will nun *genau* wissen, weshalb die Familie die Weinproduktion aufrechterhält, obwohl sie sich finanziell nicht auszahlt.

I: Also das heisst, es muss irgendwo noch ein anderer Anreiz da sein, diesen Betriebszweig aufrechtzuerhalten, oder denkst Du einfach langfristig, könnte das dann wieder, wenn man eine Mischrechnung macht über längere Jahre

G: Ja-a im Prinzip äso,

I: So.

G: dass wir langfristig eben jetzt mehr können mit Direktvermarktung ja anfangen, im Prinzip einmal alles können direkt vermarkten, //I: Ja// aber vielleicht dort sogar, eben, noch etwas reduzieren, dass wir mit der Arbeit einmal sicher .. wieder durchkomm- amäl durchkommen, ja-a dass dass wir einfach das können produzieren, was wir können vermarkten, und das andere weg, und dann halt vielleicht schauen, ja eben, gut, Direktvermarktung, das ist wieder mehr Aufwand und dann musst du einfach auf der Fläche halt echli reduzieren, dafür machst du Direktvermarktung

Die Frage unterbreitet Georg explizit die Option, seine *rein* ökonomische Argumentation fortzusetzen. Wie nicht anders zu erwarten ist, nimmt Georg diese Option sofort wahr und steigt auf die ebenfalls unterbreitete Option - andere Anreize - nicht ein. Es zeigt sich erneut, dass Georg um eine *lupenreine Darstellung seiner selbst als Unternehmer* bemüht ist: „Wenn man die Variablen Fläche, Direktvermarktung, Arbeitsaufwand und Nachfragesituation usw. richtig kombiniert, wird sich in Zukunft auch in der Weinpro-

duktion betriebswirtschaftlicher Erfolg einstellen.“

In einer späteren Gesprächssequenz versucht Georg unternehmerisch zu begründen, weshalb er der Hobby- und Nebenerwerbslandwirtschaft langfristig keine Überlebenschancen beimisst. Er geht davon aus, dass mit dem Generationenwechsel in Zukunft viele Betriebe verschwinden werden. Georg glaubt, dass Leute, die einmal den elterlichen Betrieb verlassen haben, nicht mehr in die Landwirtschaft zurückkehren werden.

I: Wieso denn das?

G: (lacht) //I: (lacht)// Ja vor allem, ja, ich hab das Gefühl, er hat, er hat, in diesen drei Jahren hat er schon so viel .. Wissen verlassen oder verloren oder es ist so viel neues dazugekommen auch in der Landwirtschaft, //I: Ja, ja, ja// wo er wo er einfach, wo er auch wahnsinnig, wirklich muss, eh, gute Möglichkeiten haben, ein chli einen guten Betrieb, //I: Mhm// oder dann soviel Freude und .. (lachend) ja Lebensenthusiasmus, dass er wirklich das Ganze, ja, wieder kann einsteigen. //I: Ja, ja// Aber wenn einer ja, .. eben dort, diese Vorteile muss er, muss einer haben. //I: Ja//

Mit dem Wissensargument aktiviert Georg seine unternehmerische Erklärungsstrategie, die sich nun aber als brüchig erweist. Es bleibt erklärungsbedürftig, weshalb ein junger Mensch, der in die Landwirtschaft zurückkehrt, sich das erforderliche Wissen nicht (wieder) aneignen könnte. Die einzige Wissensform, die ihm während seiner Abwesenheit vom Hof hätte verlustig gehen können, ist ein praktisches Erfahrungswissen, das nicht vollständig rationalisierbar ist. Auf seine zentrale Bedeutung in der Landwirtschaft weisen insbesondere Hildenbrand et al. (1992, 13) hin. Das praktische Erfahrungswissen ist gebunden an die Lokalität des Hofes, an die partikuläre Sozialform der Familie und an den generationenübergreifenden Zusammenhang von Hof und Familienwirtschaft. Es hält implizite und diffuse Antworten auf Probleme bereit, die sich aus der Konfrontation mit natürlichen, nur zum Teil beherrschbaren Prozessen ergeben.<sup>84</sup>

Wenn Georg von Wissen redet, kann damit nicht dieses praktische Erfahrungswissen gemeint sein. Denn das Erfahrungswissen kann weder veralten, noch kann es systematisch vermittelt und angeeignet werden. Georgs Argumentation muss also durch weitere Elemente zusammengekittet werden. Ihm zufolge müssen zum Wissen und zum guten Betrieb bei der Festigung einer aktiven Hofbindung noch weitere Elemente hinzukommen: Freude und Lebensenthusiasmus. Georg anerkennt alternative Motive der Hofbindung, die de facto auch in seinem Fall wirksam sind.

Noch einmal versucht Georg jedoch, diese alternativen Motive zu rationalisieren und sie als unbedeutend für den aktiven Weiterführungs- bzw. Rückkehrentscheid darzustellen:

G: (...) eben, diese Generation, die vielleicht ja im Moment noch dort ist, der macht vielleicht aus Freude, will er seinen Betrieb noch erhalten, eh eh, (lachend) bringt es nicht über das Herz, den aufzugeben und und hat einfach nochli Freude an der Landwirtschaft //I: Ja// und er führt den Betrieb noch weiter, auch als eben als, aus Hobby im Prinzip. Aber sonst ..

I: Eben, das ist ja schon eine Herzensangelegenheit, wenn Du so einen Betrieb hast.

<sup>84</sup>Gemäss Hildenbrand et al. (1992, 78) erfüllt das praktische Erfahrungswissen mitunter die folgenden Funktionen: Es birgt Informationen über die Bewirtschaftung des Bodens, vermittelt Techniken des Erhaltens und der Wahrnehmung organischer Natur und klimatischer Verhältnisse, unterbreitet ein anschauliches und überschaubares System sozialer Ordnung auf dem Lande und rückt den einzelnen in die Totalität des bäuerlichen Lebens und den übergreifenden Sinnzusammenhang von Hof und Familie ein.

G: Ja-a, ja-a.

I: Und dann hast Du das Gefühl, dann beim Generationenwechsel gehen dann vielleicht auch diese Bindungen an so einen Hof

G: Ja-a.

I: mit der Zeit dann verloren?

G: Wenn nachher die nächste Generation kommt, die hat ja nicht mehr diese Beziehung, hat vielleicht diesen Hof nicht so aufgebaut, //I: Ja, ja// nicht äso in Erinnerung, und dann .. und .. ja-a .. also, ich glaube schon. //I: Ja//

Georgs Argumentation stellt sich entschieden quer zur bauernweltlichen Normalitätsunterstellung, dass der Kontinuität des Hofes ein Primat gegenüber individuellen, hofexternen Lebensentwürfen zufällt. Gleichzeitig anerkennt er allerdings, dass die Bindung an einen Hof auch etwas mit dem Herzen zu tun hat. Es ist ihm klar, dass das Aufgeben eines Hofes eine andere Qualität besitzt als ein Berufswechsel auf einem erwerbsweltlichen Berufsfeld. Seine Normalisierungsversuche - im Sinne der Wiederherstellung einer *rein* unternehmerischen Argumentation - scheitern nun vollumfänglich. Die Hilfskonstruktion, gemäss der lebensweltliche Bindungen an den Hof mit dem Generationenwechsel verschwinden, ist unplausibel. Das sozialisatorische Umfeld eines Bauernhofes kann nicht so leicht aus der Erinnerung gestrichen werden, wie Georg das unterstellen *muss*.

Georg ist zweifellos Unternehmer. Dass er sein Unternehmertum gerade in der Landwirtschaft und auf dem elterlichen Familienbetrieb realisiert, kann jedoch nur mit 'traditionalen' Motiven erklärt werden. Gleiches gilt für den zum Teil impliziten Entscheid, die Mischstruktur des Betriebs aufrechtzuerhalten. Ihm liegen sowohl familiäre, naturzeitliche (Diese Bäume sind) und regionalhistorische Traditionen (in der Region wurde schon immer Weinbau betrieben) als auch primär-ökologische Motive zugrunde. Die *partielle Überstrapazierung ökonomischer Argumentationsmuster* verweist darauf, dass die Herstellung 'neuer' Identität - insbesondere in einem von traditionellen Normalitäten überbesetzten Feld - mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist.<sup>85</sup>

#### 4.4.2 Viehzucht

Weshalb betreibt Georg Viehzucht? Welche Techniken setzt er ein und wie definiert er sein individuelles „Zuchtziel“? Die zu Beginn der Fallrekonstruktion gebildete Hypothese, dass Georg den Typus des offensiven Unternehmers repräsentiert, kann bei der Beantwortung dieser Fragen instruktiven Charakter besitzen. Wenn die Strukturierungsgesetzlichkeit seines Falles weitgehend konsistent ist, müssen auch seine Viehzuchtpraktiken dominant durch ökonomische Motive strukturiert sein. Nicht auszuschliessen ist allerdings, dass sich in ihr Restmomenten einer 'traditionalen' Handlungssteuerung auffinden lassen. Denn die Ausführungen zum Mischbetrieb haben gezeigt, dass Georgs Verbleiben auf dem Hof *auch* primär-ökologisch und durch Traditi-

<sup>85</sup>Besonders deutlich belegen dies ethnomethodologische Studien über Transsexualität. Soziale Attribute von Geschlechtlichkeit werden von Transsexuellen - zwecks 'richtiger' Selbst-Darstellung - mitunter massiv überzeichnet.

on motiviert ist.

Da Georg sich um eine Selbstdarstellung als *reiner* Unternehmer bemüht, wird er die Hochleistungsviehzucht *erstens* als ein Mittel der Effektivierung der Milchproduktion (mehr Milch mit weniger Kühen, d.h. mehr Ertrag bei geringeren Kosten) und *zweitens* als ein Mittel der Aufrechterhaltung von Konkurrenzfähigkeit (auf dem Markt für Hochleistungstiere) darstellen. Diese hypothetischen Vermutungen sind am Material zu überprüfen.

Das Thema Viehzucht fügt sich wie folgt in den Gesprächsverlauf ein: Der Interviewer bittet Georg, ihm einige Angaben zur Bewirtschaftungsstruktur des Hofes zu machen. Georg erzählt, dass in seinem Stall 23 Kühe und zirka 30 Stück Jungvieh stehen. Daraus 'schliesst' der Interviewer, dass auf Georgs Betrieb Viehzucht betrieben wird:

I: Das heisst, ihr züchtet da?

G: und dort ist, ja, ist eben ein wichtiger Dings noch, Teil, ist die Viehzucht. //I: Mhm// Und, ja da ist auch nochli Hobby dabei, oder, (lachend) darum bin ich ja Präsident von den Jungzüchtern, //I: (lacht)// das ist, ja-a einfach die Freu-, dort ist Hobby und Beruf miteinander verbunden. //I: Ja, ja// .. Man ist, man steckt etwa einen Franken mehr hinein, //I: Ähä // .. und nachher, da ist einfach .. die Freude und .. der gute Nutzen noch dabei ist. //I: Ja//

Der Interviewer muss mit seiner Frage den Redefluss Georgs unterbrochen haben. Georg reagiert mit und dort ist nicht auf die Frage des Interviewers, sondern fährt mit seinen bisherigen Ausführungen fort. Die Viehzucht wäre also auch ohne die Intervention des Interviewers zum Thema geworden. Ihre Wichtigkeit ist doppelt verbürgt: Einerseits dadurch, dass Georg sie von sich aus thematisiert und andererseits durch die explizite Aussage, dass es sich bei ihr um einen wichtigen Teil handle.

und da ist auch nochli Hobby dabei: Georg schickt seinen Ausführungen ein verbindliches Interpretationsschema voraus. Es soll den Interviewer darauf verpflichten, die Viehzucht nicht ausschliesslich als eine unternehmerische Angelegenheit zu verstehen. Er gibt schon zu Beginn seiner Ausführungen bekannt, dass er sich im Falle der Viehzucht einen Bruch mit der instrumentellen Vernunft des Unternehmers vorbehält. Dadurch bestätigt er einerseits, dass unternehmerische Motive seine Wirtschaftspraxis dominant steuern und andererseits, dass sich zu den ökonomischen Komponenten seines Handelns unmittelbar auch 'nicht-ökonomische' hinzugesellen. In der Frage der Viehzucht zeigt Georg sich bereit, Abweichungen vom dominanten Handlungsmuster zu begründen.

Darum bin ich ja Präsident von den Jungzüchtern: Georg kommentiert die als ein gesprächssteuernder Kunstgriff durchschaute Zwischenfrage des Interviewers. Weil dieser schon vorher gewusst haben muss, dass Georg Präsident der Jungzüchter ist (Darum bin ich *ja*), ist seine Frage das heisst, ihr züchtet auch? naiv und den pragmatischen Situationsbedingungen schlecht angepasst. Georg erweist sich hier als ausserordentlich kompetenter Kommunikator, der sich die Regeln einer induzierten Situationsrahmung im Falle ihrer Verletzung vergegenwärtigen kann und geschickt - hier mit einem Lachen - die notwendig gewordenen Normalisierungsleistungen erbringt.

In der Viehzucht sei Hobby und Beruf, Freude und Nutzen miteinander verbunden,



man stecke auch gelegentlich einen Franken mehr hinein. Georg macht explizit, dass die Viehzucht nicht ausschliesslich nach buchhalterischen Kriterien betrieben wird (einen Franken *mehr*). Offen bleibt bis anhin, ob mit dem Hobby bloss ein gelegentliches Ausser-Kraft-Setzen des ökonomischen Kalküls gemeint ist, oder ob das Hobby von sich aus Regeln vorgibt, die sich in den Wertkategorien des ökonomischen Nutzens nicht erfassen lassen. Es ist zu prüfen, in welchen, eventuell nicht-utilitaristischen Wertsphären die Viehzucht angesiedelt ist.

Viehzucht basiert auf Techniken der Beherrschung, bzw. Domestizierung der äusseren Natur. Versteht man unter Modernisierung einen *universalen* Prozess, weist die Viehzucht die Bauern als seine frühen Träger aus. Domestizierungspraktiken sind älter als die 'moderne' Ausdifferenzierung und Verselbständigung unterschiedlicher Wertsphären. Es ist also denkbar, dass sich in den ursprünglichen Praktiken der Naturbeherrschung - Viehzucht und Landbau - auch heute noch Restmomente einer ursprünglichen Einheit unterschiedlicher Wertungskriterien aufspüren lassen.

Georgs Freude kann sich sowohl auf die *Praxis* der Viehzucht, als auch auf ihr *Ergebnis* beziehen. Ihre Praxis besteht im instrumentellen Einsatz von Mitteln zwecks Erreichung eines bestimmten *Zuchtziels*. Sowohl die Erreichung des *Ziels*, als auch der Einsatz der *Mittel* können Freude bereiten. Es stellt sich darüber hinaus die Frage, ob das Zuchtziel einen Wert an und für sich darstellt, oder ob es seinerseits Mittel zum Zweck ist: Ist die durch Anwendung instrumenteller Befruchtungstechniken gezüchtete Kuh ausschliesslich ein Mittel zur Erzielung ökonomischen Erfolgs, oder werden die instrumentellen Befruchtungstechniken zur Erreichung des Zuchtziels selbst, *der wohlgestalteten Kuh*, eingesetzt? Läge zweiteres vor, geriete Viehzucht in die Nähe ästhetischen Schaffens. Die Freude an ihr würde sich in der Kontemplation ihres Ergebnisses - der wohlgestalteten Kuh - herstellen.

Auf die Frage, was ihn denn eigentlich an der Viehzucht reize, bemerkt Georg, dass auch der Vater schon Züchter gewesen und er als ein Kleiner ... echli da hineingewachsen sei. Vorläufig lässt sich festhalten, dass Georgs Viehzucht durch ein familientraditionales Motiv mitgetragen wird.

G:.. und jah, .. also ich ich weiss nicht, das ist irgendwie (lachend) es fasziniert einen einfach, wie einen auch ein Hobby kann faszinieren, und, und ja-ah, einfach die schön-, die perfekte Kuh, oder, ich hab, im Stall drinnen, das ist im Prinzip mit, mit der Leistung verbunden, oder, vor allem eben exterieur, mit mit .. gleich(wohl) noch wirtschaftlich. //I: Ähä, ähä// Und im Vordergrund ist klar, steht einfach immer die gesunde Kuh, //I: Ja// und da das Optimum herauszuholen, das ist schon ein Anreiz, der, ja, der fasziniert. //I: Mhm//

Georg legt differenziert dar, worin sich der Erfolg der Viehzucht bemisst. Es fällt insbesondere auf, dass er an erster Stelle in ästhetischen Kategorien wertet: Es geht ihm um die schöne Kuh. Bedeutsam ist dies deshalb, weil Georg im weiteren Argumentationsverlauf sich erneut darum bemüht, seine Viehzucht primär ökonomisch zu begründen. Dieses Bemühen kommt darin zum Ausdruck, dass er schön 'rückwirkend' durch perfekt

ersetzt. Und das exterieur - also Äussere der Kuh - erscheint nun nur noch als eines von mehreren Wertungskriterien. Offensichtlich bereitet es Georg immense Schwierigkeiten, die Synthese von Tradition, Ästhetik und Ökonomie<sup>86</sup>, die eine Kuh für ihn darstellt, analytisch auseinanderzureissen. Die Kuh ist ein Gesamtkunstwerk.

Obwohl Georg bei der Viehzucht die neuesten Befruchtungstechnologien anwendet - Embryotransfer und Künstliche Besamung - und seine Sprache gelegentlich etwas technisch klingt (das Kalb, das er aus Deutschland importiert hat - ich habe etwas gekauft im Deutschen - nennt er kurzerhand die neue Genetik) will er keine leidenden Milchmaschinen. Zucht heisst für ihn, das Optimum aus der Natur herauszuholen, ohne ihre Gesetze zu verletzen. Auch der Viehzucht liegt ein primär-ökologisches Bewusstsein zugrunde.

---

<sup>86</sup>Zusätzlich zu Tradition, Ästhetik und Ökonomie scheint auch der bauernweltliche Status in der Viehzucht eine Rolle zu spielen. Georg bemüht sich indessen dezidiert um eine *ökonomische* Deutung allfälliger Distinktionskämpfe:

*G: Aber eh, eben wir hoff- ich hoffe jetzt, dass wir mit, mit neuer Genetik auch noch echli weiter an die Spitze nach vorne kommt und dass wir noch mehr könnten nachher Tiere absetzen. //I: Ja, ja//*

## Teil III: Zwischenergebnisse

### 5. Kontrastierungen und Generalisierungen

Bei der Rekonstruktion der Fälle Simon und Georg stand die folgende Fragestellung im Zentrum: Auf welche Weise verorten sich Simon und Georg diskursiv und praktisch im strukturierten und strukturierenden Kontext des bäuerlichen Familienbetriebs, des Marktes und der raum-zeitlichen Bedingungsfaktoren ihres Handelns? Für den individuellen Lebensentwurf, der diese zentralen Strukturierungsvariablen reflektiert, haben ich den Begriff der individuellen Autonomiekonzeption eingeführt. Ihm liegt die sozialtheoretische Überlegung zugrunde, dass ein moderner Entwurf individueller Autonomie sich lebenspraktisch innerhalb sowohl handlungsrestringierender als auch handlungskonstituierender Struktureinbindungen realisiert und dass eine autonome Lebenspraxis an die aktive Bewährung in echten Entscheidungssituationen gebunden ist. Mit dem Wegfall entlastender Normalitätsunterstellungen nimmt der individuelle Entscheidungszwang zu, wobei der Handelnde sich vermehrt die sozialen und natürlichen Bedingungsfaktoren seines Handels vergegenwärtigen muss. Auf ihrem Hintergrund tritt er als ein souveräner Entscheidungsträger in Erscheinung.

Ich habe verschiedene Motive angeführt, die dem Entscheid über das Verbleiben auf dem Hof zugrundeliegen können.<sup>87</sup> Wichtig erscheint mir, dass auch die eher 'traditionalen' Motive individuelle Entscheidungen begründen, bzw. von den Hofnachfolgern selbst zur Begründung von - unter 'modernem' Entscheidungszwang gefällten - Entscheidungen beigezogen werden können.

#### 5.1 Zusammenfassung: Die Fälle Simon und Georg

Die wichtigsten Ergebnisse der kontrastierenden Analyse der Fälle Simon und Georg lassen sich wie folgt zusammenfassen:

(1) Hinsichtlich der **familiären Konstellation**, aus der heraus Simon und Georg ihre Zukunft auf dem Hof planen, hat die Fallanalyse wesentliche Unterschiede zu Tage gefördert. In Georgs Familie herrscht ein dezidiertes Einverständnis darüber, in welcher Form man sich den gegenwärtigen Struktur- und Handlungsproblemen der Landwirtschaft stellen will. Familiäre Konflikte beziehen sich ausschliesslich auf die operationel-

---

<sup>87</sup>Meine Typologie von 'Motiven der Hofbindung' steht aus darstellungstechnischen Gründen vor den Einzelfallanalysen. Selbstverständlich sind die einzelnen Typen weder aus der Luft gegriffen, noch sind sie irgendeiner bereits vorliegenden Untersuchung entnommen. Sie wurden in der Auseinandersetzung mit den Fällen gebildet und werden nicht - gleichsam subsumptionslogisch - den Fällen 'unterschoben'. Gleiches gilt für die Kontrastpaare 'aktive versus passive Hofbindung' und 'offensives versus defensives Modell individueller und unternehmerischer Freiheit'.

len Entscheidungen, die auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet sind. Sowohl die interne Restrukturierung des Betriebs als auch seine Aussenpositionierung werden managerial gemeistert. Dennoch bleibt der Betrieb ein 'Familienbetrieb', ein *bäuerliches* Kleinunternehmen. Die Familie tritt nicht nur gegen aussen - zwecks Repräsentierung eines sympathieerheischenden Unternehmensideals - als eine Einheit auf, sie ist es real. Die familiären und arbeitsweltlichen Beziehungen besitzen einen gemeinschaftlichen Charakter, der nicht nur in konflikthaften Entscheidungssituationen als eine sinn- und kompromissstiftende Ressource zum Tragen kommt. Georg kann sich als ganzer Mensch hinter seine Familie stellen. Das liegt in erster Linie daran, dass sich seine Familie sowohl arbeits- als auch lebensweltlich modern gewandelt hat. Im Zuge der ökonomischen und kulturellen Öffnung des Hofes gegen aussen, sind die der Familienwirtschaft eigenen, hausväterlich-autoritären Strukturen weitgehend zerfallen. Hier wird weder gebrüllt noch geschwiegen; es werden kooperativ Entscheidungen gefällt. An die Stelle autoritärer Verhältnisse sind modern-partnerschaftliche Beziehungen getreten, aus denen heraus sich für Georg intakte Individuationschancen bieten. Georg nutzt diese Chancen. Er tritt als ein aufgeklärter, entscheidungsfreudiger und realitätsöffener Mensch in Erscheinung, der in der Lage ist, sich den elterlichen Hof aktiv anzueignen und aus einem rationalen und offensiven Gestus heraus sich selbst und dem Hof in einem brüchig gewordenen Umfeld eine zukunftssträchtige Stellung zu verschaffen.

Auch Simon besitzt eindeutige und klare Vorstellungen darüber, wie sein Hof und sein Leben in Zukunft aussehen sollen. Simon will frei sein und stellt sich als freier Mensch dar. Der emphatische Anspruch, der sich dahinter verbirgt, bleibt indessen von realen Verwirklichungschancen weitgehend abgeschnitten. Simon repräsentiert nicht den Typus eines vollständig der Eigengesetzlichkeit des Hofes ausgelieferten passiven Hofnachfolgers, dem keine Alternativen zur Hofübernahme offen stehen. Hierfür ist Simon viel zu intelligent. Er weiss viel zu gut, was er will, was gut und was richtig für ihn ist. Dennoch ist er ständig bereit, seine Ansprüche als unrealisierte und aufgeschobene Projekte in der Phantasie zu archivieren. Woran liegt das?

Sowohl hinsichtlich der Reorganisation des Betriebes als auch hinsichtlich des Familienlebens hat Simons Familie in der Vergangenheit notwendige Modernisierungsschritte unterlassen. Aus dem Material heraus ergibt sich kein klares Bild, welche Gestalt die familiären Beziehungen auf Simons Hof haben. Sie scheinen ausserordentlich diffus zu sein. Die Mutter ist abwesend, scheint im Hintergrund ein wirres und konzeptloses Spiel zu spielen; der Vater scheint sich stumm in die gerade anfallende Arbeit hineinzugeben. Simon selbst weiss nicht so genau, was sich auf seinem Hof im Moment eigentlich abspielt und wahrt sich - glücklicherweise - eine ironische Distanz.

Nachdem er dem Interviewer mitgeteilt hat, dass er sich eigentlich nicht für Politik interessiere, spielt sich im Interview die folgende Szene ab:

I: Und Dein Vater, hast Du das Gefühl, er tut sich im Moment wahrscheinlich mehr mit solchen Sachen herumschlagen?

S: Ich weiss auch nicht. Vielleicht tut der sich's den Weg (herum) denken: Die Zukunft gehört mir.

I: Ähää! (lacht)

S: (ironisch) Ich weiss nicht.  
(lange Pause)

Simon findet keinen Zugang zu dem, was sich in den Köpfen seiner Eltern abspielt. Theoretisch könnte er sich also sagen: Wenn die nicht wissen, was sie wollen, dann weiss ich wenigstens, was *ich* will. So einfach geht das für ihn allerdings nicht. Einerseits verbietet es ihm das gute Benehmen, gegenüber seinen Eltern offensiv aufzutreten, andererseits ist anzunehmen, dass die ökonomischen Ressourcen, die für eine Hofsanierung aufgewendet werden müssten, bei den Eltern liegen. Es gibt für ihn keine Möglichkeit, die Eltern mit eigenständig gefällten Entscheidungen zu kompromittieren, zumal die Drohung, den Hof zu verlassen, in seinem Falle leer bliebe. Zu stark ist sein Entwurf eines 'guten Lebens' auf den Hof ausgerichtet.

Im Fall Simon kommt deutlich zum Ausdruck, welchen Schwierigkeiten ein individueller Lebensentwurf auf einem Bauernhof ausgesetzt ist. Er setzt notwendigerweise die erfolgreiche Bewältigung des Generationenwechsels mit all seinen Implikationen voraus. Ein Ausweichen vom Hof und ein hofzentrierter Lebensentwurf sind miteinander unvereinbar. Der Hof bietet sowohl eine Lebens- als auch eine Arbeitsperspektive. Die aussteigende Generation bleibt auf dem Hof und verfügt über den Besitz, der in gegenseitigem Einverständnis transferiert werden muss.

Der Fall Georg belegt, dass der Generationenwechsel auch beim Wegfall einer passiven Hofbindung prinzipiell bewältigbar bleibt, sofern es einen Grundkonsens darüber gibt, welche Ausrichtung die Bewirtschaftung des Hofes in Zukunft haben soll. Ist diese Voraussetzung gegeben, können pragmatisch operationelle Entscheidungen gefällt werden. Auf Simons Hof werden diese Entscheidungen nicht bloss aufgeschoben, es liegt auch kein grundlegendes Konzept über die Zukunft des Betriebes vor. Gleichzeitig ist die Kommunikation zwischen Simon und seinen Eltern dermassen gestört, dass ein Betriebskonzept gar nicht vernünftig ausgearbeitet werden kann. Bei Simons Hof scheint es sich um ein dauerhaftes Provisorium zu handeln. Bis anhin wurden alle Entscheidungen, die seine interne Modernisierung betreffen, verschleppt.<sup>88</sup>

Simon weiss, dass ohne seine Eltern nichts geht. Er ist massiv gefährdet, daran zu zerbrechen, zu resignieren oder sich vollends in eine Schein- und Phantasiewelt zurückzuziehen.

(2) Hinsichtlich der **Positionierung in Raum und Zeit** sind sich Simon und Georg sehr ähnlich. Beide stützen sich in ihrem Handeln auf ein primäres ökologisches Bewusstsein ab, und in beiden Fällen liegen ökologische Motive primären Ursprungs auch der Bindung an den Hof zugrunde. Bei Georg zeigt sich dies unter anderem daran, dass auch der Einsatz hochrationalisierter Techniken der Viehzucht letztlich auf die Erreichung 'ganzheitlicher' Ziele ausgerichtet ist und dass die Mischstruktur des Betriebes *auch* aus Traditionsmotiven heraus beibehalten wird. Bei Simon wiederum ist der An-

---

<sup>88</sup>Familienbiographisch liesse sich das vielleicht so erklären, dass sein Vater nach dem Tod des Omkels bloss zufällig die Rolle des Bauern übernommen hat. Er war Ersatzmann. Selbstverständlich wäre dies genauer zu klären.

spruch auf Autonomie von Beginn weg 'naturraumbezogen' und an ein Modell eines 'freien Lebens auf dem Land' gebunden.

Während Simon jedoch ein grundsätzlich auf die Regeln der Natur abgestimmtes Handeln ausschliesslich ethisch und von einer inneren Haltung her begründet, wird es von Georg auch funktional begründet. Für ihn stellt eine ökologisch motivierte Produktionsweise *auch* eine Leistung an die Industriegesellschaft dar, für die er sich nicht scheut, Kompensationszahlungen einzufordern. Georg kennt die Gesetze des Marktes und weiss, dass sich ein bäuerlicher Familienbetrieb innerhalb einer ausgebauten Konkurrenzwirtschaft eine auf die Natur abgestimmte Produktionsweise faktisch nicht mehr leisten kann. Weil Georg keine vom Subsistenzdeutungsmuster herrührenden Probleme mit der Aussenpositionierung des Hofes hat, ist er sich des Kollektivgutcharakters seiner *bäuerlichen* Existenzweise bewusst. Als offensiver Unternehmer geht er 'public relations' ein. In der Bereitstellung von Kollektivgütern bleibt er auch seinem Selbstverständnis nach ein selbständiger Kleinunternehmer. Simons Schreckensvision, in Zukunft "bundesangestellt" zu sein, teilt er nicht. Sie ist ihm fremd.

(3) Am radikalsten unterscheiden sich die Fälle Simon und Georg in der **Aussenpositionierung des Hofes**. Simon denkt sich den Hof kontrafaktisch als eine geschlossene und relativ autarke Einheit. Auf ihm will er sich sein Reich der Freiheit errichten. Sein Denken hat anarchistische Züge und wird durch Motive bestimmt, die dem 'Deutungsmuster Subsistenz' entstammen. Er fordert für seine Produkte einen gerechten Preis, womit er seine spontane Politische Ökonomie auf eine objektive Arbeitswertlehre abstützt. Es handelt sich bei ihr um eine - pace Marx - primitiven Tauschverhältnissen angemessene Werttheorie, in denen sich der Tauschwert gegenüber dem Gebrauchswert noch nicht vollumfänglich verselbständigt hat. Auf dem Hintergrund einer objektiven Arbeitswertlehre ist es schlichtweg unmöglich, sich ökonomische Güter als Waren im Marxschen Sinne vorzustellen.<sup>89</sup> Für Simon bleiben sie Gebrauchsgüter, auch wenn er sie für den Markt produziert. Ihm bleibt es in der Folge auch schleierhaft und äusserst verdächtig, für Leistungen bezahlt zu werden, mit denen kein produktiver Aufwand verbunden ist. Simon sieht keinen Anlass, seine Praxis aktiv auf den Markt auszurichten.

Natürlich sieht Simon, dass ausländische Produzenten gegenüber schweizerischen Standortvorteile besitzen. Für ihn ist das aber kein Grund, die Nahrungsmittel nicht dennoch in der Schweiz herzustellen. Seiner bäuerlichen Habitusformation ist es fremd, produktive Ressourcen brachliegen zu lassen. Denn was selber hergestellt werden kann, muss selber hergestellt werden, weil alles, was importiert wird, die Subsistenzökonomie des 'Hauses Schweiz' unnötig belastet. Simon richtet sein Handeln nicht auf den Markt aus, weil es für ihn - überspitzt formuliert - den Markt gar nicht gibt: Die Schweiz ist für ihn eine grosse Familie, in der verzehrt wird, was sie zu produzieren imstande ist. Logischerweise ist es für ihn völlig unverständlich, wenn gegenwärtig eine Extensivierung der Schweizer Landwirtschaft gefordert wird: Er sieht den Sinn nicht dahinter.

<sup>89</sup>Man müsste also gleichsam *Das Kapital* neu schreiben.

Georg hingegen hat sich von traditionellen Subsistenzvorstellungen vollständig gelöst und orientiert sich weitgehend an den Gegebenheiten des Marktes. Simons Wertschöpfungsmotiv transformiert er in ein Verwertungsmotiv, Simons objektive Wertlehre in eine Preistheorie, Simons substanzialistische Ausrichtung ökonomischen Handelns auf die Herstellung von *Gebrauchswerten* in eine Ausrichtung auf die Produktion von *Waren* und *Kollektivgütern* und Simons Bruttoertragsmehrmotiv in ein Nettogewinnmaximierungsmotiv. Sein *Denken vom Markt her* impliziert ein modern-offensives Unternehmertum, das sich an betriebsökonomischen Rationalitätskriterien orientiert, das Produkteangebot auf die Nachfrage ausrichtet, Vermarktungs- und Verwertungsaspekte miteinschliesst und sich der Notwendigkeit unternehmerischer Flexibilität bewusst ist.

(4) Sowohl bei Georg als auch bei Simon ist es nicht unmittelbar einsichtig, weshalb sie ihre Zukunft auf dem und nicht ausserhalb des elterlichen Hofes sehen. Aufgrund seines rationalen Habitus' und seiner unternehmerischen Kompetenz wäre Georg durchaus in der Lage, auch ausserhalb des Hofes unternehmerisch tätig zu sein. Liesse er sich ausschliesslich von pekuniären Zielen leiten, böten sich ihm ausserhalb des Hofes sogar die besseren Alternativen. Die aktuellen Umbrüche im Agrarsektor kommen seinem unternehmerischen Habitus jedoch entgegen. Sein Betrieb ist auf Produkte- und Leistungsvielfalt angelegt. Da den Überblick zu behalten, die betriebliche Praxis auf die Anforderungen des Marktes und der Politik abzustimmen, stellt für ihn eine in höchstem Masse befriedigende Herausforderung dar. Zu den modern-unternehmerischen Motiven, die sein Verbleiben auf dem Hof als sinnvoll erscheinen lassen, kommen weitere Motive hinzu. Sie sind nun ihrerseits eher traditionellen Ursprungs: Wie selbstverständlich fühlt auch er sich einer Familientradition verpflichtet, bereiten auch ihm die traditional-bäuerlichen Praktiken der Viehzucht und der rationalen Bodenbewirtschaftung besondere Freude, binden auch ihn traditional-ökologische Motive an den Hof.

Simons Verbleiben auf dem Hof ist insofern erklärungsbedürftig, als unter den gegebenen familiären Verhältnissen er es sich ernsthaft überlegen muss, wie lange er noch mitmachen will. Seine Bindung an den elterlichen Hof geht auf individualistisch-lebenspraktische und primär-ökologische Motive zurück. Obwohl es um die Chancen eines 'guten Lebens' gegenwärtig schlecht steht, bleibt der Hof der Ort, wo Simon es verwirklichen will. Zudem ist für ihn ein abgeschiedenes, aber mehr oder weniger 'freies' Leben auf dem Land immer noch besser als ein Leben in der Hölle einer Stadt.

## 5.2 Generalisierende Folgerungen

### 5.2.1 Das Verhältnis von Familienwirtschaft und individueller Autonomie

(1) Aufgrund traditionaler Normalitätsunterstellungen ist ein bäuerlicher Familienbetrieb auf Kontinuität ausgerichtet. Eine individuelle Praxis auf dem Hof bezieht ihren Sinn wesentlich auch daraus, dass das 'Werk' von einer nachfolgenden Generation weitergeführt wird. Die Gemeinschaft der Familie reicht über die lebenden Generationen hinaus. Für einen designierten Hofnachfolger existiert die familientraditionale Verpflichtung, den Hof weiterzuführen. Er ist *primär* passiv an den Hof gebunden. Der designierte Hofnachfolger sieht sich mit einer unechten Entscheidungssituation konfrontiert, in der der Bezug einer individuellen Lebensperspektive sich auf nicht-vorhandene Entscheidungsoptionen abstützt. Als ein individueller Entscheidungsträger ist er nicht gefragt. Der Fall Simon hat gezeigt, dass traditionale Normalitätsunterstellungen dieser Art ihre Gültigkeit noch nicht vollständig eingebüsst haben. Sie schränken individuelle Autonomie im Sinne von Entscheidungssouveränität massiv ein. Individualistische Lebensperspektiven und Gemeinschaftsbindung stehen *primär* in einem unvereinbaren Verhältnis des Widerspruchs.

(2) Die jeweils wirtschaftenden Generationen auf einem Bauernbetrieb sind sowohl durch ökonomische als auch durch lebensweltliche Loyalitäten aneinander gebunden. Der Bauernbetrieb ist Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zugleich. Zum einen liegen die ökonomischen Ressourcen bei der abtretenden Generation - die Bedingungen ihres Transfers müssen vom Hoferben eingehalten werden -, zum anderen stützen familiäre und sozialisatorisch vermittelte Normalbedingungen ein nichtegalitäres Generationenverhältnis auf dem Hof. Sie verlängern die Adoleszenz des Hoferben tendenziell bis zum Tod der abtretenden Generation. Strukturell handelt es sich beim Verhältnis der Generationen auf dem Bauernhof um ein unüberwindbares Verhältnis der Hörigkeit. Es muss, wie der Fall Simon belegt, nicht notwendigerweise auf unmittelbarer Androhung elterlicher Gewalt, es kann auch auf dem Wirken gleichsam natürlichen, elterlichen 'Charismas' beruhen. Die ökonomischen und lebensweltlichen Loyalitäten gegenüber der abtretenden Generation behindern Autonomie im Sinne einer erwachsenen Lebensführung. Gleichzeitig schaffen sie die Bedingungen für die dauerhafte Institutionalisierung eines letztlich nicht-transzendierbaren, pubertären Protests.

(3) Auf dem Hof sind die familien- und die arbeitsweltlichen Sozialbeziehungen tendenziell ähnlich strukturiert. Sie besitzen einen gemeinschaftlichen Charakter. Die kopräsenten Generationen treten sich tendenziell nicht als ökonomisch-rationale Akteure mit partikularen Interessen gegenüber. Individualistische Ansprüche treten hinter Gemeinschaftsinteressen zurück. Daraus ergeben sich beim Hoferben feldspezifische Habitusformationen: In der Regel neigt er dazu, in (alltäglichen) Krisen- und Entscheidungs-



situationen individuelle Ansprüche vorschnell zurückzunehmen oder zu verwerfen. Es fehlt im die Kompetenz, konsequent in Konfrontation mit anderen eine Stellung zu beziehen und partikulare Standpunkte zu vertreten. Es fehlt ihm, auch ausserhalb des Hofes, ein (ökonomisch) rationaler Habitus, weil der Inhalt der zu verfolgenden Ziele unklar, seine Persönlichkeitsstruktur brüchig und sein (ökonomisches) Regelwissen diffus bleiben.

(4) Die nachfolgende Generation auf dem Hof verkörpert tendenziell eine neue Zeit, die sich sowohl in ökonomischer als auch in kultureller Hinsicht grösstenteils ausserhalb des Hofes formiert. Die Familienwirtschaft begünstigt die Marginalisierung von Handlungsproblemen, die von der Einbindung in eine hofexterne Zeit herrühren. Der Hof erscheint auch unter den Bedingungen einer ausgebauten Marktwirtschaft als eine geschlossene Einheit von Produktion und Konsum, als ein Haus. In ihm kann über längere Zeit ein entscheidungsloser Zustand herrschen.

Es ist die nachfolgende Generation, die den Hof verlässt und mit *externer* Zeit in Berührung kommt. Die Rückkehr auf den Hof - konkret z.B. nach einer Schul- oder Lehrzeit - ist strukturell krisenhaft: Innovation stösst auf Handlungsrouninen und Bewährtes. Erst auf dem Hof und in der Familie entscheidet es sich, wie weit sich das Neue, das durch die nachfolgende Generation vertreten wird, tatsächlich durchsetzen kann. Die auftretenden Konflikte *müssen*, soll das Hof-Familienbündnis eine Zukunft haben, bewältigt werden. Gefordert sind gegenwärtig, da den individuellen Ansprüchen der Nachfolgeneration notwendigerweise ein Wert zufallen *muss*, 'rationale' Problembewältigungsmuster, die sich jedoch in der Hofgemeinschaft tendenziell nicht ausgebildet haben.

(5) Aufgrund aktueller Veränderungen auf den Gebieten der Kultur und der Ökonomie zeichnen sich gegenwärtig in der Bauernfamilie massive Veränderungen der familiären Konstitutions- und Realisierungsbedingungen individueller Lebensentwürfe ab. Diese Veränderungen betreffen die Struktur des Generationsverhältnisses ebenso wie die Struktur von Konfliktbewältigungsmustern. Offensichtlich ist die Bauernfamilie - wie der Fall Georg dokumentiert - über weite Strecken modernisierbar. Sofern sich der Betrieb *als Ganzer* den extern induzierten Handlungsproblemen stellt, stehen auch der Modernisierung der Familie keine prinzipiellen Hindernisse im Wege. Der Erfolg individueller Autonomiekonzeptionen auf dem Bauernhof ist tendenziell abhängig vom Zerfall eines hausväterlich-autoritären Generationenverhältnisses, von einem Grundkonsens über die gesellschaftliche Positionierung des Betriebs (die nach dem Zerfall höfischer Autarkie sowohl auf der Bewusstseins- als auch auf der Handlungsebene praktisch vollzogen werden *muss*) sowie von der kontinuierlichen Modernisierung des Betriebs, die das Entstehen hofinterner 'cultural and economical lags' zwischen den Generationen verhindert. Als weiterer Abhängigkeitsfaktor kommt die Rationalisierung familien-ökonomischer Entscheidungsprozesse hinzu, die wiederum tendenziell eine Ausdifferenzierung von Arbeit und Familienleben voraussetzt. In hohem Masse sind die Bedingungen einer erfolgreichen Hofweiterführung durch die abtretende Generation

gesetzt, da letztlich sie über das ökonomische Kapital verfügt.

### 5.2.2 Der offensive und der defensive Typus bäuerlichen Unternehmertums

Die sich momentan verändernden Rahmenbedingungen im Agrarsektor - der Abbau von Preis- und Abnahmegarantien sowie die gesellschaftspolitische Neudefinition agrarischer Leistungen, erfordert von den Bauern objektiv eine Revision ihres Arbeits- und Selbstverständnisses. Die Bauern haben zwar auch in der Schweiz die Auswirkungen der Moderne massiv zu spüren bekommen. Heute sind noch genau 4% der Gesamtbevölkerung in der Landwirtschaft tätig. Politische Vorkehrungen, die ihr vollständiges Verschwinden verhindert und die Aufrechterhaltung einer bäuerlichen, nicht-industriellen Landwirtschaft begünstigt haben, haben die Bauern jedoch bis anhin von einer aktiven Bewährung auf dem Markt befreit. Zwar wurden in der Landwirtschaft in den vergangenen Jahrzehnten massive Modernisierungsbestrebungen unternommen. Diese galten jedoch beinahe ausschliesslich der Rationalisierung innerbetrieblicher Abläufe und nicht der Positionierung von Gütern und Dienstleistungen auf dem Markt. Die Motive, die der ökonomischen Praxis zugrundegelegt werden konnten und die den ökonomischen Erfolg sicherstellten, waren denen, die der Ökonomie des 'Ganzen Hauses' zugrundelagen, sehr ähnlich. Abnahmegarantien zu festgelegten Preisen stützten das Motiv der Wertschöpfung gegenüber dem Motiv der Verwertung von Werten bzw. das Motiv der Bruttoertragsmehrung gegenüber demjenigen der Nettogewinnmaximierung. Die Bauern konnten sich nach wie vor als Produzenten von materiellen Gebrauchswerten verstehen. Dies schloss mit ein, dass sie sich die Schweiz als eine, einem 'Ganzen Haus' ähnliche, geschlossene Einheit von Produktion und Konsum denken konnten.

Aufgrund der veränderten agrarpolitischen Rahmenbedingungen zeichnet sich gegenwärtig, gewissermassen verspätet, ein Zerfall des 'Deutungsmusters Subsistenz' ab, der sich indessen nur langsam vollzieht. Besonders deutlich belegt dies der Fall Simon. Während Simon sich nämlich gerade darum bemüht, die unter den alten agrarpolitischen Rahmenbedingungen notwendigen, hofinternen Modernisierungsschritte nachzuholen, verlangt die hofexterne Zeit von ihm bereits einen nächsten 'Modernisierungsschritt'. Er müsste sich sowohl ökonomisch als auch mental auf eine rationale Aussenpositionierung des Hofes einlassen. Konkret heisst das: Er müsste sich, da er gegenüber in- und vor allem ausländischen Konkurrenten massive Standortnachteile hat, überlegen, welche produktionsunabhängigen Leistungen sein Betrieb auf dem 'Kollektivgütermarkt' anzubieten hat. In der Folge hätte er die Modernisierung seines Betriebs auf die Möglichkeit der Akquisition von Direktzahlungen hin auszurichten. Da Simon sich als ein *selbständiger Unternehmer* im Sinne der bäuerlichen Modernisierungs-'Ideologie' erst formiert, kann an seinem Fall besonders klar gezeigt werden, wodurch sich dieser *selbständige* Unternehmer auszeichnet: Er richtet seine Modernisierungsbestrebungen auf die Rationalisierung innerbetrieblicher Abläufe aus und nicht auf die Verwertung von Werten auf dem Markt. Selbständigkeit bedeutet für ihn Unabhängigkeit vom Markt und von politischen und rechtlichen Regulierungen.

Hierin zeigt sich nun aber, dass die Ängste der Bauern, im Zuge der gegenwärtigen Umorientierung der Agrarpolitik den Status *selbständiger Unternehmer* zu verlieren, vollkommen unbegründet sind. Denn genau genommen ist der vom Markt und von der Politik unabhängige Unternehmer ein Widerspruch in sich, d.h. die Schweizer Bauern können den Status selbständiger Unternehmer gar nicht verlieren, weil sie sich bis anhin als Unternehmer noch gar nicht konstituiert haben. Ebenfalls unbegründet sind die Ängste, in Zukunft 'bundesangestellt' zu sein: Bundesangestellt waren die Bauern - streng genommen - unter der bisherigen Politik, da ihnen der Staat auf dem Wege der Subventionierung und Preisstützung ein minimales Einkommen garantierte. Erst unter der neuen Politik erhalten die Bauern objektiv die Chance, eine unternehmerische Praxis tatsächlich zu entfalten. Dass sich das neue unternehmerische Selbstverständnis nur zögerlich durchsetzt, liegt daran, dass seine wesentlichen Elemente auf dem Hintergrund des 'Deutungsmusters Subsistenz' nicht mehr verstanden werden können. Die Extensivierung der Landwirtschaft, mit der sich neuerdings Einkommen erzielen lassen, widerspricht dem Motiv der Bruttoertragsmehrung; dass die bloße Existenz eines Bauern einen Leistungscharakter besitzt, widerspricht dem Motiv der Wertschöpfung zwecks Subsistenz; dass Nahrungsmittel auch ausserhalb des 'Hauses Schweiz' hergestellt werden können, widerspricht der Vorstellung einer substanziellen 'labour-consumer-balance'; dass produktive Leistungen auf dem Markt nichts mehr wert sind, widerspricht dem Gebrauchswert, der ihnen physisch nichts desto trotz anhaftet.

Die bäuerlichen Ängste, die Umorientierung der Agrarpolitik könnte ihre Existenz bedrohen, sind indessen keineswegs unbegründet. Tatsächlich werden die Bauern als Produzenten von Kollektivgütern vermehrt abhängig von ihrer Wertschätzung in der Bevölkerung. Mit hoher Wahrscheinlichkeit werden auch die minimalen Betriebsgrößen, die eine bäuerliche Vollerwerbssperspektive zulassen, in Zukunft massiv ansteigen. Der Fall Georg zeigt jedoch, dass diesen Ängsten auch rational-unternehmerische Strategien der Überlebenssicherung entgegengestellt werden können. Bei Georg hat sich ein neues, offensives bäuerliches Unternehmertum in mehrfacher Weise bereits durchgesetzt: Er richtet seine Produktion auf den Markt aus, betreibt ein offensives Marketing, weiss zum Beispiel, dass ein IP-Label auf dem Markt einen Wert besitzt, bietet Einblicke in die bäuerliche Welt und vermarktet so seine produktionsunabhängigen Leistungen. Seinem bäuerlichen Handeln liegt nicht zuletzt eine realistische Einschätzung der Zukunftschancen seines Betriebes zugrunde. Obwohl dieser mit 31 Hektaren vergleichsweise gross und modern eingerichtet ist, hält er seine Zukunft nicht für auf immer und ewig gesichert: Sie muss aktiv hergestellt werden.

## Teil IV: Replikationen und Schärfungen

### 6. Ernst: Der (ausserorientierte) Nachfolger

Der Hof der Familie E. liegt im Entlebuch in der Bergzone 1 und umfasst zirka 20 Hektaren Grasland.<sup>90</sup> Ein Drittel davon ist zugepachtet. Im Stall stehen 20 Kühe und etwa 18 Jungtiere. Die Aufzucht ist auf die Remontage des Eigenbestandes und nicht auf den Verkauf ausgerichtet. Zusätzlich wird auf dem Hof eine kleinere Schweinezucht mit etwa 20 Muttersauen betrieben. Weil die Familie keine Alpengrechte besitzt, befinden sich die Tiere während des ganzen Jahres auf dem Betrieb. Das Nicht-Weideland wird während des Sommers drei- bis viermal gedörrt und ein- bis zweimal gegrast. Der Betrieb wird als Vollerwerbsbetrieb geführt, wobei Ernst, der Hoferbe, im Winter als Skilehrer in einem nahegelegenen Tourismusgebiet arbeitet. Auch in dieser Zeit ist Ernst für die wesentlichen Arbeiten im Viehstall, insbesondere das Melken, zuständig.

Ernsts ältere drei Schwestern, er selbst ist 23 Jahre alt, wohnen nach wie vor zuhause. Alle drei arbeiten vollzeitig als kaufmännische Angestellte, helfen aber bei Bedarf und Gelegenheit auf dem Betrieb und im Haushalt mit. Seine Familie sei ein rechtes Team, sagt Ernst.

Ernsts Eltern, sein Vater ist 60 Jahre alt, haben im Verlauf der vergangenen 20 Jahre die innere Modernisierung des Betriebs konsequent vorangetrieben. Die beiden Ökonomiegebäude, der Viehstall und der Schweinestall mit Remise, wurden 1977/78 neu errichtet. In viel Eigenarbeit wurde Mitte der achtziger Jahre auch das Wohnhaus renoviert. Maschinell ist der Betrieb gut ausgerüstet, gemäss Ernsts eigener Einschätzung eher etwas übertechnisiert. Eine Maschine wie der Mähtraktor, der vor kurzem angeschafft wurde, müsste man eigentlich überbetrieblich einsetzen können. Aus logistischen Gründen sei das jedoch nicht möglich.

Nach Abschluss der Sekundarschule hat Ernst ein Heimlehrjahr auf dem elterlichen Betrieb und ein zweites bei einem Bauern in der Region gemacht. Anschliessend hat er die beiden Winterkurse an der regionalen Landwirtschaftsschule besucht. Seit Ende der Berufsausbildung geht Ernst regelmässig einem Winter-Nebenerwerb nach. Vor zwei Jahren hat er in Luzern eine berufsbegleitende Handelsschule abgeschlossen. Für die Zukunft hat er sich die Absolvierung des Betriebsleiter- und des Meisterkurses sowie den Erwerb des Skilehrerbrevets vorgenommen. Um Englisch zu lernen, möchte er gerne für ein paar Monate in die USA reisen.

Die Familientradition auf dem Hof umfasst drei Generationen. Anfang der vierziger Jahre erwarb Ernsts Grossvater den jetzigen Betrieb, nachdem er zuvor das Grossmutterheimet bewirtschaftet hatte. Es hätten sich damals Probleme mit dem Schwiegervater ergeben. Ernst zeigt mir, nachdem wir uns mehrere Stunden unterhalten haben - das

---

<sup>90</sup>Der Betrieb ist etwas grösser als der Durchschnittsvollerwerbsbetrieb im Kanton Luzern (13.1 ha), hat aber keine Alp.

Interview führte ich am Gründonnerstagabend, am 13. April 1995, auf seinem Hof durch - ein Schwarz-Weiss-Foto, auf dem sein Grossvater abgebildet ist. Die Aufnahme stammt von einer Tagung der Landwirtschaftlichen Genossenschaft. Am hinteren Ende eines länglichen Tisches sitzt ein älterer Mann. Der Grossvater ist 1966 gestorben. Ernst hat ihn selber nicht mehr gekannt.

### 6.1 Die aktuellen Anpassungsprobleme des Hofes

Die Umorientierung der Agrarpolitik hat für den Betrieb direkte Folgen. Ernst macht sich diesbezüglich keine Illusionen. Die konkreten Auswirkungen umschreibt er zu Beginn des Interviews wie folgt:

E: Ja, also, wir sind jetzt einfach total auf auf IP und Bio müssen wir jetzt auch heraus, oder //I: Ja, ja//, weil es wird einfach so gemacht, dass die Beiträge nicht mehr bezahlt werden //I: ähäh//, wenn man/wir nicht umstellt auf IP oder Bio, also .. nach und nach, oder, es gibt ja ix ix Millionen, im im 31a und b, oder?

Sich auf wirtschaftliche Überlegungen abstützend, schätzt Ernst die Zukunftschancen seines Betriebes ausserordentlich realistisch ein. Seine Kontinuität kann wegen der Neuorientierung der Agrarpolitik wahrscheinlich nur durch eine Umstellung auf die Integrierte Produktion sichergestellt werden. Ernst nimmt schon zu Beginn des Interviews die Haltung eines rationalen Unternehmers ein. Aus ihr heraus begründet er, weshalb eine Umstellung auf IP auf seinem Betrieb schwierig ist.

E: (...) Also gut, ich meine, bei uns ist einfach schwierig, das Umzustellen, also ja, schwierig nicht, ich muss es so sagen, es ist wegen den Düngegrossvieheinheiten ist das Problem, oder, //I: Ja// Als der Vater die landwirtschaftliche Schule gemacht hat, hat es einfach immer geheissen: So Bauern! Ihr müsst aufstocken, ihr müsst etwas machen //I: Mhm, mhm// und jetzt, ja, wir haben gebaut, wir haben die Infrastruktur von dem her alles, oder, //I: Mhm// wir haben für Schweine gebaut, und ich hab das Gefühl mit der Gülle können wir rüdig gut verteilen in allem umä, //I: Ja, ja, ja// aufs Land, oder, und eh, es wird einfach knapp bei uns mit, eh, mit Düngegrossvieheinheiten,

Die Vorschriften der Integrierten Produktion lassen gegenwärtig maximal 2,5 Grossvieheinheiten pro Hektare Grasland zu. Insbesondere wegen der Schweinehaltung wird dieser Wert auf Ernsts Betrieb massiv überschritten. Mit der Umstellung auf IP müsste also der Viehbestand massiv abgebaut werden, was die ökonomische Überlebensfähigkeit des Betriebs trotz zusätzlicher Direktzahlungen stark beeinträchtigen würde. Ein 20-Hektaren-Betrieb im Berggebiet scheint unter den neuen Rahmenbedingungen mittel- und langfristig zu klein zu sein, um weiterhin im Vollerwerb bewirtschaftet werden zu können.

Darüber hinaus stützten sich die Investitionsentscheidungen in der Vergangenheit realistischerweise darauf ab, dass die bisherigen Instrumentarien der Agrarpolitik - Preisgarantien und regionale Ausgleichszahlungen - auch in Zukunft beibehalten würden. Zumindest 1977, als die neuen Ställe errichtet wurden, konnte die aktuelle Umorientierung der Agrarpolitik im Investitionsentscheid noch nicht antizipiert werden. Die

Inkonsistenz der agrarpolitischen Signale (als der Vater die Landwirtschaftsschule gemacht hat ... und jetzt) verursacht also ernstzunehmende ökonomische Probleme.<sup>91</sup>

Mit und mit der Gülle können wir rüdig gut verteilen in allem umä schleust sich ziemlich unvermittelt ein Fundamentalprotest in Ernsts ökonomisch-sachliche Argumentation ein. Ernst zweifelt an, dass die Auflagen bezüglich Grossvieheinheiten ökologisch sinnvoll sind. Als Praktiker mit einem primären Erfahrungswissen stellt er fest, dass es wegen der Hofdüngung in seiner Region bis anhin keine Probleme gegeben hat. Aber ebenso unvermittelt, wie sich das Argument in den Redefluss einschleust, wird sein Ausbau vereitelt. Ernst kehrt auf die Ebene des Realisten zurück: es wird einfach knapp bei uns mit, eh, Düngegrossvieheinheiten. Er anerkennt, dass es an den rechtlichen Rahmenbedingungen nichts zu rütteln gibt und dass er, wenn auch widerwillig, sich an ihnen zu orientieren hat. Dass Ernsts Realismus einen *resignativen* Charakter besitzt, zeigt sich daran, dass die historisierend-rechtfertigende Schilderung der betriebsstrukturellen Problemlage und der leise Protest gegen die ökologischen Auflagen sequentiell in die pointierte Darstellung des aktuellen Strukturproblems - zu viel Vieh auf dem Betrieb - eingebettet ist.

Das Strukturproblem des Betriebs stellt sich objektiv (und gleichzeitig in der Schilderung Ernsts) wie folgt dar: Wegen des absehbaren Preiszerfalls bei der Milch, des Hauptezeugnisses des Hofes und den damit verbundenen ökonomischen Anreizen muss der Betrieb mittelfristig auf Integrierte Produktion umgestellt werden. Dies macht einen massiven Abbau des Viehbestands erforderlich. Die Kontinuität des Hofes ist also, ob umgestellt wird oder nicht, wirtschaftlich in Frage gestellt. Unter diesen Bedingungen bleiben dem Betrieb zwei Optionen offen: Seine Weiterführung als Nebenerwerbsbetrieb und seine flächenmässige Vergrösserung. Zu beiden Optionen bezieht Ernst dezidiert Stellung. Er greift dabei auf ein Argumentationsmuster zurück, das hinsichtlich seines bäuerlichen Selbstverständnisses aufschlussreich ist. In seiner Argumentation taucht ein Motiv auf, das weder bei Simon noch bei Georg sichtbar geworden ist: Ernst rekurriert auf den *Bauernstand*.

## 6.2 Zur Begründung der Vollerwerbsperspektive

Ernst weist die Option Nebenerwerbsbetrieb entschieden zurück. Stattdessen will er Land hinpachten und den Hof auch mittel- und langfristig im Vollerwerb weiterführen. Gerade für ihn sei das schwierig, weil, obwohl immer gesagt werde, dass etwa 50 Prozent der Bauern ihren Hof aufgeben würden, im Entlebuch die meisten die Nebenerwerbsstrategie, kombiniert mit extensivierter Bewirtschaftung und dem Bezug von ökologischen Direktzahlungen, wählen würden. Ernst sagt deutlich, was er von dieser Strategie hält:

E: (...) ich weiss nicht, man sollte einfach aufhören, solche Bauern noch unterstützen //I: Mh// weil das

<sup>91</sup>In der öffentlichen agrarpolitischen Debatte der Schweiz bleiben die betriebsökonomischen Aspekte einer Extensivierung der Landwirtschaft häufig unterbelichtet. Einmal getätigte Investitionen können in der Regel nicht wieder rückgängig gemacht werden und belasten den Hof gerade dann, wenn seine Bewirtschaftung extensiviert werden soll.

ist, das ist nebendran (...)

Weshalb lehnt Ernst die Nebenerwerbslandwirtschaft so entschieden ab? Seine Ablehnung kann der Möglichkeit nach wie folgt motiviert sein:

(1) *Konkurrenz*: Die Nebenerwerbsbauern monopolisieren das Land, das Ernst für eine Betriebsvergrößerung braucht. Er steht zu ihnen in einem direkten Konkurrenzverhältnis um knappe Ressourcen. Ungeklärt bleibt jedoch, weshalb Ernst für sich selbst die Nebenerwerbsoption strikt ausschliesst.

(2) *Fairness*: Nebenerwerbsbauern haben einen Mehrfachverdienst. Sie beziehen Subventionen, obwohl sie ausserhalb der Landwirtschaft ein zusätzliches Einkommen haben. Sowohl das ausserlandwirtschaftliche Einkommen als auch das Einkommen durch Subventionen fällt ihnen dadurch zu, dass sie aufgrund der extensivierten Hofbewirtschaftung weniger arbeiten als vorher. Das ist nicht fair.

Tatsächlich begründet Ernst seine Ablehnung der Nebenerwerbslandwirtschaft auf der *manifesten* Ebene mit exakt diesem Argument:

E: (...) bei uns ist jetzt einfach noch so, dass wir eigentlich wenn wir mit diesem Stand wollen weitermachen, relativ alles mittelintensiv, intensiv müssen nutzen, oder, //I: Ja, ja// und wenn wir könnten Land dazupachten, ginge es automatisch, dass wir könnten sagen, da diese Parzelle dort mähen wir nur noch einmal, //I: Ähä // und dort eine Parzelle, oder, //I: Ja, ja// dann würde sich das verteilen. Jetzt ist es einfach echli so, wenn einer die ganze Liegenschaft, oder oder einfach einen Haufen tut .. eh .. nicht mehr nutzen, also biologisieren, oder, dann is- ist an einem Punkt ein Haufen, der der naturfreundlich genutzt wird, und nebenzu müssen alle anderen müssen schauen, ah, kann ich da noch Pshütü anä tun, kann ich da noch Gülle anä tun, //I: Ja, ja, genau, ja// und so, oder, //I: Ähä// es wird einfach nicht verteilt, das ist einfach echli das Problem, hab ich das Gefühl. //I: Ähä, ähä// Und darum, eben irgendwo auch, die die einfach voll gehen go arbeiten und nebenbei noch ein paar Hektaren haben, noch Kälbermästerbeiträge nehmen und solches, das sollte man, also das habe ich huärä Mühe. //I: Ja, ja// (...)

(3) *Ökologie*: In einer allgemeinen Vergrößerung der Bauernbetriebe erblickt Ernst eine Chance, den ökologischen Imperativen an die Landwirtschaft gerecht zu werden. Wenn die Betriebe grösser sind, kann der Hofdünger gleichmässiger über das ganze Land verteilt werden.

Von den bis anhin aufgeführten Argumenten begründet ausschliesslich das Ökologieargument, weshalb Ernst *auf seinem eigenen Betrieb* am Vollerwerbsmodell festhalten will. Das Ökologieargument scheint nun aber, obwohl es das Vollerwerbsmodell *funktional* begründet, zur Begründung einer individuellen Praxis eher schwach zu sein. Es ist nur schwer denkbar, dass Ernst seinen Hof im Vollerwerb weiterführen will, damit in der Schweiz die Jauche gleichmässig verteilt wird und die Gewässer lokal nicht überbelastet werden. Im Interview müssen sich *latente* Motive auffinden lassen, die Ernsts Fixierung auf das Vollerwerbsmodell begründen.

(4) *Bauernweltliche Motive*: Ernsts kurzum hingeworfene Begründung: weil das ist, das ist nebendran, verweist darauf, dass der Nebenerwerbsbetrieb von seiner strukturellen Beschaffenheit her in seiner Sicht bauernweltliche Regeln verletzt. Ernst sagt auf einer latenten Ebene: „Man soll die Nebenerwerbsbauern (solche Bauern - ein despektierlicher

Beiklang ist dieser Formulierung bereits inhärent) nicht mehr unterstützen, weil sie im Grunde gar keine *wirklichen* Bauern sind. Ernst hat klare Vorstellungen, welche Bedingungen ein Bauernbetrieb erfüllen muss, um tatsächlich ein Bauernbetrieb zu sein. Theoretisch muss nun geklärt werden, wodurch sich ein Vollerwerbsbetrieb von einem Nebenerwerbsbetrieb strukturell unterscheidet.

*Erstens:* Während sich das bäuerliche Einkommen auf dem Vollerwerbsbetrieb durch Familienarbeit ergibt, kommt es auf dem Nebenerwerbsbetrieb zum Teil erwerbsmodal zustande. Es existiert also eine grundlegende *Differenz in der Akkumulationsstruktur des Einkommens*: Auf dem Hof ist bäuerliches Einkommen an die Struktur der Familienwirtschaft gebunden, ausserhalb des Hofes an Erwerbsarbeit. Bäuerliches Wirtschaften ist eine sowohl Produktion als auch Familienleben umfassende *Existenzweise*, während es sich bei ausserhöfischer Berufsarbeit 'bloss' um eine *Erwerbsweise* handelt. Der Nebenerwerb verletzt die Regeln einer bäuerlichen Existenz. Der Durchbruch des Nebenerwerbsmodells korrumpiert gleichsam systemisch die Bauernwelt.<sup>92</sup>

Ernst hält am Modell des Vollerwerbsbetriebes fest, weil an das Bauersein eine familienhaft organisierte Existenzweise untrennbar gekoppelt ist. Läge Ernsts Äusserung weil das ist, das ist nebensächlich latent *dieser* Sinn zugrunde, könnte hypothetisch, über die im Moment interessierende Frage hinaus, geschlossen werden, dass Ernsts Bindung an den Hof dominant durch ein familial-bauernweltliches Traditionsmotiv erzeugt wird.

*Zweitens:* Während die gewissermassen *reine* bäuerliche Existenzweise voll und ganz einer bäuerlich-ländlichen Kultur verpflichtet ist, verlässt der Nebenerwerbsbauer (auch physisch) das bauernweltliche Universum. Er verletzt die Regel, dass ein Bauer *als ganzer Mensch* Bauer ist und es bleiben *muss*. Zwischen dem Neben- und dem Vollerwerbsmodell besteht *eine strukturelle Differenz in der Bindung an die bauernständische Kultur*. Nebenerwerb bringt den Bauernstand tendenziell zum Fall. Läge Ernsts Aussage latent *dieser* Sinn zugrunde, könnte geschlossen werden, dass seine Bindung an den Hof dominant durch kulturell-bauernständische Motive erzeugt wird.

Vielleicht sei die Nebenerwerbs- und Hobbylandwirtschaft gut für die Natur, räumt Ernst etwas später ein, (...) aber

(...) aber für den Bauernstand ist es negativ, oder //I: Mh// Also ja in dem Sinne, dass man gescheiter würde schauen, dass wirklich könnten Betriebe zusammengelegt werden, und man von diesen Betrieben einfach einen gewissen Anteil muss extensivieren, oder, //I: Mhm// und das ist ja auch dann möglich, weil du hast dann die Fläche, und es werden auch dann wirklich die Flächen, die die schlecht sind, die vielleicht moosig sind und so, dass man die kann extensiveren, //I: Mhm// das finde ich gut und nicht, dass man gute, gute Matten geht //I: Mhm// einmal mähen im Jahr, oder //I: Ja//.

Es wird nicht unmittelbar klar, was Ernsts Aussage: aber für den Bauernstand ist es negativ, bedeutet. Führt aus seiner Sicht der Nebenerwerb zum Zerfall einer bäuerlich-ländlichen Standeskultur oder zersetzt der Nebenerwerb den Bauernstand in seiner Kerneinheit, der Bauernfamilie? Ernst präzisiert das Bauernstandsargument nicht. Vorerst springt er -

<sup>92</sup>Selbstverständlich liegt diesem Gedankenmodell das 'Deutungsmuster Subsistenz' zugrunde. Auf dem Hof geht es um die Schöpfung subsistenzsichernder Gebrauchswerte, während das Einkommen aus der Fabrik die Familienökonomie bloss ergänzt.



einmal mehr - unvermittelt auf die ökologische Diskursebene und radikalisiert das Pschütti-Verteil-Argument: Die Natur gibt von sich aus vor, wie sie bewirtschaftet werden *muss*. Besitzt eine Bauernfamilie viel Land, kann der Boden entsprechend seiner natürlichen Beschaffenheit bewirtschaftet werden, und die Familie kann trotzdem überleben. Unter der durch das Bauernstandsargument gesetzten Notwendigkeit der Vollerwerbslandwirtschaft, erweist sich die Vergrößerung der Landwirtschaftsbetriebe nicht nur ökonomisch, sondern auch ökologisch als sinnvoll.

Ernst argumentiert im radikalisierten Ökologieargument durchgängig vom einzelnen Betrieb und nicht von einem bauernweltlichen Universum her. Das lässt nun vermuten, dass er, wenn er vom *Bauernstand* spricht, primär die integre und intakte *Bauernfamilie* im Kopf hat. Dies scheint auch der Interviewer zu vermuten, wenn er Ernst um eine Klärung des Bauernstandsarguments bittet:

I: Du sagst: für den Bauernstand ist es nicht gut. Heisst das, also Du hast die Vorstellung, es müsste noch so etwas geben wie ein paar noch so richtige bäuerliche Familienbetriebe, oder so etwas?

E: Ja, ich habe schon das Gefühl. //I: Ja// Das fände ich also gut. //I: Ähäh //

I: Und auch wenn das weniger sind, dass einfach irgendwo, ehm, das bäuerliche Element noch

E: Ja.

I: erhalten bleibt?

E: Ja, weil, ich habe, also, eben, wie gesagt, alle können wir nicht überleben, //I: Mhm// sehr wahrscheinlich, //I: Ja// ausser eben irgendwie so extensivieren und und mit den Beiträgen. Aber, ich meine, uns Bauern geht es doch nicht darum, von den Beiträgen zu leben, also ich möchte das jetzt einmal nicht, also gut, ich nehme es sicher auch, oder, //I: Mh// das was es gibt, //I: Mh// aber irgendwie wäre es doch viel schöner, wenn wir könnten von dem leben, was wir produzieren, was wir machen, oder, //I: Ja, ja// und nicht irgendwie mit den Jahren, dass wir aufs mal quasi Staatsangestellte sind, oder, //I: Ja, ja// sagen: Ja, du hast alle Jahre vom Staat deinen Lohn, und tust da schauen, dass da etwa das Zeug etwa echli in der Ordnung ist, oder, //I: Mh// mehr Landschaftsgärtner, ich finde das, das das ist nicht gut, oder, //I: Mh// und das gibt auch den Bauern nicht mehr den gleichen, den gleichen Sinn an der ganzen Sache, oder, //I: Ja// die Freude am Vieh und die Freude am Bauern, und und alles, oder, ich find, das ist schon noch wichtig, weisch.

Ernst hat tatsächlich das Gefühl, dass es ein paar noch so richtige bäuerliche Familienbetriebe braucht, und dass das bäuerliche Element erhalten bleiben muss. Die Indexikalität der vom Interviewer verwendeten Formulierungen bezieht sich auf eine Tiefenstruktur, die nur schwer auf eine diskursiv erörterbare Motivebene gehievt werden kann. Mit seinem weisch am Schluss seiner Ausführungen beschwört Ernst ein implizites Einverständnis mit dem Interviewer. Mit alle können *wir* nicht und *uns* Bauern geht es doch nicht gibt sich Ernst als Mitglied einer primären Gemeinschaft, der Gemeinschaft der Bauern, zu verstehen.

Dennoch: Dieser latent durchaus noch wirksamen bäuerlichen Gemeinschaftsphantasie stellt Ernst einen entschiedenen Hofindividualismus entgegen, der sie letztlich fundamental untergräbt: alle können wir nicht überleben. Offensichtlich ist für Ernst das Bauernstandsargument kein Bestandsargument sondern qualitativ begründet. Nicht die Zahl der Bauern entscheidet über die Gesundheit des Bauernstandes, sondern die Beschaffenheit der einzelnen Bauernfamilien und -höfe. Gesund ist der Bauernstand und sinnvoll das bäuerliche Leben, wenn auf dem Hof *selbständige* (Gebrauchswert-) Produzenten von dem leben können, was sie produzieren, was sie machen. Ernsts Denken wird durchgängig vom 'Deutungsmuster Subsistenz' strukturiert.

Aus Ernsts Begründung des Vollerwerbsmodells lassen sich die folgenden, hypothetischen Schlüsse ziehen:

(1) Ernst verfügt über ein primäres ökologisches Bewusstsein und setzt es bei der Darstellung, Begründung und Rechtfertigung seiner bäuerlichen Praxis diskursiv-strategisch ein.

(2) Das Vollerwerbsmodell impliziert klare Vorstellungen über *ein unbeschädigtes, bäuerliches Leben*. Ernst legt sie aus der hofindividualistischen Perspektive der einzelnen Bauernfamilie dar. Seiner Bindung an den Hof müssen dominant familial-bauernweltliche Motive zugrundeliegen.

(3) Die Vorstellung eines unbeschädigten bäuerlichen Lebens ist an das 'Deutungsmuster Subsistenz' gebunden. In ökonomischer Hinsicht generiert es eine objektive Arbeitswertlehre, die Vorstellung eines gerechten Preises und die Phantasie eines 'Hauses Schweiz'. Ernsts spontane Politische Ökonomie ist subsistenzialistisch.

### 6.3 Ernsts spontane Politische Ökonomie

Irgendwie wäre es doch viel schöner, wenn wir könnten von dem leben, was wir produzieren, was wir machen, oder: In der Ablehnung der Direktzahlungen kommt nebst der Vorstellung eines unbeschädigten bäuerlichen Lebens, in der *immer schon* geklärt ist, was schön ist, auch die Strukturierung von Ernsts Denken durch das traditionale Subsistenzdeutungsmuster zum Ausdruck. Die pragmatischen Bedingungen dafür, dass man unmittelbar von dem leben kann, was man macht und produziert, sind ausschliesslich auf einem vollständig autarken Bauernhof erfüllt. Zerfällt die traditionale Einheit des Hofes, muss die Einheit von Konsum und Produktion durch sekundäre Vermittlungsmechanismen künstlich wiederhergestellt werden. Ein Vermittlungsmedium kann mitunter *der gerechte Preis* in einer überschaubaren *moral economy* sein. Dass der gerechte Preis auch auf produktion-sunabhängige Leistungen, die keinen substanziellen Gebrauchswert besitzen, eingefordert werden kann, kann Ernst nicht denken. Wertschöpfung ist auf Subsistenz, das Stopfen von Mäulern, ausgerichtet. Ernst hat zwar, wie oben gezeigt, ein hohes ökologisches Bewusstsein. Ökologie stellt für ihn jedoch keinen verwertbaren Wert dar. Bloss aus der Bereitstellung ökologischer Leistungen ergibt sich für ihn, den Bauern, kein Sinn.

Wertcharakter haben für ihn Milch und Fleisch. Auf sie fordert er den *gerechten Preis*.

I: Hast denn Du Probleme damit, so so müssen zu bauern oder unter solchen Rahmenbedingungen zu bauern?

E: Jah. Von dem her schon, ja. Also ich meine, jetzt IP, oder, also jetzt echli umzustellen und so, das finde ich, das finde ich nicht schlecht, //I: Ja// also mit dem hab ich nicht Mühe, weisch. //I: Ja, ja// Mehr Mühe habe ich mit dem, dass sie wollen alles umstellen in dem Sinne, dass sie mit Direktzahlungen kommen und **einfach wir den Preis nicht bekommen für unsere Produkte**, //I: Mhm// einfach immer weniger und weniger, oder, //I: Ja// und der Konsument zahlt dann durch das auch wenig, oder, hört aber, dass die Bauern Direktzahlungen bekommen, und sagt sich, also, heiliger Cheib, wir bezahlen das Essen und nachher bekommen sie Direktzahlungen auch noch, oder, //I: Ja, ja// aber **wenn man mit diesem Preis normal hinauf wäre**, wie wie mit den anderen Nah- Lebensmitteln oder, würde das einfach auch

bezahlt.

Ernsts spontane Politische Ökonomie trägt die gleichen Grundzüge wie diejenige Simons. Ein Preis bzw. ein Wert haftet den Produkten unmittelbar an. Während Simon jedoch primär arbeitswerttheoretisch argumentiert, treten in Ernsts Argumentation Gerechtigkeitsmotive in den Vordergrund. Ernst durchbricht die deutungsmusterinhärente Autarkievorstellung in dem Sinne, dass für ihn der Tausch die Normalform ökonomisch-sozialer Beziehungen darstellt. In Ernsts Politischer Ökonomie handelt es sich beim Tausch jedoch primär um eine moralische und nicht um eine modern ökonomische, durch Nachfrage und Angebot gesteuerte Veranstaltung.

Konsequenterweise führt Ernst den Preiszerfall auf Landwirtschaftsprodukten nicht auf die internationale Liberalisierung der Agrarmärkte, sondern auf einen Verlust der Wertschätzung primärwirtschaftlicher Produktion zurück. Er verweist auf frühere Zeiten, in denen den Leuten noch klar gewesen sei, welchen Wert Nahrungsmittel besäßen.

E: So die älteren, irgendwie .. siebzig, sechzig, siebzig, achtzig und so, die sagen noch mehr: ja schaut dann, wir sind dann noch froh um die Bauern, wenn es wieder einmal Krieg gibt oder so etwas, //I: Mh, mh// weil die haben genau gewusst, wie es dann gewesen ist, oder, du hast fast nichts mehr können kaufen und bei den Bauern haben sie halt noch können go Milch und Fleisch und Eier kaufen, oder, //I: Ja// oder go holen. Und das haben halt die anderen, wir Jüngeren oder die Jungen einfach nicht mehr erlebt, oder irgendwie in dem Sinne. //I: Mh// Dass du wirklich angewiesen bist auf aufs auf die Nahrung, oder, weil, das ist jetzt bei der Schweiz eigentlich das Kleinste, oder, //I: Mmh, ja// z'Essen kannst du überall kaufen und kannst alles haben eigentlich, kannst überall hinein und etwas zu Essen kaufen oder in eine Beiz und so. //I: Mhm// Ich hab das Gefühl es ist nicht mehr so wichtig. Aber früher, ja-a, da hat man, da hat man noch nicht so zu Essen gehabt, und da ist es **da ist es alles noch viel mehr Wert gewesen** irgendwie. //I: Mhm, mhm//

Ernst stellt sich die Nation Schweiz als einen geschlossenen Reproduktionszusammenhang vor, dessen Subsistenz durch agrarische Produktion sichergestellt werden muss. Der nationale 'Isolationismus', den seine Argumentation impliziert, stützt sich jedoch nicht auf eine ideologisch-reaktionäre Mystifizierung einer unabhängigen Schweiz ab. Als Bauer wahrt er das Wissen, dass Nahrungsmittel aus dem Boden und nicht aus dem Lebensmittelgeschäft (oder der Beiz) kommen. Ernsts spontansozilogische Diagnose, dass im Prozess der Modernisierung der Notwendigkeitscharakter primärwirtschaftlicher Produktion unsichtbar geworden ist, trifft zu: *Der Produktionsprozess erlischt in der Ware.*

Dennoch basiert sein Wertschätzungsargument auf Deutungskomponenten, die die Notwendigkeit einer schweizerischen Agrarproduktion nicht mehr zu begründen imstande sind. Ernst schreibt der Schweiz Strukturmerkmale zu, die einer autarken bäuerlichen Familienwirtschaft, jedoch nicht der heutigen Schweiz angehören. Die deutungsmässige Marginalisierung aussenwirtschaftlicher Beziehungen, die Ernst gleichsam vom Hof auf die Schweiz überträgt, wird den Realitäten des globalisierten Marktes nicht mehr gerecht.

Die traditionale Familienwirtschaft bringt Gebrauchsgüter hervor, deren Wert sich nicht auf dem Markt, sondern in ihrem Beitrag zur physischen Subsistenz der Familie (bzw. der Nation) realisiert. Weil Ernst in den auf sie bezogenen, ökonomischen Kate-

gorien denkt, versteht er logischerweise die Welt nicht mehr, wenn die Konsumenten kaum noch bereit sind, für Nahrungsmittel einen normalen Preis zu bezahlen, wenn sie (ihnen) nichts mehr wert sind, und wenn die ursprüngliche Funktion der Bauern, Produzenten von Nahrungsmitteln zu sein, mehr und mehr in Frage gestellt wird.

#### 6.4 Familiäre Konstellationen: Gemeinschaftsbindung und individuelle Autonomie

Ökologische Motive primären Ursprungs, kulturell-bauernständische Motive sowie ein traditional-unternehmerisches Subsistenzmotiv begründen Ernsts Verbleiben auf dem Hof nur bedingt. Seine emotionale Bindung an Tier, Boden und bäuerliche Kultur ist zwar ausgeprägt, am Interviewmaterial lässt sich aber zeigen, dass er reflexiv immer wieder hinter sie zurücktritt. Ernst hat hinsichtlich seines bäuerlichen Daseins eine hohe Distanzierungs- und Objektivierungskompetenz. Für ihn scheinen auch immer Alternativen zur Hofübernahme *denkbar* zu sein. Ernst ist ein äusserst intelligenter, junger Mann, dem es keine Schwierigkeiten bereiten würde, sich auch ausserhalb des Hofes eine angemessene Stellung zu verschaffen. Seine Biographie hat ihn auch häufig vom Hof weggeführt. So arbeitet er gegenwärtig als Skilehrer und hat eine ausserlandwirtschaftliche Handelsschule absolviert. Angesichts der gegenwärtigen Verunsicherungspotentiale im Agrarsektor wäre deshalb zu erwarten, dass Ernst sich ernsthaft über mögliche Alternativen zur Hofübernahme Gedanken zu machen beginnt.

Bereits die wenigen Daten zur Hof- und Familienstruktur, die ich in Abschnitt 5.1 aufgelistet habe, lassen die Formulierung der Hypothese zu, dass Ernsts Bindung an den Hof dominant durch ein familial-bauernweltliches Traditionsmotiv - tendenziell also eher passiv - erzeugt wird: Vor ihm in der Geschwisterreihe stehen drei ältere Schwestern. Sie alle leben auf dem Hof, obschon sie längst auswärts arbeiten. Fünf Jahre nach seiner Geburt - nachdem man auf dem Hof lange auf die Ankunft des männlichen Erben gewartet hat - laufen auf ihm umfassende Modernisierungsmassnahmen an. Als kleiner Bub erlebt Ernst mit, wie der Betrieb auf eine langfristige Perspektive hin aufgerüstet wird. Schon als Kind arbeitet er auf dem Hof mit - irgendwie ist das selbstverständlich gewesen - und er beginnt auch schon, ihn gegen aussen zu repräsentieren:

E: (...) was ich so gemacht habe während der Schule, am Morgen vor der Schule, ich bin in die Käseerei.

Nicht nur die Modernisierung des Hofes, auch das ganze familiäre Leben ist von Beginn weg auf Ernsts spätere Hofübernahme ausgerichtet. An Ernsts Erziehung zum Hoferben sind nebst seinen Eltern auch seine Schwestern beteiligt. Die Art und Weise, wie Ernst heute über sie und sein Verhältnis zu ihnen spricht, dokumentiert, dass sich in seinem Falle die 'Hoferbensozialisation' primär auf diffus emotionale Mechanismen und weniger auf den Einsatz autoritärer Druckmittel abgestützt hat.

E: Du, es gibt immer etwa Mais, aber das sind banale Sachen, aber aber sonst haben wir ein super Verhältnis in dem Sinne, oder, //I: Mh// wir, danach etwas können wir machen zusammen, wir haben es huärä lustig, weisch, und und dann ist wieder lustig, haben wir alle die gleichen Hobbys, //I: Ja// da kann es fast keine Leute auf den Skiern haben, aber wir vieren sind alle unterwegs irgendwie, oder, //I: (lacht)// oder

oder wir gehen rüdig gerne irgendwie zu Berg, oder im Sommer machst du halt mal eher Feierabend und gehst irgendwie da an einen Ort in die Flue hinauf, weisch, //I: Ja, ja// und so, von dem her ist super, weisch. //I: Ähä // Und mit, ich hab das Gefühl, dass, ja-a, also von dem her ist es wirklich sehr schön, und und auch jetzt die älteste Schwester, die S., da mit den Kruseli, die arbeitet zum Beispiel in Luzern drinnen, oder, //I: Ja, ja// die pendelt alle Tage, ich mein, die könnte schon lange eine Wohnung haben, //I: eben, ja, ja// und und die anderen auch, also, von dem her.

In Ernsts Familie herrschen geradezu paradiesische Zustände. Objektiv verbauen sie Ernst jeden Weg, ein eventuelles Verlassen des Hofes mit Vernunftsargumenten zu begründen. Subjektiv fühlt sich Ernst in ihnen als ganzer Mensch aufgehoben. Ernsts Sozialisation zum Hoferben war erfolgreich, indem sie bei ihm ein Gleichgewicht zwischen traditional-familialen und modern-individualistischen Handlungsorientierungen herzustellen vermochte.

Die Ausrichtung des Denkens auf den Hof durchzieht alle individuellen Entscheidungen, die Ernst seit dem Verlassen der Schule gefällt hat und ihn der Möglichkeit nach vom Hof hätten wegführen können. Hof- und Familienorientierung hat er vollständig verinnerlicht. So gibt es für seine Familie keinen Anlass, ihn bei seinen gelegentlichen Ausritten auf ausserbäuerliche Felder - Handelsschule, Skilehrerbrevet, Sprachaufenthalt - an seine bäuerlich-höfische Prädestination zu erinnern.

I: Äh, das ist nicht ein Problem gewesen, dass sie gesagt haben, ja wieso brauchst Du jetzt das? Du bist doch schliesslich Bauer!

E: Ja, nein, nein, überhaupt nicht, nää, nää das überhaupt nicht

I: weil das gibt es ja manchmal auch, oder?

E: Ja-a; nein nein, das überhaupt nicht, döt dürä sind die Eltern rüdig -, obwohl, eben, was für sie dann jeweils strenger ist, wenn ich wieder irgend etwas ausknorze oder mache, oder, dass sie mehr müssen machen daheim, oder, weil ich weniger umä bin. //I: Ähä! // Also, dass sie wegen dem würden sagen, also komm jetzt, was willst du jetzt das und dieses noch. //I: Ja, ja, ja// Aber sie, sie haben mir döt dürä also wirklich immer gesagt: ja mou, komm, mach das und so, und nachher, die landwirtschaftliche Schule irgendwie habe ich mir auch vorgestellt gehabt, eben, an einem anderen Ort durch zu gehen, //I: Mhm, mhm// also einfach irgendwie in dem Sinne, dass du echli fort kämst mal, oder //I: Ja, ja//, ich bin noch nie gross irgendwie ein paar Monate weg gewesen von A. //I: Ja, ja, ja// irgend, RS vielleicht, aber das ist ja, kannst du ja nicht rechnen oder, und eh, und irgendwie nach und nach, wo es so gegangen ist ums Anmelden, habe ich mir halt gleich wieder gesagt: Ja, es ist mir von dem her eigentlich am billigsten, oder, wenn ich das in B. mache, du kannst heim, du kannst daheim schlafen, und und und vor allem kannst du daheim einen Knecht ersparen, oder, wenn ich //I: ja, genau // am Morgen und am Abend umä bist, wenn die meiste Arbeit anfällt, oder. //I: Mhm// .. Von dem her.

Es bedurfte nicht des Hinweises der Eltern, dass eine auswärtige Landwirtschaftsschule den Hof ökonomisch belastet hätte. Bei allem was Ernst macht, bezieht er die Konsequenzen für den Hof routinemässig in sein Entscheidungskalkül mit ein. So räumt er zwar ein, dass er das zweite Lehrjahr gerne in der Westschweiz oder im Mittelland gemacht hätte. Gleich wie der Besuch einer auswärtigen Landwirtschaftsschule hätte dies jedoch die Anstellung eines Knechts notwendig gemacht. Ernst hat in der Folge, auch wenn ihn die Eltern nicht explizit dazu angehalten haben, die *regionale* Landwirtschaftsschule besucht und das zweite Lehrjahr auf dem *elterlichen* Betrieb absolviert. Seine Entscheidungspraxis begründet er mit: aber du musst dann einfach alles echli anschauen. Ernsts alles ist letztlich immer der Hof.

Ernst ist sich vollständig darüber im Klaren, dass sein Entscheid, Bauer zu werden, kein eigentlicher Berufsentscheid war. Er kennt und durchschaut die Mechanismen, die ihn im Verlaufe seiner individuellen Bildungsgeschichte an den Hof gekettet und alternative Bildungsverläufe verhindert haben. Sein Verhältnis zur eigenen Biographie ist hochgradig reflektiert.

E: Von dem her. Und nachher, irgendwie nach und nach, ... also ja, ich meine, du hast dir gar nie überlegt, etwas anderes zu machen, //I: Ja// auf eine Art, //I: Ja// weil, weisch, wenn du siehst, was was die Eltern alles aufgebaut haben, oder, und irgendwie, wenn jemand gekommen ist, hat es geheissen: **habt ihr einen Nachfolger** und ja-a, oder und //I: Mhm// .. und irgendwie, du, du hä- ich hätt jetzt mich nicht dafür, den Betrieb einmal nicht zu übernehmen, auch wenn ich jetzt, wenn ich jetzt mehr, wenn ich jetzt Zweifel daran hätte, //I: Ja, ja// an der ganzen Sache. //I: Ja, ja// Aber weisch, wenn du siehst, was sie alles aufgebaut haben und so, ..//I: Ja// dann möchte ich das nicht, oder ja. Obwohl ich, ich wär allweg sofort bereit, auch etwas anderes zu machen, ich würde auch etwas anderes machen, von dem her. //I: Ja, ja// Gut, aber ich kann mir jetzt nicht vorstellen, was mir würde gefallen. //I: Ja// Weisch, in dem Sinne, weil weil ich mir das eigentlich nie überlegt habe.

Dass Ernst gegen die weitreichende Konditionierung seines Handelns keinen Protest einlegt, lässt sich wie folgt begründen: Einerseits gesteht ihm die Familie ausserhöfische Handlungsräume zu, weil sie sich auf die Unbestechlichkeit seiner Neigung zum Hof verlässt und verlassen kann. Seine 'totale Familienorientierung' ist *habituell* verankert und bewahrt ihn - wie ein Schutzengel - vor möglichen Fehlritten. Weil sein Habitus ihn voll und ganz auf den Hof ausrichtet, steht es ihm zu, sich frei (insbesondere frei von manifester familiärer Kontrolle) in ausserhöfische Felder hinein zu begeben. Doch gleichzeitig bleibt die familiäre Gemeinschaft ein Hort, in dem er sich als ganzer Mensch aufgehoben und wohl fühlt.

Die Familie trägt seine individuelle Existenz mit und gesteht ihm, in seiner *subjektiven* Wahrnehmung, umfassende Handlungsspielräume zu, obwohl sie *objektiv* seine individuellen Entfaltungsmöglichkeiten massiv einschränkt. In Ernsts Entscheidungspraxis kommen Mechanismen zur Geltung, die ihn, obwohl er bauernweltlich-familiären Normen passiv ausgeliefert ist, sich selbst als frei und souverän erleben lassen. Weil seine Bindung an den Hof nicht auf manifestem Zwang, sondern einer habituell gesteuerten *Neigung* beruht - Ernst fühlt sich emotionell seinen Eltern, Geschwistern und dem, was sie gemeinsam aufgebaut haben, verpflichtet -, erscheinen ihm die objektiv vorliegenden Handlungskonditionierungen nicht als Restriktionen, sondern als konstitutive Voraussetzungen für ein unbeschädigtes Leben auf dem Hof.

Die ihm gebotenen Freiräume kostet Ernst voll aus. Er ist offen für alles, was auf ihn zukommt, lässt sich packen und verführen, bezieht Stellung, trifft Entscheidungen und weiss, sie zu begründen.

E: (...) ich bin nach Luzern hinein go autofahren, da hab ich dort gelesen: Benedict Handelsschule, bin ich gerade hinein, da haben sie gesagt, ja sie hätten schon angefangen, da hab ich gesagt: Kann ich noch einsteigen, und zwei Tage später bin ich schon in die Schule, oder, dort; obwohl, ich hab schon immer gewusst gehabt, dass ich das irgendeinmal möchte machen, weil mich das auch interessiert, oder, und das bringt mir auch viel (...)

Ernst widerfährt kaum etwas, das er nicht unmittelbar objektivieren und reflektieren

könnte, zu dem er aufgrund seiner Bestimmung für den Hof keine diskursive Beziehung herstellen könnte. Hof und Landwirtschaft bilden diesbezüglich keine Ausnahmen: Ernst bezieht Stellung zum aktuellen Ökologiediskurs, indem er in einer längeren Interviewpassage sein eigenes Verhältnis zur Natur, insbesondere zu seinen Tieren darlegt; er objektiviert sachlich die aktuellen Strukturprobleme des Hofes; er hinterfragt die Bilder, die man sich in einer ländlichen Region von den Bauern macht und reflektiert die sozialisatorischen Mechanismen, die ihn an den Hof gebunden haben. Ernst versteht es, sich den Hof und seine Stellung auf ihm in reflexiver Distanz zu halten, obwohl dessen Imperative seine Lebens- und Entscheidungspraxis durchgängig strukturieren. Sie verhindern zwar nicht, dass Ernst echte Entscheidungssituationen auf sich zukommen lässt und sich das Set der möglichen Entscheidungsoptionen breit auslegt. Im Entscheidungsprozess selbst engen sie seinen Handlungsspielraum jedoch massiv ein. Das angenehme familiäre Klima, dessen Fortbestand insbesondere durch das Verbleiben der Schwestern auf dem Hof gewährleistet und sichergestellt wird, stimmt Ernsts 'individualistischen' Orientierungen auf die Kontinuitätsinteressen des Hofes ab.

Ernst repräsentiert den Fall einer gelungenen Harmonisierung von Hofbindung und individueller Autonomie. Er steht nicht unter dem beständig spürbaren Zwang, den Hof um jeden Preis übernehmen zu müssen. Es ist stattdessen der Hof, bzw. die Familie, die sich gegenüber Ernst als die beste aller möglichen Welten darzustellen vermag. Objektiv hat Ernst die Wahl, sich für oder gegen den Hof zu entscheiden. Die Entscheidung gegen ihn käme jedoch der selbstgewählten Beendigung eines sinnerfüllten Lebens gleich. Sie schneide ihn vom gemeinschaftlich-emotionalen Bezugssystem der Familie ab, das in seiner subjektiven Erfahrung für ein sinnvolles und unbeschädigtes Leben eine notwendige Voraussetzung ist.

## 6.5 Der Fall Ernst: Fazit

Die Ergebnisse der Fallrekonstruktion können wie folgt zusammengefasst werden:

(1) In der realistischen Einschätzung der Zukunftsschancen des Betriebes, der resignativen aber pragmatischen Anerkennung der politisch-rechtlichen Rahmenbedingungen sowie den daraus gezogenen praktischen Konsequenzen (baldige Umstellung auf integrierte Produktion) zeigt sich Ernst als ein unternehmerisch denkender Mensch.

Die **Aussenpositionierung des Hofes** bleibt dennoch defensiv: Weil seine spontane Politische Ökonomie durch das traditionale Subsistenzdeutungsmuster gesteuert wird, misslingt es ihm, seinen Hof als ein marktorientiertes Kleinunternehmen zu begreifen, das ausser der Milch und dem Fleisch auch ökologische Leistungen erbringt. Während *der modern-offensive Unternehmer* Georg alles daran setzt, seine Produkte und Dienstleistungen effektiv zu *verwerten*, beklagt sich der *selbständige Unternehmer* Ernst, er bekäme für seine Produkte den Preis nicht mehr. Georg denkt vom Markt her und stützt seine ökonomische Argumentation implizit auf die neoklassische Preistheorie ab. Ernst hingegen argumentiert in den Kategorien einer objektiven und subsistenzialistischen (Arbeits-) Wertlehre. Der Markt ist ihm bis anhin mehr oder weniger fremd geblieben.

(2) Ernsts **Positionierung in Raum und Zeit** stützt sich auf ein primäres ökologisches Bewusstsein ab, das er, partiell reflexiv geworden, in verschiedenen Kontexten begründungsstrategisch und legitimatorisch einsetzt.

(3) Obwohl Ernst dominant durch das familiär-bauernweltliche Traditionsmotiv passiv an den Hof seiner Eltern gebunden ist, bewegt er sich aktiv in ausserlandwirtschaftlichen Sphären. Das gelingt ihm deshalb, weil sich ihm der Hof beständig sowohl *subjektiv* als auch *objektiv* als die beste und deshalb selbstverständlich zu wählende Option zeigt. Alle Wege führen Ernst letztlich auf den Hof zurück. Zwei Faktoren sind hierfür ausschlaggebend:

*Erstens:* Ernsts Hof- und Familienorientierung ist habituell verankert. In all seinem Tun fällt den *Konsequenzen für den Hof* ein besonderes Gewicht zu.

*Zweitens:* Der Hof und die Familie stellen sich Ernst objektiv als das ideale Milieu für die Realisierung eines guten Lebens dar: Der Hof ist ökonomisch gesund. Die notwendigen baulichen Modernisierungsmassnahmen sind bereits vollzogen. Die innerfamiliären Beziehungen sind hochgradig emotionalisiert. Die familiären Erwartungen an Ernst werden nicht hausväterlich-autoritär sondern durch die Schaffung eines angenehmen, auf wechselseitigem Respekt<sup>93</sup> beruhenden Klimas in Geltung gesetzt.

---

<sup>93</sup>‘Prästabilisiert’ ist dieser wechselseitige Respekt jedoch keineswegs. Um ihn wird insbesondere in der Interaktion zwischen Ernst und dem Vater hart gekämpft. Dies belegen einige Interaktionssequenzen während des gemeinsamen Abendessen, sowie eine längere Passage im Interview, wo der Vater die Küche betritt und Ernst die soeben gegenüber dem Interviewer gemachten Äusserungen aus einer etwas unterwürfigen Haltung heraus gegenüber dem Vater zu begründen versucht. Ernst wird gleichsam zum Kind, das die übermächtige Gestalt des Vaters zu beschwichtigen versucht. Der ‘Kampf um Anerkennung’ wird unnachgiebig *ausgetragen*.



## 7. Hans: Der räumlich und kulturell Verwurzelte

Hans ist 23 Jahre alt, ausgebildeter Bauer und seit zwei Jahren Pächter des elterlichen Bergbauernbetriebs. Er liegt im Schächental im Kanton Uri, setzt sich aus vier kleinen Heimetlis zusammen und umfasst insgesamt 9,5 Hektaren Land.<sup>94</sup> Der Betrieb ist der Bergzone 3 zugeteilt und wird konventionell bewirtschaftet. Hans hat neun Kühe, sieben Rinder und fünf bis sechs Kälber. Weil das Milchkontingent mit 22'500 Litern relativ klein ist, werden Jungtiere vertraglich in Aufzucht genommen. Durch Hans' frühe Hofübernahme konnte das Kontingent etwas erhöht werden.<sup>95</sup>

Der Betrieb liegt auf etwa 1000 Metern über Meer. Das Gras kann im Sommer zirka dreimal geschnitten werden. Alljährlich fallen im Frühling umfangreiche Aufräum- und Absäuberungsarbeiten an. Das Land muss vom Geröll befreit werden, das im Winter durch Steinschlag und Lawinenniedergang das fruchtbare Land verwüstet. Hans verwendet für diese Arbeiten den Begriff der 'Landschaftspflege'. Bei den Heu- und Aufräumarbeiten kann Hans auf die Mithilfe seiner Eltern und seines Bruders zählen. Hauptberuflich verwalten der Vater und der Bruder die Zweigniederlassung der Raiffeisenbank im Dorf. Schon der Grossvater hielt diese Stelle inne. Hans leitet den Bauernbetrieb im Vollerwerb.

Typisch für die Berglandwirtschaft im Kanton Uri ist die Mobilität der Viehhabe. Im Sommer werden die Tiere für vier Wochen auf den Urnerboden, später für zirka hundert Tage auf die Alp des Onkels getrieben. Die Kälber weiden auf Allmendegebiet. Bis anhin wurden die Tiere auch während des Winters in verschiedenen Stallungen untergebracht. Zum Betrieb gehören insgesamt etwa zehn kleinere Stallungen. Gegenwärtig wird in der Nähe des Wohnhauses ein neuer, etwas grösserer Stall errichtet. Er soll eine zentralere Unterbringung der Tiere möglich machen.

Die Technisierung der Berglandwirtschaft setzte sich im Schächental erst Anfang der achtziger Jahre durch. Damals war Hans' Vater einer der ersten, die sich einen Transporter mit Aufladegerät anschafften. Heute ist Hans' Betrieb maschinell gut ausgerüstet. Zum Transporter und zum Motormäher kamen ein Mähtrac und verschiedene Zusatzgeräte hinzu. Der Betrieb habe von der Verwalterstelle des Vaters profitiert, sagt Hans.

Auf die Frage hin, ob er neben dem Bruder noch weitere Geschwister habe, versammelt Hans gedanklich die ganze Familie um sich:

I: Hast Du sonst noch Geschwister?

H: Nein, ein Schwesterchen gehabt, aber die ist mit zehn Jahren gestorben. //I: Ja, ja// .. Sonst der Bruder ist noch, .. (leise) Vater und Mutter, und der Grossvater (lacht)

Der Grossvater kaufte in den frühen vierziger Jahren das Heimet, nachdem er im Schächental aufgewachsen war, den elterlichen Betrieb nicht übernehmen konnte und sich vorher in verschiedenen Urner Gemeinden niedergelassen hatte. Er bewohnt während

---

<sup>94</sup>Für Schächentaler Verhältnisse ist der Betrieb eher gross; für Urner Verhältnisse ein Durchschnittsbetrieb (9,7 ha).

<sup>95</sup>Hans' Vater hätte auf das zugekaufte Land, das bis zu Hans' Betriebsübernahme verpachtet blieb, kein zusätzliches Kontingent erhalten. Dies war mit ein Grund für die verhältnismässig frühe Hofübergabe.

des Winters eine separate Wohnung im Haus, ist jedoch am Mittagstisch von Hans' Familie anwesend. Im Sommer geht er mit Hans' Onkel auf die Alp. Hans' Vater ist etwas über fünfzig, sein Bruder ist älter als Hans und wohnt ebenfalls im Haus. Seine Mutter ist ausgebildete Bäuerin und arbeitet sowohl im Haus, als auch auf dem Feld.

Obwohl in den vergangenen Jahren die Zahl der Vollerwerbsbauern massiv zurückgegangen ist und durch den Ausbau der Klausenpassstrasse eine Zuwanderung nicht-bäuerlicher Bevölkerungskreise ins Tal eingesetzt hat, blieb das Schächental bis anhin von einer Erosion traditional-bäuerlicher Kultur weitgehend verschont. Die meisten Zuzügler stammten selber aus Bauernfamilien, sagt Hans. Die Agrarstruktur des Tales hat sich dahingehend verändert, dass die Betriebe im Laufe der Zeit etwas grösser geworden sind. Wegen der Arbeitsintensität der Berglandwirtschaft sind dieser Tendenz jedoch natürliche Grenzen gesetzt. Der grösste Betrieb im Tal umfasst gegenwärtig zirka 15 Hektaren Land.

Mit der Industrialisierung des Reusstales setzte im Kanton Uri eine typische Tendenz zum bäuerlichen Nebenerwerb ein. Die Bauern arbeiteten im Winter in der Fabrik. Weil viele Nebenerwerbsarbeitsplätze armeabhängig sind, befindet sich der Industriesektor seit etwa fünf Jahren in einer Krise. Als erste bekamen diese die Nebenerwerbsbauern zu spüren.<sup>96</sup> Durch den Verlust von Neben- und Zusatzerwerbsmöglichkeiten verstärken sich gegenwärtig die traditionellen Bindungen an den Hof. Es wird dadurch immer schwieriger, einen bestehenden Betrieb durch Landerwerb zu vergrössern.

### 7.1 Das 'Gefühl der Sicherheit'

Hans ist sich bewusst, dass seine Existenz als Bergbauer in hohem Masse von staatlichen Subventionen und Zuschüssen abhängig ist. Er reagiert weitgehend emotionsfrei, wenn man ihn mit den aktuellen Forderungen nach 'mehr Markt' und 'mehr Ökologie' konfrontiert. Aus einem scheinbar unerschütterlichen Gefühl der Sicherheit heraus, äussert er sich sachlich und distanziert zu den aktuellen, agrarpolitischen Umbrüchen.

Eine Umstellung auf die Integrierte Produktion hätte, anders als bei Ernst, auf seinem Betrieb keine Auswirkungen auf den Viehbestand. Die zulässige Zahl der Düngegrossvieheinheiten wird nicht überschritten. Man müsse sich einzig überlegen, ob man vielleicht auf Mutterkuhhaltung umstellen und auf Futterzukauf verzichten wolle. Vom zunehmenden politischen und gesellschaftlichen Druck lässt sich Hans nicht aus der Ruhe bringen. In den IP-Entscheid, den er gegenwärtig noch aufschiebt, will er explizit die

---

<sup>96</sup>Sie sind flexibel ein- und freisetzbar. Hierin zeigt sich ein wesentliches Merkmal einer 'neuen' Funktionalität des Agrarsektors für den kapitalistischen Wirtschaftsprozess: Der 'neue' Arbeiterbauer scheint dem Typus des 'Temporärarbeiters' verwandter zu sein als dem Typus des 'Erwerbsarbeiters'. Tendenziell ist nicht mehr in erster Linie der Lohn ausschlaggebend für den Einsatz bäuerlicher Arbeitskräfte, sondern die Flexibilität der Ein- und Freisetzbarkeit. Selbstverständlich wäre diese These empirisch zu überprüfen. Es ergäbe sich hieraus ein weiterer Beleg, dass Lutz (1986) die einstige „Symbiose“ zwischen dem „modernen Segment“ und einem „traditionalen Segment“ in der modernen Industriegesellschaft etwas vorschnell für aufgelöst erklärt.

folgenden Variablen miteinbeziehen: die veränderten Möglichkeiten, die sich mit dem Stallneubau ergeben werden; die präzise Ausgestaltung der rechtlichen Rahmenbedingungen und die Entwicklung des Fleischabsatzes.

H: (...), aber sonst Mutterviehhaltung ist mit unserem Betrieb jetzt momentan nicht der Fall, dass man das täte umstellen, aber mit dem neuen Stall müsste man dann vielleicht wieder schauen und es kommt ganz drauf an, wie es auch noch politisch dazu jetzt weiter geht, //I: Ja// oder, es ist ja alles jetzt im Umstellen //I: Ja// und irgendwie, man sollte, der Fleischabsatz muss gesichert sein, //I: Ähä, ähä//

Für Hans ist die Zeit für Entscheidungen noch nicht abgelaufen: oder, es ist ja alles jetzt im Umstellen. Er erachtet seine Existenz als Bauer unabhängig von betrieblichen, staatlichen und ökonomischen Veränderungen bis auf weiteres für gesichert. Auch dem Stallneubau scheint kein umfassendes Konzept über die künftige Ausrichtung des Betriebes zugrundezuliegen. Sobald der Stall steht, will Hans prüfen, welche neuen Möglichkeiten sich mit ihm ergeben werden. Den zukünftigen Bestand des Hofes macht Hans nur am Rande von den sich wandelnden, gesetzlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen abhängig. Der Entwicklung des Hofes und die Entwicklungen in der restlichen Welt sind in Hans' Deutungspraxis Prozesse, die relativ unabhängig voneinander ablaufen. Sein Vertrauen in die Überlebensfähigkeit seines Hofes ist beinahe total.

Woher rührt dieses immense Gefühl der Sicherheit? Aufgrund der obigen Strukturdaten lassen sich die folgenden **Hypothesen** formulieren:

(1) Als Bergbauer, der schon immer von staatlichen Subventionen abhängig war, geht Hans davon aus, dass er sowohl für die aktuelle Forderung nach mehr Markt als auch für die Forderung nach mehr Ökologie der falsche Adressat ist.

Da seine Produkte aufgrund der massiv höheren Produktionskosten ohnehin nicht konkurrenzfähig sind, ändert sich an seiner strukturellen Abhängigkeit vom Staat nichts: Der Staat ist und bleibt für Hans der „Macher der Bedingungen seiner Existenz“.<sup>97</sup> Wie genau das System der Subventionierung, bzw. der Direktzahlungen in Zukunft ausgestaltet sein wird, ist für ihn nicht so wichtig. Er wird sich zu gegebener Zeit darüber informieren. Hans vertraut wie bis anhin auf die gesellschaftliche Einsicht in die Notwendigkeit der Berglandwirtschaft. Der Spielraum möglicher Umstellungen auf seinem Betrieb ist angesichts naturräumlicher Gegebenheiten ohnehin klein.

Die Forderung nach mehr Ökologie betrifft Hans insofern nicht, als Berglandwirtschaft schon immer nachhaltig betrieben wurde. Ausserdem ist für ihn 'Landschaftspflege' kein Fremdwort: Die Konsequenzen einer Nichtbewirtschaftung des Berglandes sind für ihn permanent sichtbar.

(2) Hans Vorstellung der relativen Unabhängigkeit inner- und ausserbetrieblicher

---

<sup>97</sup>Gemäss dem marxistisch orientierten Agrarsoziologen O. Poppinga handelt es sich bei der Fixierung der Bauern auf den Staat als „Macher der Bedingungen ihrer Existenz“ um ein wesentliches Bewusstseins-element deutscher Bauern, das angeblich ihre spezifische, sozialökonomische Lage widerspiegelt. Vgl. Pongratz (1987, 526). Es gibt wohl wesentlichere 'Bewusstseins-elemente', auf die eine soziologische Strukturanalyse bäuerlichen Denkens stossen könnte.

Entwicklungen beruht auf einem Modell der Unabhängigkeit des Tales von der restlichen Welt. Diese *kontrafaktische Subsistenzphantasie* hat sich bei ihm insbesondere deshalb erhalten, weil das Tal bis in die frühen achtziger Jahre hinein tatsächlich von der restlichen Welt ziemlich abgeschnitten war.

Im Tal hat sich eine *eigenständige 'Berglerkultur'* erhalten, die gegenüber ausseninduzierten Erosionsprozessen weitgehend immun ist. Hans ist in dieser Kultur verwurzelt und stützt sein Gefühl der Sicherheit auf die Integrität bäuerlicher Kultur ab. Hieraus könnte gefolgert werden, dass seiner Bindung an den Hof *auch* kulturell-bauernständische Motive zugrundeliegen.

(3) Hans' spontane Politische Ökonomie kann sowohl auf dem 'Deutungsmuster Subsistenz' als auch auf einer ökologisch-funktionalistischen Begründung seines Handelns beruhen. Es ist zu erwarten, dass er teils arbeitswerttheoretisch und subsistenzialistisch, teils (implizit) von einer modernen Theorie der Marktversagen her argumentiert; dass er sich sowohl als *Ernährer* als auch als *Kollektivgüterproduzent* versteht.

(4) Die frühe Hofübernahme - sie ist im Kanton Uri neuerdings stark verbreitet - gibt Hans die Chance, mit jugendlichem Elan die Geschicke des Hofes in die Hand zu nehmen. Ängste und Befürchtungen hinsichtlich seiner Überlebensfähigkeit sind ihm möglicherweise schon deshalb fremd, weil er in sein eben erst in Angriff genommenes Werk nicht von Beginn weg einen Virus der Resignation einbauen will. Hans *will* auf seinem Hof bauern, egal was um ihn herum geschieht.

Gleichzeitig verweist die frühe Hofübernahme darauf, dass seiner *aktiven* Aneignung des Hofes keine Hindernisse in den Weg gestellt sind. Passiv kann seine Hofbindung schon deshalb nicht sein, weil sowohl der Vater als auch sein älterer (!) Bruder ausser Haus arbeiten. Traditionale Erwartungen hinsichtlich Hans' Hofweiterführung könnten unter dieser Bedingung nur schwer geltend gemacht werden.

## 7.2 Familiäre Konstellationen: Der Berufsentscheid

Explizit wird die Frage, weshalb Hans Bauer geworden ist, einzig in der folgenden, kurzen Textpassage thematisiert.

I: Ist für Dich das immer klar gewesen, dass Du da mal willst bauern?

H: Ja ich möchte sagen, schon früh, ja, //I: Ja// ich bin immer Interessierter gewesen und hab eigentlich immer äso gesagt, ja, das würd mich, jaa, ich hab Freude gehabt am Vieh und am Land und allem //I: Ja, ja// und dann hab ich dann diese Lehren besucht und nachher einfach die Bauernschule und dann ist das dann sowieso klar gewesen. //I: Mhm, mhm//

I: Also das ist nicht irgendeinmal so ein Berufsentscheid gewesen, wie man ihn so in der Sek mal fällt, sondern hast auch das Gefühl, das ist früher schon, //I: Ja-a, das// Du bist auch sochli in das hineingewachsen?

H: Also das, mit dem aufgewachsen //I: Ja// und schon früh müssen recht dreinliegen und dann ist man. Der Vater hat dann da sonst noch .. ist da sonst auch noch beruflich betätigt und, dann hab ich auch gewusst, dass ich da früh echli etwas kann übernehmen und auch echli selber schaffen und selber entscheiden und //I: Ja, ja//

Mit immer schon klar unterstellt der Interviewer implizit, dass Hans' Berufswahl aus einer unechten Entscheidungssituation<sup>98</sup> hervorgegangen ist. Wäre Hans' Verhältnis zum Hof noch nicht vollständig geklärt, müsste er in irgendeiner Weise auf diese Unterstellung reagieren. Er könnte zum Beispiel, wie Simon, dezidiert seine Entscheidungsautonomie gegenüber den Imperativen des Hofes geltend machen. Oder er könnte, wie Ernst, die existierenden, passiven Bindungen an den Hof diskursiv darzulegen und dadurch zu rationalisieren versuchen.

Hans steigt auf die in der Frage: Ist für Dich das immer klar gewesen? angelegte Problematik des Verhältnisses von Hofbindung und Autonomie gar nicht erst ein. Er begründet seine Berufswahl mit einem individuellen Interesse, der Freude am Vieh und am Land. Sachlich und emotionsfrei räumt er ein, dass dieses Interesse von einem ursprünglichen Verstricktsein in die Angelegenheiten des Hofes herrührt. immer schon ersetzt Hans durch früh und hineingewachsen durch mit dem aufgewachsen. Mit beiden Transformationen objektiviert sich Hans den Hof - sie lassen ihn als den Träger einer vom Hof gesonderten, individuellen Biographie in Erscheinung treten. Hans wächst nicht in den Hof hinein, löst sich womöglich ganz in ihm auf, sondern wächst unabhängig von ihm, aber dennoch *mit ihm* auf. Und nicht immer schon ist klar, dass zwischen Hans und dem Hof eine lebenslange Symbiose bestehen wird, sondern erst, nachdem Hans, biographisch schon früh, sich auf die Beziehung mit dem Hof eingelassen hat. Ihren verbindlichen Charakter erhält sie - gemäss der Logik abnehmender Kontingenz - erst später. Nachdem auch die Bauernschule absolviert ist, ist die Zukunft so weit gebahnt, dass allfällige Richtungsänderungen sich nur noch schwer vollziehen liessen. Hans' Interesse ist also, so lässt sich schliessen, ein aktives und subjektiv begründetes Interesse am Hof, und nicht ein Interesse des Hofes an Hans.

Seine Ausführungen lassen auch erste Schlüsse darauf zu, weshalb das Verhältnis von Hofbindung und individueller Autonomie in seinem Falle unproblematisch ist, und wodurch Hans' aktive Bindung an den Hof motiviert ist. Der Vater, der da sonst auch noch beruflich betätigt ist, hat ihm exemplarisch vorgelebt, dass es ausserhalb des Hofes erwerbsberufliche Perspektiven gibt. Sie lassen es als unangebracht erscheinen, sich vollständig und passiv einem Hof 'hinzugeben'. Ausserdem wird durch die zeitweilige Abwesenheit des Vaters und die frühe Hofübergabe das in der üblichen Konstellation des Generationenwechsels strukturell angelegte Adoleszenzmoratorium frühzeitig beendet. Hans kann sich in der Folge selber entscheiden. Seine Entscheidungsfreiheit betrifft *auch* den Grundsatzentscheid, ob er den Hof weiterführen will oder nicht. Individuelle Autonomie geht für ihn aus der relativen Unabhängigkeit hofinterner, hofexterner und individualbiographischer Entwicklungen hervor.

ich habe Freude gehabt am Vieh und am Land und an allem: Hans' Hofübernahmeentscheid geht auf ein individuelles Interesse zurück. Die Freude an der Natur und der Arbeit in der Natur hat ihn motiviert, Bauer zu *werden*. Es liegen primär-ökologische Motive der Hofbindung vor.

---

<sup>98</sup>Ihre zwei wesentlichen Merkmale sind das Fehlen eines 'modern-rationalen' Akteurs (im Sinne der neoklassischen Axiomatik) und das Fehlen alternativer Entscheidungsoptionen.

### 7.3 Ökologie und Ästhetik

Man sollte, ich meine, den geeigneten Betrieb dazu haben: Hans weist zurück, dass sein eigener Betrieb von den politischen Imperativen einer Ökologisierung und Marktorientierung der Landwirtschaft betroffen ist. Aufgrund naturräumlicher Gegebenheiten sei eine intensive Landbewirtschaftung im Berggebiet nicht möglich:

H: (...) Wir hier im Berggebiet sind ja eigentlich nicht die, die gross müssen .. ja, das heisst, wir haben ja Ökosystem genug, wir haben ja diese diese Tümpel und diese Riedflächen, und zum Teil gerade um die Wälder, und das ist ja wirklich, //I: Ja// das bezieht sich eigentlich mehr, auf eine Art auf, ehh, Richtung Flachland oder so, (...)

Mit dem Hinweis auf die Besonderheiten der Berglandwirtschaft geht weder eine Ablehnung der politischen Ökologisierungsimperative noch eine Ablehnung des Ökologiedenkens selbst einher. Hans gibt sich jedoch als der falsche Adressat zu erkennen. Für eine extensivierte Produktion habe er nicht den geeigneten Betrieb und im Berggebiet gebe es Ökosystem genug. Sein primär-ökologisches Bewusstsein impliziert die Vorstellung, dass die Qualität des Bodens selbst über die Art und Intensität seiner Bewirtschaftung entscheidet. Im Berggebiet gibt es Tümpel und Riedflächen, die durch ihr blosses Vorhandensein gegen eine Intensiv- und Übernutzung gleichsam immun sind. Auch im Talgebiet gilt für Hans die Regel, dass die 'Natur' und nicht der Bauer über die Art der Bodenbewirtschaftung verfügt.

H: (...) eben teilweise Orten finde ich es vernünftig, //I: Ja// aber dass man jetzt äso, ja nur jetzt in Altdorf unten im schönen Talboden unten, dass man da jetzt sollte wirklich da in die schönsten Matten hinein einfach nur noch Bliemli machen, ist sicher recht, wenn es einmal ein bisschen gedämpft wird, aber, //I: Ja, ja// da diese Bauern draussen, das wär, das sind vielleicht, nicht alle denken gleich aber der grosse Teil ist da sicher nicht Freund jetzt gerade von dem. //I: Ja// Es gibt diese Hecken und das, die es auch gibt, oder, das ist, die sollen sie fördern und machen, //I: Mh// da ist ja manches Lebewesen drin, das wichtig wäre, //I: Mh// und so mit dieser Düngerei und das, vor allem wenn man Dünger zukaft, das ist schon gleich, dass das einmal echli gebremst wird. //I: Mh, ja, ja//

Eine spriessende Blumenwiese im schönen Talboden, in die schönsten Matten hinein widerspricht sowohl Hans' primär-ökologischem als auch seinem ästhetischen Wert- und Geschmacksempfinden. Hinter seiner Argumentation verbergen sich zwei Grundmotive, die für die bäuerliche Sicht auf die Natur typisch sind. Erstens: 'Unternutzung' fruchtbaren Bodens verletzt die Ökonomie bäuerlicher Subsistenz. Zweitens: Die 'Unternutzung' des Bodens verletzt ein implizites Bündnis, das der Bauer mit der Natur unterhält. Es verpflichtet ihn, die Natur gemäss ihrer sichtbaren Vorgaben zu kultivieren und zu *nutzen*. Es ist durchaus bemerkenswert, dass diese beiden Motive auch Hans' *ästhetisches* Empfinden steuern: Schön ist im Talgebiet nicht die farbenprächtige Blumenwiese sondern das wirtschaftlich genutzte, grüne Grasland.

Dass gemäss Hans' ästhetischer Theorie die Natur durch Nichtkultivierung ihre Würde verliert, kommt in einer späteren Interviewpassage noch deutlicher zum Ausdruck. Gleichzeitig dokumentiert sie, dass Hans' Bindung an den Hof nicht unwesentlich durch primär-ökologische Motive erzeugt wird.

I: Jetzt könnte man sich ja auch überlegen, als diese Abstimmungen abge-, also diese Vorlagen abgelehnt worden sind, hat man ja gesagt, dass vielleicht das auch da dran liegt, dass man in der Schweiz gar nicht mehr so genau weiss, ob man denn überhaupt noch diese Bauern will, oder, //H: Mhm// oder ob man die nicht gerade will abschaffen, weil sie ja sowieso zu teuer sind. //H: (lacht)// Es hat ja so Leute gegeben, die fast äso chli in diese Richtung argumentiert haben.

H: Ja-a, das ist schon (lacht) .. Ja das

Mutter: Das ist natürlich ein Witz //I: (lacht)// Diese vier, fünf Prozent Bauern, die in der Schweiz noch sind, wenn sie diese nicht noch mögen (=vermögen zu) halten, dann sollen sie, dann sollen sie gehen, oder. //I und H: (lachen)// Ja, ist also wirklich wahr.

H: Ja und nachher, was da mit diesen Gebieten u-, wie würde das, das würde dann verwildern? sozusagen, diese Täler, die würden ja

Mutter: Das gibt es ja gar nicht. Da hier, (bei jemandem der nicht bauert?), das Heu, das ist ja eine verwilderte Sache nachher //I: Ja-a, ja// Jetzt, so ist es schön, //I: Ja// wie man es jetzt gemacht hat, wenn man diese Wiesen sieht, //I: Mh// und wie das schön aussieht,

H: Da hier eben ist

Mutter: und wenn man nachher muss warten, bis (das Zeug dürr ist) sollen sie nachher einmal go schauen, wie dieses Schächental (lachend) dreinsieht.

H: Da hier ist die Umwelt, ist eigentlich da hier

Mutter: Ja!

H: tip top so, wie man es bis jetzt bewirtschaftet hat. Da hier ist nicht überjagt worden. //I: Ähä // Das ist wirklich so, wie man es eigentlich, diese Blumen, die kommen und das Gras, das Zeug kann abs- absamen und das ist, das ist nicht das gleiche wie draussen, wo sie, da schneiden sie, nach drei Wochen kommen sie wieder mit dem Mäher und dann wird das immer ripps rapps und nachher kommt wieder der, kommt, mit dem Fass kommen sie wieder, düngen und machen, //I: Mhm// und sonst da hier, muss jetzt, wenn man dann mit diesen Bauern würde abfahren, das würde ja überwuchern, verstüdlä, und //I: Ja, ja, ja// .. Erosion noch und noch.

Diesmal bedient sich Hans' Mutter<sup>99</sup> einer ästhetischen Terminologie, um die unabdingbare Notwendigkeit der *Landbewirtschaftung* zu begründen. Die Natur verwildern zu lassen, sie einem unkultivierten 'Naturzustand' zu überlassen, würde gleichsam bedeuten, ein künstlerisch-ästhetisches Mandat schlecht auszufüllen. Nachdem sich die Mutter am Anfang der Passage einem Legitimationsdiskurs - Weshalb braucht es die Bauern eigentlich noch? - verweigert, gelingt es ihr, nachdem Hans ihn mit das würde dann verwildern? rhetorisch einleitet, ökologisch-ästhetisch zu begründen, weshalb es die Bauern, insbesondere die Bergbauern im Schächental, *nun einfach braucht*. Unter der Hand und ohne Absicht entlastet sie die Landwirtschaft im Schächental von einem verkürzt ökonomischen Legitimationszwang.

Bedeutungsvoll am Legitimationsdiskurs der Mutter ist insbesondere, dass er sich gleichsam naturwüchsig auf der Ebene des 'Ästhetischen' und des 'Ökologischen' bewegt. Ihre Ausführungen sind *authentisch* und frei von sekundären Rationalisierungen des polit-ökologischen Offizialdiskurses. Der lebensweltlich-ökologische Diskurs, in den sie sich einschreibt, geht konsequent aus ihrer Praxis als Bäuerin hervor. Ihr Wissen, was gut, was wahr und was schön ist, gründet auf primärer, lebenspraktischer Erfahrung.

Erst mit seinem Vergleich: das ist nicht das gleiche wie draussen (= im Unterland) nimmt Hans, die Mutter ablösend, sekundär rationalisierende Elemente in den ökologischen Legitimationsdiskurs auf. Er reflektiert sein eigenes Handeln an den Imperativen der

<sup>99</sup>Die Mutter ist während des Interviews mit Küchenarbeiten beschäftigt und schaltet sich gelegentlich aus dem Hintergrund ins Gespräch ein.

Politik. Hierbei nimmt er auch auf die gleichsam officialisierten Stigmatisierungsstrategien Zugriff: „Die Bauern machen die Natur kaputt“. nach drei Wochen kommen sie wieder mit dem Mäher und dann wird das immer ripp rapps und nachher kommt wieder der, kommt, mit dem Fass kommen sie wieder, düngen und machen. Seine Polemik kann indessen auch alternativ gelesen werden: Indem er sich gegenüber den anderen als der ‘Ökologischerer’ darstellt, bewältigt er ein innerbäuerliches Statusproblem. „Ihr seid zwar grösser als ich, ich aber gehe dafür anständiger mit der Natur um.“

Im individuellen Selbstverständnis von Hans und seiner Mutter fällt der Arbeit in und mit der Natur eine konstitutive Bedeutung zu. Die Bindung an die Natur, die Hans’ aktive Bindung an den Hof nicht unwesentlich motiviert, kommt explizit in seiner Skizzierung des Bauernberufs zum Ausdruck. Hans redet nicht vom ‘Markt’ wie Georg, er redet nicht von ‘Freiheit’ wie Simon und nicht von der ‘Familie’ wie Ernst, in *seinen* Ausführungen ist von der ‘Natur’ die Rede.

I: Wenn Du jetzt mal so müsstest beschreiben, was ist das für ein Beruf, Bauer sein? Was gehört da dazu?  
 H: Ja beschreiben, //I: (lacht)// der Bauernberuf ist alles (lacht). //I: Ja// Der, ja, den Beruf beschreiben, also hauptsächlich ist sicher einmal das um das Vieh herum und das Land, //I: Ja// da hier ist sicher afä einmal der, die Landschaftspflege auch //I: Ja// und die Tierliebe und züchten so und nachher eben, ich hab jetzt sehr grosses Interesse am züchten, //I: Ja, ja// nicht irgendwie an so Mast oder so, //I: Ja// und nachher, da gibt es natürlich manches, da tut man mauern, zwischendurch, da bist du im Holz, arbeitet man, //I: Ja// das ist, also sehr viel verbunden, und //I: Ja//  
 Mutter: **Die Natur einfach**, //I: Ja// in der Natur draussen zu sein, //I: Ja// das ist noch

#### 7.4 Hans’ spontane Politische Ökonomie

Hans weiss, dass er wegen seiner erschwerten Produktionsbedingungen auf dem Markt kaum konkurrenzfähig ist. Sein Betrieb ist von staatlichen Zuschüssen abhängig. Konsequenterweise bestimmt er die gesellschaftliche Funktion der Berglandwirtschaft zuerst über ihre ökologischen Leistungen: wenn man dann mit diesen Bauern würde abfahren, das würde ja überwuchern, verstüdlä, und //I: Ja, ja, ja// .. Erosion noch und noch.

Dennoch bereitet es ihm immense Schwierigkeiten, sich ausschliesslich als ein Produzent von Kollektivgütern zu verstehen.

I: Also Du denkst, dass, sicher eine Funktion von den Bauern ist dann eben auch, dass die eben die Nahrungsmittel produzieren, oder, und nicht nur einfach, ehm?  
 H: Ja also nur, nur um dass es schön ist zum anschauen, //I: Ja// ich meine, man soll an etwas Freude haben, und eh etwas produzieren, wo man sieht, da da, man hat etwas gemacht. //I: Ja// ...  
 I: Ja.

Sinn und Wert der bäuerlichen Arbeit realisieren sich in ihren physisch sicht- und greifbaren Erzeugnissen. Dass für Hans mit der Erbringung abstrakter, ökologischer Leistungen noch nicht die *ganze* Freude am Bauern verbunden sein kann, verweist auf den subsistenzlogischen Hintergrund seines Habitus’. Als Bergbauer steht er jedoch vor besonderen Legitimationsproblemen. Sein produktiver Beitrag zur gesellschaftlichen



‘Subsistenz’ ist nicht nur klein. Weil er *unter Marktbedingungen* schon seine eigene ‘Subsistenz’ nicht sichern kann, ist Hans’ Existenz in einer wohlfahrtstheoretischen Betrachtung (sofern man vom gesellschaftlichen Nutzen aus dem Konsum von Kollektivgütern absieht) volkswirtschaftlich ineffizient.

Hans wählt zwei Argumentationsstrategien, um seine Existenz als bergbäuerlicher Kollektivgüterproduzent *und* als ein ernstzunehmender Produzent von privaten Gebrauchsgütern wider die ökonomische Logik des Marktes zu begründen. Er entwickelt zum einen *ironisch* die Phantasie eines autarken Schächentals (1) und entwirft zum anderen verschiedene Krisenszenarien, unter denen die Schweiz als ein autarker Reproduktionszusammenhang gleichsam wiederhergestellt wird (2). Unter Bedingungen der Krise leistet jeder einzelne Bauer einen substanziellen Beitrag zum Überleben der Nation, unabhängig davon, ob dieser Beitrag unter Marktbedingungen auch verwertbar wäre.

(1) Die Konturen einer traditionellen Familienwirtschaft, in der ‘Hausfrieden’ herrscht, umreißt Hans wie folgt:

I: Was denkst Du, ist es in der Vergangenheit einfacher gewesen, zu bauern oder ... schwieriger?

H: (lachend) Ja, eigentlich einfacher ist es sicher gewesen. //I: Ja// Da haben sie ja, ja die, sind ja ganze Familien haben können daheim sein, sie haben sicher, den Luxus haben sie ja nicht gehabt, den man heute hat, das ist ja klar, und auf diesen Luxus ist man heute einfach angewiesen, //I: Ja// aber duä (=damals) haben sie irgendwie, ja, sie haben den Frieden gehabt, und wenn sie etwas zu Ess- das ist die Hauptsache gewesen, dass sie zu Essen gehabt haben. //I: Ähä //

Dass sich das Modell einer geschlossenen Hausökonomie nicht auf die heutige Zeit übertragen lässt, ist Hans klar. Dennoch: Obwohl man heute auf Luxus einfach angewiesen ist, hat das Modell für Hans seinen Reiz noch nicht ganz verloren. Auf die Frage, ob er nicht Angst davor habe, das gesellschaftliche Bewusstsein über die Notwendigkeit der Berglandwirtschaft könnte schwinden, antwortet er ironisch:

H: Eben, wenn das den Leuten bewusst ist, dass da hinten nicht einfach kann ein Riegel geschoben werden, irgendwo da draussen würde sagen, die da hinten gehen uns nichts mehr an, //I: Ja// das hab ich, vor dem hab ich jetzt persönlich nicht gross Angst.

I: Hast Du nicht Angst,

W: Nää!

I: also hast das Gefühl, das wird auch in Zukunft

H: <<I: noch da sein, dieses Bewusstsein>> Ja das muss einfach irgendwie. .. Ja irgendwie, ja und die wären nicht so schnell zu vertreiben (lacht)

I: Ja. (lacht)

H: (5 (lustig!)) ... Sonst bleiben wir dann allein da hinten für uns, wenn wir noch zu Essen haben, reicht es uns dann schon (lacht)

I: (lacht)

(2) Auch Hans diagnostiziert ein „Erlöschen des Produktionsprozesses in der Ware“. Er führt den gesellschaftlichen Einstellungswandel gegenüber den Bauern direkt auf ein Schwinden der *Wertschätzung* ihrer Produkte zurück.

H: (...) Aber es gibt sicher ein Haufen solche, die denken: Jaa, wegen diesen Bauern da, die wir da noch haben und so, die braucht es doch gar nicht mehr, man könnte doch alles da importieren. //I: Ja, ja// Und für das, also dort hat es jetzt solche, die hab ich einfach das Gefühl, die haben eine Wand vor dem Kopf, das das kann doch einfach nicht gehen, //I: Ja// das ist eh, eben, wir reden’s ja nicht davon, aber wenn es

jetzt Krieg gibt, ich will dann schauen, wieviel dass sie dann noch importieren. //I: Ja, ja, ja// Und die, die mei-, ein Haufen wissen einfach nicht, woher, dass diese Nahrungsmittel kommen, wenn sie vielleicht echli Milch trinken, die meinen, das käme vielleicht noch zu einem Hahnen hinaus.

Dass Hans den *Ausnahmezustand* des Krieges braucht, um sich die Schweiz als einen geschlossenen Reproduktionszusammenhang vergegenwärtigen zu können, dokumentiert, dass seine spontane Politische Ökonomie nicht mehr vollumfänglich auf traditionellen Subsistenzdeutungen aufbaut. Ansonsten bräuchte er die kontrafaktische Konstruktion des Krieges nicht. Dennoch denkt er nach wie vor in den ökonomischen Kategorien des ‘Ganzen Hauses’. Deutlich zeigt sich dies im zweiten von ihm entworfenen Krisenszenario. Hans will nicht so recht glauben, dass die neuformulierte Agrarpolitik auf immer und ewig Bestand haben wird.

H: (...) Es kommt ganz auf die Umwelt auch drauf an, wie sich das entwickelt, ein Haufen, da ist ja da diese Ding, diese Konferenz da gewesen, wegen diesem eh, diesem Erderwärmung oder was da ist  
I: Klimaveränderungen, ja

H: Klimaveränderung, //I: Ja, ja// jawohl, da. Und da, ich meine, man hofft ja wirklich nichts Böses, aber wenn du jetzt da, angenommen es würde jetzt wirklich alles, diese Temperaturen würden jetzt steigen und so, //I: Ja// und da, der Boden bekäme das Wasser nicht mehr, das das er eigentlich braucht, //I: Ja// jetzt da hier ist ja wirklich, das ist ja nach Wunsch, //I: Ja// da kommt Gras und wächst und ist saftig, und wenn das dann einmal nicht mehr funktioniert, dass man da, da sind sie vielleicht wieder einmal froh um diese, die noch produzieren, die, die die Milch liefern und so. //I: Ja, ja// (...)

Unter radikalisierten Bedingungen der Knappheit, die eine Klimaveränderung mit sich brächte, wären nicht mehr nur diejenigen Produzenten gefragt, die die Nahrungsmittel am kostengünstigsten herstellen, sondern überhaupt *alle* Produzenten, die noch produzieren. Die ‘Ware’ (im Marxschen Sinne) würde sich gewissermassen in einen ‘Gebrauchswert’ zurückverwandeln. Nur durch die Nutzung *aller* verfügbaren Ressourcen könnte die Subsistenz der Weltbevölkerung gewährleistet werden.<sup>100</sup>

Sowohl bei der Kriegswirtschaft als auch bei der Klimakatastrophe handelt es sich um Krisenszenarien, mit denen Hans die Notwendigkeit (berg-)bäuerlicher Güterproduktion begründet. Wenn Hans sie in den ökonomischen Begrifflichkeiten des ‘Deutungsmusters Subsistenz’ ausleuchtet, heisst das nicht unbedingt, dass auch seine Deutung der gegenwärtigen Situation subsistenzialistisch sein muss. Seiner Ansicht nach haben sich die Schweizer Bauern durch die Herstellung von Nischenprodukten vermehrt dem Markt und dem internationalen Wettbewerb zu stellen. Er ist überzeugt, dass es für Schweizer Spezialitäten sogar im Ausland Märkte gibt. Unmittelbar an die obige Passage schliessen sich im Interview die folgenden Ausführungen an:

H: (...) Und wir haben Schweizer Produkte, die die sie im Ausland auch wollen, das ist einfach zum Teil auch sehr gefragt.

I: Also, denkst Du, in der Schweiz wird auch qualitativ gute Ware produziert;

<sup>100</sup>Neoklassisch altklug ist zu bemerken, dass auch und gerade unter den Bedingungen verschärfter Knappheit sich der Markt als der einzig effiziente Güterallokationsmechanismus erweisen würde. Ein tendenzieller Nachfrageüberschuss hätte Preissteigerungen zur Folge - die Bauern könnten „von dem, was sie *machen*“ wieder „leben“.

H: Ja sehr, sehr

I: bessere Ware als, als

H: Ja mou, jetzt vielleicht nicht alles, aber ein Haufen Ware, die sicher sehr gefragt ist, ja. //I: Ja, ja// Der Schweizer Bergkäse zum Beispiel, Käse hat es ja sicher in Hülle und Fülle, aber der Schweizer

I: Aber so Spezialitäten

H: Spezialitäten, wie sie jetzt auf einer Alp draussen gemacht werden, das ist gefragt. //I: Ja, ja, ja//

Der Interviewer deutet Hans' Nischenargument zu Beginn als ein generalisierendes Qualitätsargument: Du denkst, in der Schweiz wird auch qualitativ gute Ware produziert (...) bessere Ware. Er geht dabei von einer 'normalen' Erwartung aus: Hans hat bis anhin subsistenzlogisch argumentiert, seine Äusserungen werden also auch künftig als dieser Logik folgend zu verstehen sein. Die Möglichkeit eines Wechsels im Argumentationsmodus schliesst er vereinfachend - ganz im Stile einer alltäglichen Verstehensleistung - aus. Hans steigt auf sein Deutungsangebot jedoch nicht ein. Er behauptet nicht - wie der Interviewer es ihm unterstellt -, dass alles, was in der Schweiz produziert wird, besser sei - und die Leute deshalb auch bereit sein müssten, einen rechten oder gerechten Preis dafür zu entrichten. Er lässt sich vom Interviewer konsequent keinen subsistenzlogischen Auslegungsraster unterstellen. Stattdessen baut er sein nachfrage-theoretisches Nischenargument weiter aus: Spezialitäten, wie sie jetzt auf einer Alp draussen gemacht werden, das ist gefragt. Hans argumentiert *vom Markt her*.

Sein 'Begriff des Marktes' ist jedoch ein besonderer. Unter der 'Deregulierung' im Agrarsektor, die Hans entschieden befürwortet, stellt er sich Konkretes vor. Alle rechtlichen Regelungen, die bis anhin die Möglichkeit der Produktdirektvermarktung eingeschränkt haben, sollen abgebaut werden. 'Marktorientierung des Agrarsektors' bedeutet für Hans, seine Milch und sein Fleisch frei an Privatkunden verkaufen zu dürfen.

I: Vielleicht noch einmal zurück auf diese Diskussionen mit diesen Landwirtschaftsvorlagen, wie denkst denn Du über über diese ganze Entwicklung, dass man jetzt so will Richtung Ökologisierung gehen und Richtung mehr Markt und so?

H: Ja also vom. Der Markt, dass man da schon etwas macht, das finde ich schon in Ordnung, dass da der, eben diese Privatvermarktung ist schon viel im Vordergrund gestanden jetzt, //I: Ja, ja// dass da, das finde ich auch gut. Eine Zeit lang ist ja da sehr ein grosse Einschränkung gewesen, wenn da jemand privat hätte wollen Milch ausmessen oder so, //I: Mhm// da den Nachbarn so, da hättest du keinen Liter dürfen geben ohne Bewilligung vom Bund und da, wir persönlich haben jetzt auch ein Bewilligung angefordert //I: Mhm// und können das machen //I: Mhm// und das ist jetzt ja heute so, da ist jetzt auch ein Wochenmarkt in Altdorf unten, //I: Mhm// wo da diese Biobauern und da, die gehen dann mit ihrem Gemüse und so, Fleischwaren

I: gerade direkt

H: gehen sie direkt go vermarkten //I: Ja, ja// und das ist, find ich tip top so, das, die sollen da ihre Preise machen, die, die das Fleisch kaufen, ist es ja recht. //I: Ja, ja, ja//

Hans' Markt-begriff lässt sich wie folgt umreissen:

*Erstens:* Der Markt ist eine räumlich und zeitlich gebundene, gesellschaftliche 'Veranstaltung', für die die physische Kopräsenz der Akteure konstitutiv ist.

*Zweitens:* Der Markt gewährleistet die Sichtbarkeit des Zusammenhangs von Produktion und Konsum. Er wird durch die physische Gegenwart von menschlichen Produzenten und menschlichen Verbrauchern hergestellt.

*Drittens:* Auf dem Markt geht es um den Tausch von Gebrauchswerten (und nicht

um die Realisierung doppelt abstrakter<sup>101</sup> Tauschwerte)

*Viertens:* Auf dem Markt werden Preise gemacht. Sie entstehen nicht anonym. Die Preise des Marktes sind Marktpreise, weil sie durch das Spiel von Angebot und Nachfrage zustande kommen. Gleichzeitig sind sie (dem Schein nach) ‘gerecht’, weil sich Anbieter und Nachfrager qua ‘rationalem Diskurs’ auf sie geeinigt haben.

Vom *globalisierten Markt*, der seine bäuerliche ‘Existenz’ gegenwärtig bedroht, macht sich Hans keinen Begriff. Für ihn gilt, dass er alle zeitlichen und räumlichen Bindungen sprengt, dass er den Zusammenhang zwischen Produktion und Konsum (und die dahinter stehenden Akteure) unsichtbar macht, dass die Entstehung von Preisen als ein anonym und mysteriöser Vorgang erscheint und dass Gebrauchswerte sich schnurstracks in Waren (und Fetische - im Marxschen Sinne) verwandeln. Hans beklagt sich zwar, dass der Milchpreis ständig sinkt, führt dies aber nicht auf das anonyme Wirken eines abstrakten Angebots und einer abstrakten Nachfrage - auf die blinde Natur des Marktes - zurück. Auf *seinem* Markt werden Preise von vernünftigen *und* anständigen Menschen gemacht. Folgerichtig erhebt er gegen die ständige Senkung des Milchpreises Einspruch:

H: (...) da gibt es einem schon zu denken, einmal vor allem, wenn sie es dann immer noch möchten senken. .. Jetzt sind wir eigentlich schon recht tief und einmal sollte es dann da aufhören.

Zwar wird in der Schweiz der Milchpreis immer noch vom Bundesrat gemacht. Dass dieser jedoch mehr und mehr zum ‘Walrasianischen Auktionator’<sup>102</sup> wird, kann Hans aufgrund der Verhaftetheit seines Denkens im ‘Deutungsmuster Subsistenz’ nicht sehen.

Hans’ Begriff des Marktes ist zwar primitiv aber keineswegs naiv.<sup>103</sup> Er ignoriert zwar den globalisierten Markt, ist aber hinsichtlich einer künftigen Positionierung des Hofes äusserst tragfähig. Die Neuorientierung der Agrarpolitik eröffnet den Bauern die Chance, den Markt im Sinne einer räumlich und zeitlich konkreten, gesellschaftlichen Veranstaltung gleichsam neu zu erfinden. Hans’ Überlegungen zum Markt belegen,

<sup>101</sup>Damit Güter gemäss Marx überhaupt austauschbar und zu ‘Waren’ werden, bedarf es einer zweifachen Abstraktion: Einerseits muss von ihrer Substantialität und physischen Gestalt abstrahiert werden, da nicht Ungleiches gleichgesetzt werden kann: „Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedener Qualität, als Tauschwerte können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswert“. Andererseits muss von der konkreten Gestalt der in die Güter investierten *Arbeit* abstrahiert werden: „Mit dem nützlichen Charakter der Arbeitsprodukte verschwindet der nützliche Charakter der in ihnen dargestellten Arbeiten.“ (MEW 23, 49ff.) Ist es nicht interessant, dass junge Bauern in der Schweiz gegenwärtig Ähnliches diagnostizieren wie der alte Marx: *Der Produktionsprozess erlischt in der Ware?*

<sup>102</sup>Beim Walrasianischen Auktionator handelt es sich um eine fiktive Sozialfigur der neoklassischen Ökonomie. Eines ihrer Mysterien bleibt, wie denn eigentlich Marktpreise entstehen, wenn doch die konkurrierenden Anbieter alle ‘Preisnehmer’ sind, also nur über die produzierte Menge indirekt auf die Bildung des Marktpreises Einfluss haben. Unter Ökonomen kursiert das Gerücht, dass Firmen allmorgentlich den Walrasianischen Auktionator anrufen, um ihm die Menge bekanntzugeben, die sie zu produzieren beabsichtigen. Dieser legt dann, nachdem er sich einen Überblick über die Gesamtangebots- und Gesamtnachfragesituation verschafft hat, den Marktpreis fest, und gibt ihn den Firmen bekannt. Und die werden erneut überlegen, was sie zu tun gedenken - u.s.w.

<sup>103</sup>Naiv kann er schon deshalb nicht sein, weil auch die Modellwelt der neoklassischen Ökonomie auf ihm aufbaut.

dass das ‘Deutungsmuster Subsistenz’ ein Denken *vom Markt her* nicht prinzipiell ausschliesst. Bemisst man realistisch die neuen Handlungsspielräume eines Schweizer Bauernbetriebes, zeigt sich, dass ein ‘deutungsmusternaher’ Begriff des Marktes (einer, wie Hans ihn entwirft) sehr wohl eine erfolgreiche, bäuerlich-unternehmerische Praxis begründen kann. Konkret: Georg hat sich bei der Direktvermarktung seines Weines nicht um die Entwicklung der Weltmarktpreise, sondern primär um seine Privatkundschaft zu kümmern.

## 7.5 Kulturelle Verwurzelung und ‘spontane Soziologie der Moderne’

Simon und Hans reagieren auf die Frage, wie es sich denn eigentlich in ihrer Region leben lasse, vordergründig sehr ähnlich:

I: Wie ist das so, da oben aufzuwachsen, im Schächental?

**Hans:** Ja schön! (lacht)

I: Schön! (lacht)

**Hans:** Jaja, das ist, ich finde, das das ist, eben, diese Probleme, wo man manchmal hört, zum Beispiel äso, eben, angenommen, der Letten, oder, //I: Ja// das gibt es ja nicht mehr, //I: Ja, ja// ist ja geräumt worden, aber

I: Wie ist denn das hier oben, so auf einem Bauernhof aufzuwachen, aufzuwachsen im Jura?

**Simon:** Ja schön! (lacht)

I: Schön! (lacht)

**Simon:** Für mich! //I: Ja, Ja// Ich kann, ich kann mit der Stadt nichts anfangen. Ich wü.. Wenn ich einen halben Tag in die Stadt gehe, dann habe ich am Abend Migräne (lacht)

In einer oberflächlichen Betrachtung fällt zuerst die hohe Übereinstimmung der Reaktionsweisen von Hans und Simon auf. Beide finden es wie selbstverständlich schön, in ihrer jeweiligen Region zu leben und aufgewachsen zu sein. Beide kontrastieren spontan ihr ‘Leben auf dem Land’ mit einem ‘Leben in der Stadt’.<sup>104</sup> Bei genauem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass das ‘Leben in der Stadt’ für Hans und Simon auf eine je verschiedene Weise ein Problem darstellt. Während Simon von seinem individuellen Befinden her, gleichsam psychologisch, argumentiert, vergegenwärtigt sich Hans die Stadt-Land-Problematik von Beginn weg in soziologischen Kategorien. In den zwei unterschiedlichen Herangehensweisen an den gleichen Problemzusammenhang kommen deutlich zwei unterschiedliche Konzeptionen individueller Autonomie zum Ausdruck. Freiheit ist für Simon eine Freiheit des Selbst, eine innere Freiheit, die ein Stück weit auch die Unabhängigkeit von gesellschaftlicher Geschäftigkeit voraussetzt. Das Land hat gegenüber der Stadt den Vorzug, dass man hier als autonomer Einzelner seine Ruhe finden kann. Hieraus lässt sich folgern, dass den kulturellen und sozialen Aspek-

<sup>104</sup>Es fällt auf, dass beide, obwohl sie implizit nach ihrer Kindheit, nach dem ‘Aufwachsen’ gefragt werden, ‘Kindheit’ nicht thematisieren. Daraus zu schliessen, dass es sich bei Kindheit um eine soziale Konstruktion handelt, die auf dem Land schon deshalb nicht zustandekommt, weil Kinder von klein auf in den Arbeitsprozess integriert sind und nicht in einer aparten Kinderwelt leben, wäre kühn. Man könnte es trotzdem tun.

ten des Lebens auf dem Land in Simons Positionierung auf dem Hof, keine motivische Bedeutung zufällt. Konkret: Simon reitet lieber mit seinem Pferd über Land, als dass er am geselligen und kulturellen Leben seiner Region teilnimmt.<sup>105</sup> Das Leben auf dem Land bietet den idealen Rahmen für eine sozial mehr oder weniger freischwebende Existenz.

Hans' Bindung an den Hof (und das Schächental) ist demgegenüber wesentlich bauernständisch-kulturell motiviert. Das lässt sich daran ablesen, dass ihn die Frage der Integration und des Zerfalls kultureller und gesellschaftlich-gemeinschaftlicher Systeme zutiefst beschäftigt. Das Leben im Schächental ist deshalb schön, weil es im Schächental keinen Letten gibt. In Hans' Äusserung verbirgt sich weder eine konservative Anklage individueller Dekadenz, noch ein hämisch unreflektiertes Ressentiment gegen die urbane Kultur. Vielmehr bringt sich darin eine echte Besorgtheit über den Verlust gemeinschaftlicher Bindungen zum Ausdruck, die gemäss Hans' spontaner Soziologie ein individuelles Leben mittragen und es sinn- und freudvoll machen.

Am kulturellen und geselligen Leben des Tales und des Kantons nimmt Hans aktiv teil. In einer Ländlerkappelle spielt er die Handorgel. Im Dorftheater, wo sein Vater Regie führt, hat er auch schon mitgespielt. Mit der Ländlerkappelle sei man, sagt er, manche Stunde, manchmal bis tief in die Nacht hinein, unterwegs. Anderntags habe man dann gelegentlich Mühe, frühmorgens wieder in den Stall zu gehen. Im Interview schildert Hans ausführlich das bäuerlich-kulturelle Leben seines Kantons. Er erzählt von den verschiedenen Vereinsanlässen und den Chiuänä (=Pl. Chilbi), Pürächiuänä, so wie es eigentlich früher jeweils so etwa Tanz gegeben hat. Unaufhörlich und mit soziologischem Scharfsinn streicht er auch ihre besondere Qualität heraus. Man nimmt *als ganzer Mensch* an ihnen teil.

H: (...)und da kommst du, triffst du fröhliche Leute an, die tanzen //I: Ja// und festen, und sind nicht irgendwie, da sagst du, da geh ich jetzt, und ist dann gleich, was auf mich los kommt, //I: Ja// da sind wirklich die Leute, die dort anä kommen go losä, die haben Freude, und //I: Ja//

Offensichtlich hat Hans ein Modell verschiedener Grade individuellen Engagements<sup>106</sup>

<sup>105</sup>Selbstverständlich wäre jetzt zu prüfen, ob es in seiner Region ein solches gibt, wie es aussieht und inwieweit nicht auch Simons religiös und familienbiographisch bedingte 'Isolation' - sein Vater spricht ausschliesslich deutsch, obwohl er seit Jahrzehnten in einem französischsprachigen Umfeld lebt - ihn (objektiv *und* habituell) davon abhält, daran teilzunehmen. Es macht den Eindruck, als wäre die Familie auch im engsten Umkreis des Dorfes ziemlich isoliert, sofern im Dorf so etwas wie ein dörfliches Leben überhaupt stattfindet. Simons primärgemeinschaftlich-religiösen Bindungen kann ich einmal mehr aus Mangel an Material nicht die Bedeutung zumessen, die ihr wahrscheinlich zufällt.

<sup>106</sup>Der Begriff des Engagements wird hier strikt im Goffmanschen Sinne verwendet. In der *Rahmenanalyse* heisst es: „Doch der Rahmen schafft nicht nur Sinn; er schafft auch Engagement. Bei jeder Aktivität machen sich die Beteiligten gewöhnlich nicht nur ein Bild davon, was vor sich geht, sondern sie werden (bis zu einem gewissen Grade) auch spontan gefangengenommen, in Bann geschlagen. Zu jedem Rahmen gehören normative Erwartungen bezüglich der Tiefe und Vollständigkeit, mit der die Menschen in die durch den Rahmen organisierten Vorgänge eingebunden sein sollten.“ Gemäss Hans ist im Rahmen eines bäuerlich-geselligen Anlasses das *totale Engagement* gefordert. Böswillig könnte ergänzt werden, dass dies zumindest dem Schein nach so sein muss: „Engagement ist eine wechselseitige Verpflichtung. (...) So kann das ungehörige Verhalten des einen bei anderen etwas Ungehöriges auslösen. Und ob jemand nun zu wenig oder zu stark engagiert ist, er hat Grund, für den richtigen Schein zu sorgen, um störende

im Kopf. Ein Fest ist nur dann wirklich ein Fest, wenn alle sich *ganz* an ihm beteiligen. Es schliesst alle Formen der passiven, beobachtenden oder sonstwie *halbengagierten* Teilnahme von Beginn weg aus. Das wirkliche Fest grenzt Hans von anderen - urbanen - Kulturveranstaltungen ab.

H: (...) Äso, ja ich könnte es mir jetzt ämu, ich wü- ich weiss jetzt nicht, wenn ich vielleicht in Bern jetzt wär und man würde eine Chiui starten, irgend mit Ländlermusik oder so, da kämen Leute zusammen, die kennten einander wahr-

I: Die würden sich wahrscheinlich nicht kennen.

H: Eben! .. //I: Nein// das ist es halt. Und .. einfach, es könnte ja sicher ein schönes Fest geben, aber da hier, da kennt man jeden, und da geht, da nimmt man den anderen wieder go holen, //I: Mhm// und da wird etwas geredet da, ist man vielleicht miteinander in die Schule, oder, //I: Ja, ja// siehst einander am Sonntag in der Kirche. //I: Ja, ja// Das ist

Konstitutiv für ein echtes Fest, insbesondere eine echte Chiui, ist für Hans, dass die Leute total engagiert sind, was voraussetzt, dass sie sich *kennen*. In der Stadt ist die fundamentalste Bedingung eines fröhlichen, richtigen und unbeschädigten Lebens verletzt: Die Leute kennen sich nicht.

Das Leben in der Stadt fokussiert Hans als ein Fremder und entwirft (aus dieser privilegierten Position heraus) eine differenzierte Soziologie der Moderne. Hierzu versetzt er sich zuerst gedankenexperimentell in eine Stadt hinein. Er stellt sich selbst als ein Fremder her, „der versucht, sein Verhältnis zur Zivilisation und Kultur einer sozialen Gruppe zu bestimmen und sich in ihr neu zurechtzufinden“. (Schütz 1972, 53) Gleichzeitig wahrt er sich die Distanz des Soziologen: „Der Soziologe (als Soziologe und nicht als Mensch unter Menschen der er natürlich in seinem Privatleben bleibt) ist er der uninteressierte wissenschaftliche Betrachter der sozialen Welt. Er ist insofern uninteressiert, als er absichtlich nicht am System der Pläne, Mittel-Zweck-Beziehungen, Motive und Chancen, Hoffnungen und Befürchtungen teilnimmt, welche der Handelnde in der sozialen Welt benützt, um seine Erfahrungen und Erlebnisse in ihr auszuleben.“ (Schütz 1972, 54)

H: Draussen sind sie näher am Geschehen, //I: Mhm// wobei, sie wissen sicher eher auch, wie sie sich müssen verhalten. Wenn jetzt unser einer jetzt sagt, es käme einer, und sagte: He Du morgen musst Du .. nach Basel oder nach Zürich irgendwie so an einen Ort, tätsch - mitten in die Stadt hinein go wohnen, //I: Mhm// da hätte man sicher auch einmal, bis man sich akklimatisiert hätte, //I: Ja, ja, ja// das bräuchte viel.

Das Leben in der Stadt zeichnet sich für Hans durch eine grössere ‘Nähe zum Geschehen aus’. Die ununterbrochene, unüberschaubare Geschäftigkeit einer Stadt würde ihn *als Fremden* zuerst einmal überfordern. *Als Soziologe* begibt er sich auf die Suche nach den kulturellen Regeln, die das Leben einer Stadt steuern und es möglich machen, sich als Einzelner in ihr zurechtzufinden d.h. aktiv am Geschehen teilzunehmen. Hierbei kommt er zum Schluss, dass die subjektive Kompetenz des role-takings und der Rollendistanzierung die wesentlichste Voraussetzung dafür bildet, sich in einer Stadt bewegen zu können. Der Stadtmensch führt ein Set von Images, Rollen, Lebensstilen und lifestyle-

---

Wirkungen auf andere Beteiligte möglichst gering zu halten.“ (Goffman 1977, 376f.)

les mit sich herum, die er fungibel muss einsetzen können. Als *ganzer Mensch* ist er dem anderen unbekannt.

H: Ja. .. Und das eigentlich eine rechte Umstellung wäre, hab ich, also ich persönlich //I: Ja// schaue es jetzt äso an. //I: Ja// Mit den Leuten, die es gibt, und so.

Auf dem Land hingegen, in Gemeinden wie der seinigen, kennt jeder jeden, wenn du einen triffst, da salutiert man. Im Schächental gibt es die modern-urbane 'Grundfigur des neutralen Fremden' nicht.

„Ein elementarer Unterschied zwischen archaischen und modernen Gesellschaften besteht darin, dass in letzteren zum einen auch unter Bedingungen raum-zeitlicher Trennung der Subjekte sich das Strukturmodell reziproker *face-to-face*-Interaktionen erfüllen lässt und zum anderen auch dann, wenn die äusseren 'natürlichen' Bedingungen für eine *face-to-face*-Interaktion erfüllt sind, eine durch Begrüssung eröffnete Realisierung des potentiellen gemeinsamen Handlungsraumes nicht erfolgen *muss*, wenn Feindschaft zwischen den potentiellen Interaktionspartnern vermieden werden soll. Denn es gilt nunmehr der Grenzfall der Interaktion mit dem neutralen Fremden, mit dem man 'nichts zu tun' haben kann. Demgegenüber existiert in den archaischen Gesellschaften nur die Dichotomie der freundschaftlichen oder feindschaftlichen Beziehungen, und darin kommt zugleich zum Ausdruck, dass das Strukturpotential individueller Autonomie sich nur begrenzt realisieren lässt: Wenn man Feindschaft vermeiden will, ist man gezwungen, die Verpflichtungen von Freundschaft zu übernehmen, und wenn man diese gegenüber einer bestimmten Person unbedingt vermeiden will, muss man die Regeln der Feindschaft in Kauf nehmen. In dem Masse, in dem sich in der sozial differenzierten modernen Gesellschaft die Grundfigur des neutralen Fremden herausbilden konnte, erweiterten sich korrelativ dazu die Realisierungsmöglichkeiten des Strukturpotentials individueller Autonomie, wie sie exemplarisch in den Regeln der Begrüssung sich konstituiert. Nicht-Begrüssen bedeutet jetzt nicht mehr automatisch Feindschaft, sondern nur: einen möglichen Interaktionspartner im Status des neutralen Fremden zu belassen, was wiederum das Komplement dazu ist, innerhalb gewisser Grenzen die konkreten Subjekte für verpflichtende soziale Kooperationen aussuchen zu können.“ (Oevermann 1983, 242f.)

Konsequenterweise will der Interviewer nun wissen, ob Hans sich selbst durch den Umstand, dass im Schächental jeder jeden kennt, nicht eingeengt und unfrei fühlt. Hans ist sich offensichtlich der strukturellen Implikationen der Abwesenheit des neutralen Fremden in seinem Tal bewusst:

I: Ja, aber ist denn das manchmal nicht auch noch sochli eng, <<H: Es ist si->> dass man dann am Schluss wirklich << H: es ist si->> von jedem alles weiss, und dann wird wahrscheinlich auch viel geredet und so.

H: Es ist sicher da, (lachend) geredet und gerätschet wird viel, //I: (lacht)// jaja, das ist klar, und politisch ist natürlich, manchmal tramp man einander auf die Füsse. //I: Ja// Da ist vielleicht eben, was vielleicht in der Stadt drinnen wieder echli anders ist, da kennt man die persönlichen Seiten nicht äso von jemandem, oder, //I: Mhm, mhm// kennt einfach sein Auftreten, wenn er vielleicht politisch jetzt etwas, seine Meinung vertritt, //I: Ja// und da hier, wenn dann einer eine politische Meinung vertritt, dann kommt der andere sofort: Jah, der ist noch sochli so! (lacht) //I: (lacht)// und. .. Das ist dann afä sofort echli die Gefahr, dass man da dann Vorurteile macht, oder. //I: Ja-a// .. Aber sonst hat es manches schönes. So, ja ich könnte es mir

Hans liefert einen soziologischen Befund über die Entwicklung des Menschen in der Moderne. Mehr und mehr differenzieren sich verschiedene Images heraus. Die Bedeutung von Techniken der *Selbstdarstellung* nimmt zu: in der Stadt drinnen (...) da kennt man die persönlichen Seiten nicht äso von jemandem, oder, //I: Mhm, mhm// kennt einfach sein Auftreten. Dass man sich in der Stadt nicht immer gleich 'als ganzer Mensch' in Szene setzt, dass man sich selbst hinter partikularen und wechselnden Selbstdarstellungen verbergen kann,



nimmt Hans durchaus als einen Freiheitszuwachs wahr. Man ist nicht mehr ununterbrochen einer Fremdwahrnehmung und Fremdeinschätzung im 'totalen' Sinne von: Jah, der ist noch sochli so! ausgesetzt. Das eigene Engagement gegenüber anderen frei dosieren zu können, deutet Hans als einen Autonomiegewinn. Mit ihm geht jedoch auch, und dies scheint für Hans wesentlicher zu sein, ein Verlust von Gemeinschaft und Verbindlichkeit einher. Es graust ihn bei der Vorstellung, es an einer geselligen Veranstaltung nur mit neutralen Fremden und Goffmenschen zu tun zu haben. Anhand des Beispiels Letten weist er ausserdem implizit darauf hin, dass in die moderne Welt offensichtlich auch Defekte eingebaut sind.

„Mit der komplementären Ausdifferenzierung von neutralem Fremden und realisierbarer individueller Autonomie vollzieht sich strukturell zugleich die Differenzierung von Individuum und Gesellschaft, von Eigeninteresse und Gemeinwohlverpflichtung, von individueller Lebenspraxis und kollektiver gesellschaftlicher Praxis, und jetzt erst entsteht das Problem der Entfremdung komplementär zur strukturellen Entfaltung individueller Autonomie.“ (Oevermann 1983, 243)

Hans scheint bei der Reflexion seines eigenen Daseins, eines Daseins als Bergbauer im Schächental, ausgeprägte Objektivierungskompetenzen zu besitzen. Mit der Spiegelung der eigenen Existenz an der Existenz eines städtischen Goffmenschen dringt er, qua doppelter Verfremdung, 'verstehend' in eigene, lebensweltliche Sinnbereiche vor, ohne sie dabei kaputt zu machen. Hans und seine Mutter beweisen während des gesamten Interviews, dass ihre Fähigkeit der Selbstdistanzierung und *Selbstironisierung* sich auf eine gefestigte und unerschütterliche Identität abstützt.

I: Ist sonst noch irgend etwas wichtiges zu sagen, zu dieser Region da, was dir jetzt gerade würde einfallen, wo Du das Gefühl hast, das müsstest Du mir sagen, weil ich das wahrscheinlich nicht weiss.

H: (lachend) Ja, dass sie sicher eigene sind! (lacht)

I: Eigene?! (lacht) ... Ja sagt man das ihnen nach oder habt ihr selber das Gefühl, dass ihr eigene seid?

H: Ja, vielleicht echli, das ist eigentlich im Kanton Uri, jedes Tal ist echli ein spezielles Tal. //I: Ja, ja// Muss es sochli äso sagen.

Mutter: **Es tut einen einfach so bilden.**

H: Jaja, //I: Ja, ja// man wird äso aufgewachsen, wie die Eltern geben es einem weiter (lacht) //I: Ja, ja, ja//

Mutter: Aber ich finde es nicht schlecht (lacht)

I: Ja (lacht)

Das praktische Eingedenken der Natur (Es tut einen einfach so bilden) und der Tradition (man wird äso aufgewachsen, wie die Eltern geben es einem weiter), sowie die tiefe Verwurzelung in einer offenbar intakten ländlichen Kultur, sind für Hans ein Quell von Lust und echter Zufriedenheit. Weshalb sollte er seine engste Heimat verlassen?

## 7.6 Hans: Fazit

Die Ergebnisse der Fallrekonstruktion lassen sich wie folgt zusammenfassen:

(1) Hinsichtlich des Verhältnisses von Hofbindung und Autonomie treten im Fall Hans 'familiäre Konstellationen' gegenüber 'talgemeinschaftlichen Konstellationen' in den Hintergrund. Hans übernimmt den Hof nicht, weil er aufgrund familiärer Erwartungen 'an der Reihe ist'. (Er ist es schon deshalb nicht, weil er einen älteren Bruder hat.) Stattdessen fühlt er sich im kulturellen und gemeinschaftlichen Umfeld seiner engsten Heimat verwurzelt und als ganzer Mensch aufgehoben. Seine kulturelle Verwurzelung bildet das zentrale Motiv, den Hof in 'bergbäuerlicher Tradition' weiterzuführen.

(2) Diese bergbäuerliche Tradition strukturiert durchgängig sein Denken, Handeln und Urteilen. In Abgrenzung zum polit-ökologischen Offizialdiskurs, nimmt er an einem 'lebensweltlichen Ökologiediskurs' teil, in dem sich ökologische und ästhetische Urteile auf eine *primäre* Raum- und Zeiterfahrung abstützen.

(3) Hans spontane Politische Ökonomie kombiniert drei wesentliche Elemente: *Erstens*, ein Bewusstsein gesellschaftlicher Notwendigkeit hinsichtlich der Bereitstellung von Kollektivgütern. Er denkt hierbei implizit in den Kategorien einer ökonomischen Theorie des Marktversagens. *Zweitens*, ein durch kontrafaktische Subsistenzphantasien in Geltung gesetztes Bewusstsein gesellschaftlicher Notwendigkeit (hinsichtlich der Erzeugung von Nahrungsmittel). Er denkt hierbei in den Kategorien des 'Deutungsmusters Subsistenz'. Bäuerliches Schaffen ist nur dann sinn- und freudvoll, wenn aus ihm etwas Greif- und Sichtbares hervorgeht. *Drittens*, eine primitive Markttheorie, basierend auf dem Modell des Tausches von Gebrauchswerten bei physischer Kopräsenz der ökonomischen Akteure. Hans denkt '*deutungsmusternah*' vom Markt her.

(4) Aus seiner Verwurzelung in die Kultur der Talgemeinschaft, dem Vertrauen auf die gesellschaftliche Einsicht in die Notwendigkeit der Berglandwirtschaft sowie einer tiefen Zufriedenheit mit dem eigenen Dasein geht ein immenses *Gefühl der Sicherheit* bezüglich der Überlebensfähigkeit seines Betriebs hervor. Es macht nirgends den Eindruck, nicht realistisch zu sein.

## 8. Peter: Der traditional-offensive, bäuerliche Unternehmer

Peter, 27 Jahre alt, ist ausgebildeter Bauer und arbeitet vollzeitig als Zimmermann bei einem Holzbauunternehmer. Mit ihm hat er vereinbart, sich jederzeit frei nehmen zu können, wenn auf dem elterlichen Betrieb grössere Arbeiten anfallen:

P: (...) und eben, wenn wenn Pouletladen ist, dann habe ich sowieso frei, oder wenn eh Obsterntezeit ist oder wenn das Getreide nach ist, oder so, dann nehm ich einfach ein paar Tage frei oder eine Woche. Und von säben her habe ich ein gutes Verhältnis mit dem Chef und dann klappt das auch

Obwohl Peter in einem ausserlandwirtschaftlichen Anstellungsverhältnis steht, ist er seinem Selbstverständnis nach voll und ganz Bauer. Der Arbeit auf dem Hof fällt für ihn immer Priorität zu. Peter wird den elterlichen Bauernbetrieb voraussichtlich in ein bis zwei Jahren übernehmen und im Vollerwerb weiterführen.

Der Betrieb liegt in der Agglomeration von Frauenfeld, in einem ehemaligen Bauerndorf und umfasst etwa 15 Hektaren Land.<sup>107</sup> 11 Hektaren befinden sich im Besitz der Familie. Der Rest ist zugepachtet. Auf den ungefähr 8 Hektaren, die unter dem Pflug sind, werden Sommer- und Winterweizen, Gerste und Hafer, Mais, Raps sowie die Kontingentmenge von 30 Tonnen Zuckerrüben angebaut. Die Rüben werden in der nahegelegenen Zuckerfabrik weiterverarbeitet. Bis vor wenigen Jahren wurde auf dem Betrieb auch Tabak gepflanzt.

Der Betrieb hat ein Milchkontingent von ungefähr 50'000 Kilogramm Milch. Im Viehstall stehen 13 Kühe, sowie einige Jungtiere, die teils aufgezogen, teils gemästet werden. Die Einrichtungen des Stalles sind vor kurzem den aktuellen Tierschutzrichtlinien angepasst worden. Im Frühjahr und im Herbst werden die Tiere geweidet.

Der Betrieb liegt in einem traditionellen Obstbaugebiet. Peters Intensivobstanlage ist etwa 50 Aren gross. Er will sie demnächst auf Integrierte Produktion umstellen. Ausserdem stehen auf dem Hof etwa 100 Hochstamm- und Halbhochstammbäume. Die Obsternte wird zur Hälfte direkt vermarktet. Die Nähe zur Stadt sei diesbezüglich ein grosser Vorteil: Während der Kirschenzeit stelle man zum Beispiel einfach ein Schild an die Strasse. Das laufe dann wie ein Sauchog, sagt Peter. Vor allem Ausländerfamilien kämen die Kirschen jeweils selber ablesen.

In finanzieller Hinsicht sind der Obst- und der Ackerbau auf dem Betrieb von eher sekundärer Bedeutung. Peter schätzt, dass etwa die Hälfte des betrieblichen Bruttoertrags aus der Pouletmast fliesst. Auf Peters Initiative hin wurde der Betrieb vor wenigen Jahren um diesen Betriebszweig erweitert. Die Futterzufuhr, die Gewichtskontrolle sowie die Klimatisierung des Stalls sind vollständig automatisiert. Trotz hoher Anfangsinvestitionen liessen sich in der Pouletmast wegen des geringen Arbeitsaufwands (langfristig) relativ gute Erträge erwirtschaften. Für die Pouletmast ist Peter allein zuständig.

---

<sup>107</sup>Hinsichtlich Grösse und Bewirtschaftungsstruktur ist Peters Betrieb für seine Region typisch.

## 8.1 Die Familie und die Bäume

In der Wohnstube von Peters Haus, wo ich ihn am 25. März 1995 interviewe, hängt ein gerahmtes Bild. Es zeigt den Hof vor etwa 20 Jahren. Dort, wo heute der Pouletmaststall steht, wuchsen damals noch Bäume. Als sie dem Neubau zum Opfer fielen, hätte das den Vater sehr gereut, sagt Peter.

Den Bäumen fällt in der Biographie von Peters Familie eine eigensinnige, gleichsam leitmotivische Bedeutung zu. Ich frage Peter nach der Geschichte des Hofes: Das jetzige Wohnhaus sei vor etwa neunzig Jahren von seinem Urgrossvater erbaut worden. Man habe damals den Betrieb zwischen ihm und dem Bruder aufgeteilt. Der jetzige Betrieb sei seither kontinuierlich ein wenig gewachsen.

I: Also es ist mal eher ein kleiner Betrieb gewesen?

P: <<I: Der ist also (4)>> Jaa, das ist ist ein kleiner Betrieb gewesen, vier fünf Hektaren mal und und Obst produziert ist eigentlich da schon immer worden, mein Grossvater der ist eh, ganz ein Angefressener gewesen, der hat auch einen Haufen dann Hochstämme, die hat der immer gesetzt, //I: Ja// von denen wir jetzt schon viele wieder ausgerissen haben, da, und der ist auch Kursleiter gewesen,

I: Kursleiter?

P: ehm, Baumwärterkursleiter, //I: Ja, ja, mhm// der ist schon immer ein fanatischer Bäum- Bäumler gewesen. Und dann nachher als der Vater es übernommen hat, der hat dann diese Anlage gesetzt da unten, der ist eigentlich auch immer sochli auf Obst gegangen //I: Ja// und, ja, ich hab eigentlich auch Freude am Obst, ich hab auch den Baumwärterkurs gemacht und alles ..

Ja-a, eigentlich das Obst und die Milch ist eigentlich immer das gewesen, was dominiert hat da. //I: Ja, ja// nebst ein bisschen Ackerbau //I: Ja ja//, also, vielfältig ist es schon immer gewesen. //I: ja// Und früher ist einfach, ist amäl (= jeweils) noch ein Knecht umä (= da) gewesen ist und ein Melker umä gewesen, wie es amäl gewesen ist, oder, als du noch viel hast müssen von Hand machen. Und das hat man auch müssen abbauen mit der Zeit, oder //I: Mhm// diese Löhne hast du mit der Zeit auch nicht mehr können bezahlen, //I: Mm//

Ohne dass Peter direkt danach gefragt wird und ohne dass in den vorangegangenen Sequenzen davon die Rede war, kommt Peter in seinem Abriss über die Geschichte des Hofes (und des Bauerns insgesamt) zuerst auf die Obstbäume zu reden. Durch seinen spontanen (aber nicht zufälligen<sup>108</sup>) Einfall, Obst produziert ist da eigentlich immer schon worden, wird seine Erzählung erst richtig in Gang gesetzt. Er stellt sich selbst in eine Tradition hinein, deren kontinuierlich- und sinnstiftendes Motiv die Freude an der Baumwärterei und am Obstbau ist. Peters Handlungsorientierungen und Positionierungsleistungen können in der Folge nicht mehr losgelöst von diesem spezifischen, familien- (und regional-)biographischen Hintergrund verstanden werden.

Die Lebenszeit von Bäumen überdauert die Lebenszeit einer einzelnen Menschengen-

<sup>108</sup>In der sinnstrukturierten Welt gibt es keinen Zufall. - Zum Sinnbegriff der *Objektiven Hermeneutik* vgl. Oevermann (1993, 114ff.): „Der Sinnbegriff, mit dem hier operiert wird, bezieht sich nicht, wie sonst häufig unterstellt, auf ein in sich normatives, praktisch gebrauchtes Konzept für erfülltes oder praktisch-ethisch vernünftiges Leben, wird also nicht in der Bedeutung verwendet, die intendiert ist, wenn man etwa nach dem Sinn des Lebens oder dem Sinn einer angesonnenen praktischen Handlung fragt. Im Unterschied zu einem solchen funktionalistischen - und d.h. nicht-strukturalistischen Sinnbegriff, wie er in den Handlungstheorien unterschiedlicher Provenienz üblich ist, bezieht sich der Sinnbegriff der objektiven Hermeneutik auf Sinn als intelligiblen Zusammenhang möglichen Seins, wobei unterstellt ist, dass dieser intelligible Zusammenhang, zugleich immer eine hypothetische Kontruktion von erfah- oder denkbarer Welt, durch Regeln algorithmisch zwingend erzeugt wird.“(Oevermann 1993, 114)

neration. Sie sind Sinn- und Realbild einer auf Kontinuität ausgerichteten Familienbiographie. Indem Bäume einzelne Generationen überleben, stellen sie eine Verbindung zwischen den Lebenden und den Toten her. Sie sind und repräsentieren das, was in einer Hof- und Familiengeschichte identisch und 'lebendig' bleibt.<sup>109</sup> Wenn Bäume wieder ausgerissen werden, die der Grossvater gepflanzt hat, *muss* dies vermerkt werden. Die familien- und hofbiographische Kontinuität wird durch ein einendes und sinnstiftendes Motiv gewährleistet und strukturiert. Im Wechsel der wirtschaftenden Generationen bringt es wechselnde Gestalten hervor. Während der Grossvater verstreut über das ganze Land Hochstamm-Kulturobstbäume gepflanzt hat, unternimmt der Vater einen ersten, einschneidenden 'Disziplinierungs'-Schritt. Um die Arbeitsprozesse zu rationalisieren, baut er eine Baumschule mit Niederstammbäumen auf. In strukturanalytischer Betrachtung folgt dieser Schritt der Logik der 'internen' Modernisierung des Hofes. Peter wiederum wird die Intensivobstanlage des Vaters demnächst auf Integrierte Produktion umstellen. Sein Modernisierungsschritt bedeutet nunmehr eine Öffnung des Hofes auf den Markt hin. - In den sich wandelnden Praktiken des Obstbaus kommen also *auch* sich verändernde Modi bäuerlichen 'Unternehmertums' zum Ausdruck. Tiefenstrukturell liegt ihnen jedoch das identische, handlungssteuernde Motiv zugrunde. Es bringt sich in Peters, des Grossvaters und des Vaters Freude am Obst zum Ausdruck.

In seinen Ausführungen zur Hof- und Familiengeschichte reflektiert Peter die untrennbare Einheit von Kontinuität und Innovation, von Traditionalität und Moderne in der *bäuerlichen* Landwirtschaft. Im Obstbau und in der Milchwirtschaft hat sich Wesentliches verändert. Hochstammbäume, Melker und Knechte sind nach und nach vom Hof verschwunden. Im gesellschaftlichen Prozess der Modernisierung sind sie die Verlierer. Meist hat Peters Familie im richtigen Augenblick die notwendigen Anpassungsleistungen vollbracht - obwohl das nicht immer schmerzlos war: Als Peter, als einer der letzten, einen Pouletmastvertrag abschliessen konnte, mussten dem Stallneubau Bäume weichen. Der Vollzug von Modernisierungsleistungen erklärt jedoch den bisherigen Erfolg von Peters Hof allein noch nicht. Ebenso ausschlaggebend ist der Umstand, dass durch alle Modernisierungsschritte hindurch immer ein identisches, 'primär-ökologisches' bzw. 'traditionales' Motiv zum Tragen kommt. Die Leute, die auf dem Hof wirtschafteten und wirtschaften, haben Freude am Umgang mit der 'Natur'. Objektiv hat dies zur Folge, dass auf Peters Hof natürliche Ressourcen genutzt aber nicht übernutzt und zerstört werden.

Nicht nur an den *objektiven* Folgen des primär-ökologischen Motivs, auch an den von ihm gesteuerten und 'motivierten' *subjektiven* Handlungsorientierungen lässt sich die immense Bedeutung, seine 'Überdeterminiertheit', ablesen. Gegenwärtig stellt es sicher, dass Peter, obwohl er voll im 'Erwerbsleben' steht, seine künftige 'Existenz' voll und ganz auf dem Hof sieht und dass der Hof für ihn - schon jetzt - immer an erster Stelle steht. Obwohl Peter seit seinem Lehrabschluss immer ausserhalb des Hofes gear-

---

<sup>109</sup>Gleiches gilt im Prinzip für die 'Natur auf dem Hof' insgesamt, die (gemäss Marx und Bourdieu) *den erbt, der sie erbt*. Den Bäumen fällt nichts desto trotz eine Sonderstellung zu: Während die restliche 'Natur auf dem Hof' zyklisch stirbt und wiederaufersteht, wachsen Bäume stetig weiter. Sie haben ein 'ewiges' Leben. Nicht zufällig erstellen sich Familien einen *Stammbaum*.

beitet hat<sup>110</sup>, zieht es ihn ‘natürlich’ auf den Hof zurück.

Im folgenden sollen aus dem Interviewmaterial heraus die ökologischen und traditionellen Motive, die Peter an den Hof binden, präziser umrissen werden (8.4). Ausserdem zeige ich, dass Peter eine Schwellenfigur zwischen einem ‘traditional bäuerlichen’ und einem ‘modern bäuerlichen’ Unternehmer darstellt (8.3). Peter ist ein aufgeklärter Mensch und verfügt über einen ‘rationalen Habitus’(8.2).

## 8.2 Der ‘rationale Habitus’

Aus der längeren Anfangssequenz des Interviews geht hervor, wie Peter sich reflexiv Entscheidungssituationen zurechtlegt: Er vergegenwärtigt sich eine Unmenge entscheidungsrelevanter Informationen, bestimmt die wählbaren Optionen und antizipiert die Konsequenzen ihrer Wahl.

Der Interviewer fragt Peter zu Beginn des Gesprächs nach seinen spontanen Reaktionen auf die Ablehnung der Agrarvorlagen vom 12. März. Ja, also zum ersten, ich bin mal enttäuscht gewesen, sagt Peter. An die Offenlegung seiner damaligen Gefühlslage schliesst sich eine ausführliche Erörterung der zweiten Agrarvorlage an: Sie betrifft die Liberalisierung des Milchkontingenthandels. Anhand eines experimentellen Rollenspiels vergegenwärtigt sich Peter die Konsequenzen einer Liberalisierung: Was hätte die Liberalisierung für *mich* bedeutet, wenn ich mich als einen *potentiellen Käufer* von Milchkontingenten denke, und was hätte sie bedeutet, wenn ich mich als einen *potentiellen Verkäufer* von Milchkontingenten denke? Anfänglich weist Peter die Rolle des *potentiellen Verkäufers* einem Kollegen zu. Er reflektiert sein eigenes Entscheidungsproblem am Entscheidungsproblem eines anderen. Denn: Sich selbst als einen *Verkäufer* von Milchkontingenten zu sehen, impliziert, sich selbst als einen zu sehen, der den Hof oder zumindest die Milchwirtschaft aufgibt. In dieser Direktheit kann Peter die Frage der Hofweiterführung, die sich ihm *objektiv* stellt, nicht thematisieren: *Er hängt an seinen Kühen*. Um sie dennoch zur Disposition stellen zu können, (er-)findet er einen, der sie bereits fallengelassen hat. Der Kollege - die Figur des *Verkäufers* also - will auswandern<sup>111</sup>. Um sich die neue Farm finanzieren zu können, hat er ein Interesse daran, sein Kontingent möglichst frei und teuer verkaufen zu können. Peter hingegen - als potentieller *Käufer* von Milchkontingenten - steht der Liberalisierung eher skeptisch gegenüber. Er schätzt seine Chancen für gering ein, als Kleinbauer mit beschränkten finanziellen Ressourcen auf dem freien Markt an zusätzliche Kontingente herankommen zu

<sup>110</sup>Peter hat zwei Auswärtslehrjahre gemacht und anschliessend als Betriebshelfer gearbeitet. (‘Betriebshelfer’ werden von einer zentralen Vermittlungsstelle für befristete Einsätze, z.B. während des Militärdienst des Betriebsleiters, an Bauernbetriebe *vermietet*.) Nach einer längeren und einigen kürzeren *privaten* Anstellungen auf verschiedenen Betrieben, bot ihm sein jetziger Chef die Stelle als (Hilfs-) Zimmermann an. Bei ihm arbeitet er seit nunmehr sieben Jahren.

<sup>111</sup>Der etwas despektierliche Ton in Peters ausführlicher Schilderung des Falls weist darauf hin, dass er den Kollegen für einen Illusionisten hält. Das *muss* er auch. Immerhin gibt dieser - ob leichtsinnig oder nicht - seinen Hof auf.

können.

Durch die eindeutigen Rollenzuweisungen verstrickt sich Peter in einen Widerspruch: Weshalb nämlich ist er über die Ablehnung des freien Milchkontingenthandels enttäuscht gewesen, wenn er sich selbst doch eindeutig in der Rolle des Käufers (mit wenig Chancen auf dem Markt) sieht? Auf ein kurzes Nachhaken des Interviewers hin: Also für Dich ist dieser Milchkontingenthandel an sich fast die wichtigste Vorlage gewesen?, bestätigt sich die naheliegende Vermutung, dass nicht etwa nur auf dem Hof des Kollegen, sondern auch auf Peters Hof die Milchwirtschaft zur Disposition steht. Die Rolle des *Verkäufers* ist Peter nicht fremd, obwohl er sie einem Fremden zuweist.

Nachdem es durch die minimale Intervention des Interviewers unmöglich geworden ist, das eigene Entscheidungsproblem als das Entscheidungsproblem eines anderen darzustellen, legt Peter die Problemlage seines Betriebs offen dar. Das Vorspiel, so lässt sich im Nachhinein festhalten, hatte die Funktion, Normalitätsunterstellungen hinsichtlich der Aufrechterhaltung der Milchwirtschaft sachte und behutsam zu 'rationalisieren'. Mit anderen Worten: Bevor sich eine rationale Auseinandersetzung eines Entscheidungsproblems durchsetzen kann, müssen auf dem Hof (und nicht nur da) 'traditionale' Normalitätsunterstellungen in Frage gestellt werden. Die *Selbstverständlichkeit* der Hofweiterführung muss dekonstruiert werden, damit ihre *Möglichkeit* rational geprüft und erörtert werden kann. Die Anfangspassage des Interviews dokumentiert die Dekonstruktion von Normalität, die Peter real vornehmen musste, bevor er sich als ein 'rationaler Akteur' formieren konnte.

I: Also für Dich ist dieser Milchkontingenthandel an sich fast die wichtigste Vorlage gewesen?

P: Ja-a. Von mir aus gesehen schon eigentlich. Weil, eh, wir auch einmal ein bisschen vor dieser Frage gestanden, wir haben auch .. eh 60'000, nicht ganz 60'000 Kontingent, oder, wenn man/wir mal müssten aufhören, dann könnte man das auch noch zu einem anständigen Preis könnte man es verkaufen, //I: Ja// aber jetzt, wenn man's in Betracht zieht, dass man will, dass man will weitermachen und so, dann ist man eigentlich fast froh, dass das nicht geht, oder //Mhm, mhm//

I: Habt ihr

P: Also einer, der einen Kleinbetrieb hat, der einigermaßen probiert, sein Zeug zu verkaufen, //I: Ja// dass er echli Stutz auf die Seite bringt, für den ist es echli dümmer, oder. //I: Mhm, Mhm//

Der Interviewer ist ob Peters offener Unterbreitung der Option, den Hof oder die Milchwirtschaft aufzugeben, nun seinerseits irritiert. Sie stellt in einer *ihn* verblüffenden Weise in Frage, dass Höfe ewig weitergeführt werden bzw. dass zu einem Bauernbetrieb Kühe *selbstverständlich* hinzugehören.<sup>112</sup> Wie wenn es darum ginge, eine Regelverletzung zu ahnden, fragt er erstaunt:

I: Habt Ihr Euch denn irgendeinmal ernsthaft überlegt gehabt, ob man jetzt soll weitermachen oder ob man jetzt eher soll aufhören?

Peters Reaktion auf diese Frage dokumentiert von neuem die Rationalität seiner Ent-

<sup>112</sup>Weshalb der Interviewer sich irritiert zeigt, kann nicht abschliessend geklärt werden: Hat er von Peter derartige Äusserungen 'einfach' nicht erwartet, oder bringen Peters Ausführungen gar seine eigenen Unterstellungen von Normalität ins Wanken?

scheidungspraxis. Ohne im voraus einzelne Entscheidungsoptionen auszublenden, schildert er detailliert die gegenwärtige Problemlage des Hofes: Während des Baumwärtnerkurses habe man ihm gesagt, dass eine Spezialisierung des Betriebs auf wenige Anbaukulturen unausweichlich sei. Peter hingegen geht davon aus, dass sein Betrieb für Spezialisierungsexperimente zu klein ist:

P: (...) und dort stehen wir einfach an mit dem Spezialisieren, dem dem gross etwas machen, oder, sonst geht es wieder nicht mehr auf mit der Fruchtfolge, weil wir einfach zu wenig Land haben.

Gleiches gilt für die Umstellung des ganzen Betriebes auf Integrierte Produktion: Wegen der Pouletmast produziert der Betrieb zu viel Hofdünger pro Hektare Land. Deshalb, so Peter

ist einmal zur Diskussion gestanden, eher ob man wolle vielleicht Pouletmast machen, ackern und dann noch voll arbeiten daneben, oder //I: Mhm// .. noch sochli als Nebenerwerb, oder //I: Ja, ja //.

Peter geht bei der Frage nach der künftigen Bewirtschaftung des Hofes von einer objektiven Einschätzung der inner- und ausserhöfischen Verhältnisse aus. Er legt sich echte Entscheidungssituationen zurecht, wägt alternative Optionen gegeneinander ab, antizipiert ihre Konsequenzen, blendet dabei auch die Nebenerwerbsstrategie nicht aus und *fällt Entscheidungen*. Die Weiterführung des Betriebes ist weder Selbstzweck noch Selbstverständlichkeit.

I: Und wie sieht es jetzt aus, also

P: Also ich hab's jetzt das Gefühl, ich probiere es dann, in einem Jahr zwei will ich es mal probieren: Vollerwerb, nicht mehr arbeiten gehen daneben. //I: Ja, ja// und dann einmal schauen, wie sich alles entwickelt, mit den Preisen und allem, wie weit runter dass der Milchpreis noch sackt und auch sonst, die Ackerfrüchte und alles, //I: Ja// dann entscheiden, vielleicht, ja-a, ich meine, ich arbeite jetzt schon sechs oder sieben Jahre arbeite ich jetzt auf dem Holzbau, ich hab von dem her keine Probleme, könnte jederzeit wieder zurück, //I: Mhm// auf den Bau, oder eben auch, W+V da unten, Zügelunternehmen da, die suchen auch immer Leute, so tageweise, wo du könntest gehen arbeiten, also Möglichkeiten gäbe es schon, um nebenbei arbeiten gehen zu können. //I Mhm, mhm// ...

I: Aber eh, an sich hättest Du schon wirklich Lust, diesen Hof mal zu übernehmen?

P: Mmja, säb auf alle Fälle! Ja-a, ich habe Bauer gelernt, //I: Ja// und und das kann ich, oder //I: Ja-a, // und ich habe immer Freude daran gehabt, //I: Ja// aber hab einfach auch von Anfang an gewusst, wenn du nicht kannst vergrössern, dann hat es keinen grossen Spitz, oder, //I: Mm// weil das mit dem GATT und das Zeug, das kommt einfach, oder. //I: Ja, ja// Dann musst du einfach können vergrössern oder oder biologisch anfangen, und ich bin eher der Typ gewesen, wenn ich etwas mache, dann will ich auch etwas herausbringen, oder. //I: Ja, ja// Das haben sie uns auch gesagt, als als wir da IP-Kurse gemacht haben da, im Remiberg unten, ist der B. zu mir anä und hat gesagt: du, entweder lässt du drei vier Masten aus im Jahr oder dann kannst du es vergessen mit dem IP, oder, //I: Mm// dann hab ich gesagt zu ihm: Jwäh! Ich hab diesen Stall gebaut zum füllen, oder, zum Masten rauslassen, zum echli Geld verdienen, oder, //I: Mh// nicht zum zum die Hälfte Zeit leer lassen //I: Ja// Njä!, entweder machst etwas und dann machst du es recht, oder dann lässt du es gerade sein von Anfang an, oder. Darum hab ich dann gesagt: In diesem Fall: IP .. Adieu!, oder //I: Ja// und jetzt probiere ich es dann nächstes Jahr probiere ich es noch einmal, weil, eben wenn es ein bisschen mehr Land gibt da, können zupachten, dann sollte es dann etwa reichen. //I: Mhm//

Peters Entscheidung, den Hof im Vollerwerb zu übernehmen und ihn demnächst auf IP umzustellen, ist in der Zwischenzeit gefällt: Er will es mal probieren. Ausschlag hierzu hat



die begründete Erwartung gegeben, demnächst Land hinzupachten zu können. Auch unter den veränderten Verhältnissen bleibt er jedoch Realist: Der Erfolg seines Unternehmens macht er wesentlich von *externen* Variablen abhängig, insbesondere von der Entwicklung der Preise. Er behält sich vor, gegebenenfalls auf den unter Unsicherheit gefällten Entscheid zurückzukommen: Ich hab von dem her keine Probleme, könnte jederzeit wieder zurück.

Dass Peter den Hof nicht um jeden Preis und nicht unbedingt in der bestehenden Form weiterführen will, dass er sich sogar explizit die Option offen hält, ihn aufzugeben, legt ihm der Interviewer erneut als eine Regelverletzung oder zumindest als ein Zaudern aus: Aber eh, an sich hättest Du schon wirklich Lust, diesen Hof mal zu übernehmen?

Der Interviewer scheint mit der folgenden 'Spontantheorie'- einem gleichsam subsumptionslogischen Modell folgend - an seinen Interviewpartner herangetreten zu sein:<sup>113</sup> Entweder ist man mit Leib und Seele Bauer und lässt dabei den Kopf beiseite, oder man ist Bauer mit Kopf und opfert ihm den Leib und die Seele. Weil Peters 'rationaler' Entscheidungs- und Argumentationsstil nicht in sein dichotomes Konzept hineinpasst, hält es der Interviewer für fraglich, dass bei Peter so etwas wie eine 'Seelenbindung an den Hof' überhaupt vorliegt: Aber eh, an sich hättest Du schon wirklich Lust, diesen Hof mal zu übernehmen? In Peters Ringen um die richtige Entscheidung erblickt er die Preisgabe 'bäuerlicher Identität', während es sich bei diesen Ringen doch gerade um den Versuch handelt, sich *als Bauer* unter sich verändernden Handlungsbedingungen zukunfts-trächtig zu positionieren.

Schnörkellos klärt Peter die Sache nun auf. Er beginnt seine 'Seelenbindung' nicht zu 'rationalisieren', sondern stellt einfach fest, dass sie besteht: Mmmja, säb auf alle Fälle! Ja-a, ich habe Bauer gelernt, //I: Ja// und und das kann ich, oder //I: Ja-a//, und ich habe immer Freude daran gehabt //I: Ja// Peter ist mit Leib und Seele Bauer - und er ist es mit dem Kopf: Aber ich hab einfach auch von Anfang an gewusst, wenn du nicht kannst vergrössern, dann hat es keinen grossen Spitz, oder //I: Mhm// Er reflektiert die Bedingungsfaktoren seiner 'Existenz', schätzt sie realistisch ein und setzt alles daran, sie zu seinen Gunsten, soweit es in seiner Macht steht, zu beeinflussen: Er bemisst präzise seinen Handlungsspielraum und fällt in der Folge die 'richtigen' Entscheidungen.

Grundsätzlich stehen Peter zwei alternative Bewirtschaftungskonzepte zur Wahl: Die Vergrösserung des Betriebes und seine Umstellung auf biologischen Landbau. Für ihn ist die Sache insofern klar, dass die Umstellung auf biologischen Landbau einen Konflikt mit seiner bäuerlichen Habitusformation, d.h. seinem 'mit Leib und Seele Bauer

<sup>113</sup>Als Alltagsmensch, Gesprächsleiter und Forschungsinterviewer ist ihm das durchaus erlaubt, sofern bei der Analyse des Interviewprotokolls auch *sein* Part mitanalysiert wird. Problematisch würde die Sache erst dann, wenn der Interviewer mit einem standardisierten Fragebogen an den Fall herantreten würde, um seine spontane Theorie, die er in seiner nicht ausdifferenzierten Einheitsrolle als Alltagsmensch, Interviewer *und* Wissenschaftler zuvor spontan entworfen hat, zu testen. Der Fall hätte keine Chance, ihn über allfällige Unzulänglichkeiten seiner spontanen Theorie aufzuklären. Als ein „empirischer Sozialforscher“ würde er die spontanen Vorstellungen erforschen, die er sich von der 'Wirklichkeit' macht und nicht die 'Wirklichkeit' selbst bzw. die Wirklichkeitsauslegung anderer.

sein', zur Folge hätte: Wenn ich etwas mache, dann will ich auch etwas herausbringen. Deutlich wird sichtbar, dass Peters Arbeitsethos seinen Hintergrund in den ökonomischen Motiven des traditionellen Subsistenzdeutungsmusters hat. Hinsichtlich der Sinnhaftigkeit bäuerlichen Handelns gibt es für ihn ein klares Entweder-Oder. Entweder machst du etwas, und dann machst du es recht, oder dann lässt du es gerade von Anfang an, oder. Der Entscheid gegen die Option 'biologischer Landbau' folgt nicht einem reinen Gewinnmaximierungskalkül. Als 'reiner', gewinnmaximierender Unternehmer, würde Peter folgendes tun: Er würde sich hinsetzen und kalkulatorisch bestimmen, ob die Direktzahlungen, mit denen er wegen der Umstellung auf biologischen Landbau zusätzlich rechnen könnte, die Ertragseinbussen der Umstellung - sie entstünden insbesondere durch den Verzicht auf die Intensiv-Pouletproduktion - finanziell kompensieren. Je nach kalkulatorischem Ergebnis würde er sich für oder gegen die Biologisierungstrategie entscheiden.

Für Peter hört das 'rationale' Kalkül da auf, wo die aus ihm abgeleiteten Handlungsmaximen seinem 'traditional-bäuerlichen' Wertverständnis zu widersprechen beginnen. Sein Bauersein mit Leib, Seele und Verstand gibt er einer rein *instrumentellen* Vernunft nicht preis.

### 8.3 Traditionale, insbesondere primär-ökologische Motive der Hofbindung

Dass ein Bauer ein modern-aufgeklärter Mensch und gleichzeitig von traditionellen Handlungsmotiven geleitet sein kann, leuchtet dem Interviewer nicht ein. Er neigt dazu, hinter Peters 'rationalem Habitus' eine Schwäche traditionaler Bindungen oder aber ein zauderhaftes Modernisierertum zu vermuten. In sein spontantheoretisches Dichotomisierungsmuster 'traditional' versus 'modern' passt Peter nicht hinein. Die subsumptionslogische Vorgehensweise beim Versuch, Peter zu verstehen, führt zu keinem sinnvollen Ergebnis. Sie ist eine notwendige Vereinfachung *alltäglicher* Verstehensleistungen; ein soziologisches *Verstehen* muss diese Vereinfachung jedoch rückgängig machen.<sup>114</sup> Bei Peters *traditionaler Form von Modernität* handelt es sich um eine kohärente Konstellation struktureller Variablen, die nur rekonstruktionslogisch erfasst werden kann.

Peters Erwerbs- und Existenzweise ist ein reales Krisenexperiment. Durch die 'Simulation' elementarer Regelverletzungen lässt sich die Gerechtigkeit sozialer Praktiken am radikalsten auf die Probe stellen. Der 'Gegensatz' von Peters realer 'Abwesenheit vom Hof' - sie verletzt die Elementarregel, dass ein Bauer auf dem Hof anwesend ist - und seiner emotional 'totalen Präsenz', macht deutlich, dass es starke Motive gibt, die ihn an

<sup>114</sup>Beim transkribierten Interview handelt es sich um ein Protokoll eines 'naturwüchsigen' Gesprächs. Es erstaunt deshalb nicht, dass beide Gesprächspartner Vereinfachungen dieser Art vornehmen. Der Interviewer ist ein Alltagsmensch, während der spätere Analytiker des Protokolls, auch wenn es sich bei ihm um die gleiche Person handelt, ein Wissenschaftler ist. Als Interviewer verletzt der Interviewer die Regeln alltäglicher Verstehensleistungen nicht. Als Wissenschaftler würde er die Regeln soziologischen Verstehens verletzen, wenn er den Fall bei seiner Analyse spontan für inkonsistent und widersprüchlich erklären - eine eigene Regelverletzung gewissermaßen dem Fall unterschieben würde.

den Hof binden.

Peters 'Abwesenheit vom Hof' ist ausserordentlich radikal. Er arbeitet nicht nur die volle 'Arbeitszeit' auswärts; zusätzlich ist Peter nicht passiv an den Hof gebunden. Reflexiv *objektiviert* er sich den Hof und hält seine Überlebensfähigkeit nicht unter *allen* Umständen für gesichert. Der Hof muss nicht um *jeden* Preis - und möglichst noch in seiner gegenwärtigen Form - weitergeführt werden. Unter diesen Voraussetzungen muss aus der Sicht des Interviewers im Fall Peter ein Defekt vorliegen: Wie ist es möglich, dass ein Bauer sich mit Peters Radikalität sowohl physisch als auch reflexiv vom Hof 'distanziert', ohne dass dabei seine Bindung an den Hof abbricht? Konsequenterweise geht der Interviewer in der Folge von der Hypothese aus, dass Peters Hofbindung so intensiv gar nicht sein kann. Dieser Hypothese liegt die Vorstellung zugrunde, dass ein Bauer nur auf dem Hof glücklich sein kann und dass er abseits vom Hof notwendigerweise unglücklich sein *muss*.

Dass Peter *gerne* als Zimmermann arbeitet, scheint die Gültigkeit seiner Hypothese zu belegen: „Der Mann ist Zimmermann - *also nicht Bauer*.“ Es gibt also auch nichts, was ihn an den Hof bindet. - Ganz allerdings will der Interviewer seinen Fall noch nicht fallen lassen. Er gibt ihm gleichsam eine letzte Chance. Zum wiederholten Mal fordert er Peter auf, seine 'Bauernseele' nun endlich auf den Tisch zu legen: Aber trotzdem, für Dich ist das schon immer wichtig gewesen, dass Du eben nebenbei noch den Hof hast, oder //P: Ja-a// und dass das //P: Ja-a//auch wirklich etwas ist für die Zukunft, oder//P: Ja-a//, dass

Die Textpassage, in der dies alles geschieht, schliesst sich unmittelbar an die bereits zitierte Passage an, wo Peter vom guten Verhältnis mit dem Chef redet:

I: Ja, dann kannst Du Dich so einrichten.

P: Mhm. Und von säben her ist eben eh der Schritt eben zum zum Zimmern, und ich hab immer schon gern mit Holz gearbeitet schon während dem Remiberg, und früher schon amä im Holz herumgebastelt und so, mir gefällt das noch gut //I: Ja, ja, ja// .. Klar, es ist relativ streng. Gestern haben wir auch in B. oben haben wir einen grossen Block aufgerichtet, da merkst du amä schon am Abend, dass du auf den Stümpfen bist und echli am Rücken hast, oder//I: ja, ja// Aber eh, läuft amal (= auf jeden Fall) etwas; siehst etwas, siehst am Abend, oha!, es ist wieder etwas gegangen!, das Stühli steht oben dort! Macht schon Freude. //Ja, ja// Ja-a.

I: Aber trotzdem, für Dich ist das schon immer wichtig gewesen, dass Du eben nebenbei noch den Hof hast, oder //P: Ja-a// und dass das //P: Ja-a//auch wirklich etwas ist für die Zukunft, oder//P: Ja-a//, dass

P: Ja, also

I: Du später einmal

P: ich geh jetzt auch immer vor und nach dem arbeiten gehe ich zuerst in den Stall, oder //I: Ja, ja// und wenn ich einmal säb nicht mehr könnte, .. jah-a, säb würde es mich schon echli anscheissen, oder // I: Ja, ja// .. wenn ich bloss noch voll könnte arbeiten gehen, oder, weil eh, der Umgang mit den Viechern und alles, und, das gefällt mir schon noch, auch mal einen Tag lang auf den Karren rauf hocken, echli ackern und fuhrwerken, das mache ich uhh huärä gern, oder, das .. das mach ich noch lieber als zimmern //I: ja// .. Em ....

Peters Ausführungen werden der Aufforderung des Interviewers, sich doch bitte als 'echter' Bauer zu outen, nun endlich gerecht. Peter schlägt einen tief emotionalisierten Ton an, wenn er bekennt: und wenn ich einmal säb nicht mehr könnte, .. jah-a, säb würde es mich schon echli anscheissen. Es ist die Freude am Umgang mit den Viechern, dem ackern und fuhrwerken, was Peters ganze Existenz auf den Hof ausrichtet. Seiner Bindung an den Hof liegt ein primär-ökologisches Motiv zugrunde. Es ist dermassen stark, dass Peters 'Abwe-

senheit vom Hof' für sein bäuerliches Selbstverständnis bedeutungslos wird. Nur ein kleiner und dennoch nicht unbedeutender Teil dessen, was sein Leben sinnvoll macht, lässt sich in der Erwerbsarbeit als Zimmermann verwirklichen. Sie ist seiner 'Existenz' als Bauer in dem Sinne verwandt, dass sie sichtbare Spuren hinterlässt - das Stühli steht oben dort! - und man es mit Natur (mit toten Bäumen) zu schaffen hat. Ganz glücklich kann ein Bauer als Zimmermann jedoch nicht werden. Es fehlen die Tiere, der Boden und die Bäume.

Peters traditionellen Bindungen an den Hof sind weitgehend primär-ökologischer Natur. Dennoch - und vielleicht gerade deshalb - distanziert er sich entschieden vom polit-ökologischen Offizialdiskurs. Ökologie ist bei ihm eine *primäre* Handlungsorientierung. Sekundäre Rationalisierungen 'ökologischen' Handelns - sei es in der Form der Idyllisierung bäuerlichen Lebens oder in der Gestalt 'ökologischer' Prophetie - sind Peter fremd und suspekt. Auf dem Wege der Rationalisierung verlieren ökologische 'Motive' ihren authentischen Charakter. Peters Einschätzung des biologischen Landbaus fällt denn auch differenziert aus. Für ihn gibt es zwei Typen von Biobauern.

P: es gibt sicher solche, die die auch Initiative haben, die Sachen probieren und //I: Mh// .. aber das sind nicht die, die da gross gehen go Kampagne machen.

Für ihn selbst stellt der biologische Landbau keine wählbare Option dar. Die Integrierte Produktion hält er für den richtigeren Weg. Er umschreibt ihn wie folgt:

P: Man tut einfach nicht mehr wie früher einfach gegen alles Raddibutz alles spritzen, oder, beim Obst auch so, wenn du jetzt, ja, eh, I- also bio-, IP mitmachst, dort musst du einfach alle Wochen mindestens einmal musst du einmal go kontrollieren, was für Viecher du hast, was für Schädlinge dass du hast, dann musst du sie auszählen, zum Teil auch so .. Schmeckfallen, Lockstofffallen, musst du sie fangen und auszählen, //I: Mhm// und dann melden, und dann je nach dem sagen sie dann im Remiberg: ok, kannst etwas machen gegen das Zeug oder dann sagen sie: ja die Schadschwelle ist so gering, das lohnt sich nicht zum etwas machen, und säb finde ich, säb ist der richtigere Weg, als wenn man einfach sagt, man macht überhaupt nichts, oder. //I: Mhm, mm// Weil ein schorfiger Apfel ist auch nicht gesund zum essen, oder, diese Pilze und alles, //I: Mm// und säb sollte man schon ein bisschen schauen, dass man es dort auch noch ein bisschen im Griff hat, oder. //I: Mm//

Ökologie bedeutet für Peter nicht, dass man das Feld ganz der Natur überlässt. Die Natur *muss* bearbeitet werden. 'Richtige' Landbewirtschaftung unterstellt er drei Bewertungskriterien: Sie muss *erstens* nachhaltig sein, was den kontrollieren und dosierten Einsatz von Dünge- und Pflanzenschutzmitteln bedingt, sie muss sich *zweitens* betriebswirtschaftlich auszahlen, damit die Familie kann überleben, und sie muss *drittens* die Herstellung *gesunder* Nahrungsmittel zum Ziel haben. Diesen drei Kriterien wird die Integrierte Produktion gerecht, während dem biologischen Landbau - in seiner propagandistischen Variante - eine Phantasie zugrundeliegt: Die Natur stellt ganz von allein die (gesunde) Versorgung des Menschen sicher. Meist müssten die prophetischen Biobauern von ihrer Landwirtschaft gar nicht leben und ein schorfiger Apfel ist auch nicht gesund zum essen, bemerkt Peter. Es entspricht seiner bäuerlichen Erfahrung, dass erst aus der Kultivierung und Domestizierung von Natur Geniessbares hervorgeht. So hat Peter auch nichts gegen die 'echten' und initiativen Biobauern einzuwenden, die bei der Bearbei-

tung von Natur Sachen probieren.

Es liegt ganz auf der Linie seiner *bäuerlichen* Habitusformation, wenn Peter bemerkt, dass er bei einer Industrialisierung der Agrarproduktion nicht mehr mitmachen würden. Als bäuerlicher Agrarproduzent hat ihn denn auch die Propaganda im Vorfeld der Abstimmungen vom 12. März ziemlich vor den Kopf gestossen. Da hiess es doch, die Ablehnung der Vorlagen käme einem Votum 'Gegen Tierfabriken' gleich, während es doch gerade darum ging, die existierenden *bäuerlichen* Strukturen weitestmöglich zu erhalten. Peter stellt die Sache klar:

P: (...) Ein bisschen eine Grösse muss einfach sein, damit die Familie kann überleben, und ich hab das Gefühl, das ist, ja so ein paar Tausend [Legehennen: P.S.] musst du einfach haben, dass echli ein Einkommen kommt, oder, //I: Mhm, mhm// Das ist von mir aus gesehen noch kei- lange keine Fabrik! Wenn du dann einmal eben so x-tausend Viecher hast und dann I- eh, musst Angestellte haben, um das Zeug alles zu vermarkten, und und loszuwerden, dann, dann sage ich: Dann ist es eine Fabrik. Aber eh, wenn eine Familie von dem von einem von einem Betriebszweig lebt, wo es halt einfach ein paar tausend Viecher hat, Hühner oder eh, hundert Mastsauen, oder zweihundert Mastsauen oder oder Büffel oder so, dann ist das eine eine Anzahl, die du brauchst, einfach zum Existieren. Etwas musst du ja machen, sonst sonst, kannst ja nicht einfach ein bisschen von der von der Landluft leben, oder //I: Mm//

Gegen das Modell einer industrialisierten Landwirtschaft, wie Peter es im EU-Raum und in den USA verwirklicht sieht, hält er das Modell des bäuerlichen Familienbetriebs hoch. Und obwohl Peter seiner eigenen Praxis offensiv unternehmerische Motive zugrundelegt, würde er selbst eine Industrialisierung der Schweizer Landwirtschaft nicht mittragen.

I: Jaa. Und das wär dann schon etwas, was was Du nicht so würdest sehen?

P: M-m. .. Dann hören wir auf.

I: Da würdest .. Würdest Du da noch mitmachen?

P: Ö-ö!

I: Nicht, ja.

P: Für mich ist das Bauern immer noch ein bisschen, ja-a, sochli mit Land verbunden und nochli Bäume und chli alles, oder? //I: M// Nicht da industriemässig da .. derigi (=solche) Sachen. //I: Ja// .. Ich mein, Lebensqualität muss auch noch ein bisschen sein, oder! //I: Mm// .... M-m.

Ähnlich wie sich der Fall Peter hinsichtlich seiner dominierenden Handlungsorientierungen nicht in den Theoretisierungsraster 'traditional' versus 'modern' hineinzwängen lässt, steht er quer zum Stigmatisierungsschema des polit-ökologischen Offizialdiskurses: 'konventionell' - mit der Konnotation 'gegen die Natur' - versus 'ökologisch' - mit der Konnotation 'mit der Natur'. Während der Theoretisierungsraster 'traditional' versus 'modern' insofern brauchbar ist, als er die zu synthetisierenden Handlungsorientierungen analytisch benennt, handelt es sich beim Schema 'konventionell' versus 'ökologisch' um vollständigen Unsinn. Es beruht auf falschen Voraussetzungen bzw. der Unkenntnis realer Gegebenheiten. Der 'konventionelle' Bauer Peter hält - wie die grösste Zahl seiner 'Standesgenossen' und die offizielle Agrarpolitik auch - am Modell des bäuerlichen Familienbetriebes, d.h. einer nicht-industriellen Landwirtschaft fest. In ihm ist eine nachhaltige und 'naturnahe' Agrarproduktion *strukturell* angelegt.

#### 8.4 Peters spontane Politische Ökonomie

Ich habe den Fall Georg dem Typus des offensiv-modernen, bäuerlichen Unternehmers zugeordnet. Er konzipiert seinen Betrieb als ein marktorientiertes Familienunternehmen, macht seinen Erfolg vom Verwertungserfolg seiner Produkte abhängig und stimmt sein Angebot konsequent auf die Marktnachfrage ab. Auch bei der Verwertung produktion-sunabhängiger Leistungen ist ihm ein *Denken vom Markt her* eigen. Kollektivgüter wie die Besiedelung einer dezentralen Region, Landschaftspflege, eine extensivierte Produktion und die Schaffung ökologischer Ausgleichsflächen werden vom offensiv-modernen, bäuerlichen Unternehmer 'vermarktet' bzw. sichtbar gemacht.

Hinsichtlich der primär-ökologischen Motive, die sich sowohl bei Georg als auch bei Peter unter anderem in der praktischen und explizit deklarierten Orientierung am Modell des bäuerlichen Familienbetriebs zum Ausdruck bringen, unterscheiden sich die beiden Fälle kaum. Bei Peter treten sie etwas deutlicher hervor, weil seine aktuelle Erwerbssituation - seine 'Abwesenheit vom Hof' - sie stärker thematisch werden lässt. Gleich wie Georg verfolgt Peter offensiv unternehmerische Ziele: Vor wenigen Jahren hat er einen neuen, lukrativen Betriebszweig eröffnet, setzt bei der Obstverwertung auf Direktvermarktung und will langfristig die Betriebsfläche von 15 Hektaren mindestens verdoppeln. Gleich wie Georg hält er - auch aus ökonomischen Gründen - am Modell des Mischbetriebs fest, und wird, sobald es die Betriebsfläche zulässt, die meisten Betriebszweige auf Integrierte Produktion umstellen. Auf den ersten Blick also scheint auch Peter dem Typus des offensiv-modernen, bäuerlichen Unternehmers subsumierbar zu sein. Der einzige, für die Typenbildung wenig relevante Unterschied bestünde dann in den verschiedenen Techniken der (Selbst-)Darstellung: Während Georg dezidiert den Unternehmer herausstreicht und die primär-ökologischen Motive eher im Verborgenen bleiben, ist es bei Peter umgekehrt. Sichtbar ist bei ihm eine primär-ökologische Bindung an den Hof, während sein unternehmerischer Habitus sich mehr oder weniger latent in einem modern-aufgeklärten Argumentationsstil verbirgt.

Dennoch ist Peter kein 'offensiv-moderner, bäuerlicher Unternehmer'. Aus dem Interviewmaterial geht hervor, dass Peters offensives Unternehmertum noch weitgehend 'traditionale' Züge aufweist. In dreierlei Hinsicht wird sein ökonomisches Denken vom traditionellen Subsistenzdeutungsmuster gesteuert:

*Erstens* widerspricht die Erzeugung abstrakter, produktionsunabhängiger Leistungen seinem bäuerlichen Arbeitsverständnis. Direktzahlungen müssen in seiner Sicht durch einen arbeitsmässigen Mehraufwand gerechtfertigt sein (8.4.1).

*Zweitens* stützt sich Peters spontane Politische Ökonomie dominant auf eine objektive (Arbeits-)Wertlehre ab. Anstelle von Direktzahlungen fordert er bessere Preise. In seiner spontanen Politischen Ökonomie zeichnen sich jedoch einschneidende Brüche ab. Preis- und nachfragetheoretische Überlegungen fliessen wie selbstverständlich in sie ein, bleiben jedoch isoliert. Das scheinbar unverbundene Nebeneinander zweier nicht kompatibler, in sich selbst aber kohärenter (ökonomischer) „Denkplattformen“ (Mann-

heim), von denen aus Wirklichkeit wahrgenommen und gedeutet wird, ist typisch für Phasen des Umbruchs - und soziologisch deshalb ausserordentlich interessant (8.4.2).<sup>115</sup>

*Drittens* greift Peter, angesprochen auf die Funktion der Landwirtschaft in der Schweiz, auf irrationale Ängste zurück, wo ihm doch gleichzeitig höchst 'rationale' - zum Beispiel ökologische - Argumentationsweisen zur Verfügung stünden (8.4.3). Doch auch die Vorstellung des 'Hauses Schweiz' steht bei ihm bereits in einem Konkurrenzverhältnis zu *neuen* Legitimationsweisen. Peter scheint sie jedoch für noch nicht tragfähig genug zu erachten. Er ist eine typische *Schwellenfigur*.

#### 8.4.1 Das traditional bäuerliche Arbeitsverständnis

Peter begründet, weshalb er im Moment den Betrieb nicht auf Integrierte Produktion umstellen kann: entweder machst du etwas und dann machst du es recht, oder dann lässt du es gerade sein von Anfang an, oder. Etwas recht zu machen, impliziert für Peter, dass die in eine Sache investierte Arbeit ein sichtbares Ergebnis hervorbringt. Am Stühli auf dem Dach und am Apfel in der Hand kann man Freude haben. Arbeit *muss*, um sinn- und freudvoll zu sein, physische Gestalt annehmen. Peters Wertverständnis ist substanzialistisch. -

Wegen ihrer gesunden Einstellung zur Arbeit hätten die Bauern auch in Zukunft keine Schwierigkeiten, (Nebenerwerbs-)Arbeit zu finden. Auf dem Bauernhof lerne man schon als Kind, wie du das Zeug in die Töpen nimmst. Deshalb bedrohe jeder Arbeitsplatz, der in der Landwirtschaft verloren gehe, die Stellung des herkömmlichen Erwerbsarbeiters. Der Arbeitgeber, der Bauern anstelle, weiss genau, die mögen nochli glupfä und sind froh, wenn sie noch ein bisschen etwas verdienen, muss er keinen grossen Lohn geben, oder, sind sich gewohnt, sochli ein bisschen unten durch zu müssen.

Die habituelle Konfiguration von substanzialistischem Wertverständnis und 'bäuerlichem Malochentum' - sie hat ihren Ursprung im 'Deutungsmuster Subsistenz' - begründet unter anderem Peters Stellungnahme zu produktionsunabhängigen Direktzahlungen. Er *kann nicht* begreifen, weshalb er für Dinge bezahlt werden soll, die nicht sichtbar sind, bzw. mit deren Erzeugung kein wirklicher Arbeitsaufwand verbunden ist. Angesprochen auf die Direktzahlungen sagt er:

P: Jahh, eh, säb finde ich vor allem noch eine gute Sache, wenn zum Beispiel die Hochstämme, wenn man säb zum Beispiel tut ein bisschen entlönnen, weil das ist jetzt wirklich ein Mehraufwand, wenn du musst da herumgräseln und machen und so, und eh, das hast du jetzt vorhin gesehen, da hinten, oder, die Bäume, die wir umgetan haben, .. wir haben da afäng, was gibt es jetzt?, zehn Franken pro Baum, oder, //I: Mhm// das lohnt sich also wirklich nicht, wegen zehn Franken so einen Baum stehen lassen, wo du jetzt immer darum herumhähst, und dann hast du auch, die sind auch in einem Alter, wo sie einfach langsam keinen Ertrag mehr gegeben haben. //I: Mhm// Darum, nach und nach fliegen diese Bäume, oder //I: Ja// Wenn sie dort nicht mehr dreinstecken, sie tun jetzt wohl, die Neupflanzungen tun sie subventionieren, dass sie diese Bäume praktisch fast verschenken, aber wenn du nachher für das Mostobst, für den Ertrag, den den es dann gibt, den es abwirft, gleich(wohl) nichts gibt, dann rupfst du sie wieder aus, oder. //I: Mm// Und säb ist einfach schade, wenn alle zusammen würden verschwinden. Von säbem her hab ich

<sup>115</sup>Die Klarheit, mit der meine Fälle von in sich kohärenten 'Denkplattformen' her die Wirklichkeit erfassen und auslegen, ist bemerkenswert. Bäuerliches Denken ist in höchstem Masse ein *bestimmtes Denken*. (Vgl. Abschnitt 9.1)

schon das Gefühl, sollte man ein bisschen schauen, dass dort ein bisschen etwas ausbezahlt wird, oder, den Bauern, //I: Mhm, Mhm// dass dass sie dieses Zeug wenigstens stehen lassen, oder. //I: Mhm//

Peter *besteht* auf Direktzahlungen, wenn er eine sichtbare Leistung erbringt - Hochstammbäume stehen lässt -, die sich ansonsten - wegen des arbeitsmässigen *Mehraufwands* - ökonomisch nicht lohnen würde. Für eine *Extensivierung* der Produktion - für *weniger* Arbeit also - Direktzahlungen zu fordern und diese Forderung öffentlich zu vertreten, würde Peter jedoch schwer fallen. Konsequenterweise erblickt er in den Direktzahlungen eine wesentliche Ursache für den bäuerlichen Imageverlust in der 'Normalbevölkerung'.

P: (...) Die Bauern, also die normale Bevölkerung hört immer nur aus der Presse, wieviel ix Millionen dass da hineingebuttert wird, der Bauer zum Teil direkt bezahlt wird, oder, Direktzahlung, da da hören sie ja von Anfang an, dass der direkt einfach so bekommen, für etwas, für nichts zu tun.

#### 8.4.2 Die traditional bäuerliche (Arbeits-)Wertlehre

Anstelle von Direktzahlungen, möchte Peter lieber, dass, eh, die Produkte einen rechten, anständigen Preis haben. Das gilt auch hinsichtlich ökologischer Leistungen, wie dem Stehenlassen von Hochstammbäumen:

I: Also Du denkst, da müsste wirklich auch der Anreiz noch grösser sein, auch finanziell?

P: Ja, für solche Sachen. //I: Ja, ja// Oder dann bezahlen sie mehr für das Mostobst! //I: Ja// Nicht a- nicht ewigs mit dem Mo- also säb würde ich noch fast besser finden, wenn sie einfach den Mostobstpreis, ehh, eher echli würden anheben, oder mindestens gleich lassen für die nächsten Jahre, dann würden vielleicht noch etwa ein ein Bauer sich sagen: ok! gibt ja wenigstens noch etwas für das Mostobst, oder, dann lassen wir diese Bäume stehen.

Ebenso erstaunlich, wie die hier aufscheinende 'preistheoretische Naivetät' ist Peters virtuose Kompetenz, zwischen zwei grundverschieden ökonomischen Rationalitäten - einer subsistenzlogischen (mit *anständigen* Preisen) und einer marktlogischen (mit *Marktpreisen*) beinah beliebig hin und her zu switchen. Während er sich einmal für rechte Preise stark macht - als würden auf dem Markt Preise nach moralischen Kriterien 'gemacht' -, beklagt er ein andermal den Preiszerfall auf Nahrungsmitteln und begründet ihn nachfragetheoretisch. Interessant ist die folgende Formulierung, wo Peter innerhalb des gleichen Satzes das Programm wechselt. Peter äussert sich zu den Entwicklungschancen ausdifferenzierter Biomärkte.

P: (...) Alle Bauern können da nicht umstellen auf biologisch produzieren. //I: Mm// Wenn einmal alle umgestellt haben und ihr Bedarf gedeckt ist, dann nachher gehen sie runter mit dem Preis. Das ist, das ist kein Geheimnis, //I: Mhm// da gehen. Die Migros macht das auch so.

(Es folgt ein exemplarischer Beleg am M-Sano-Programm der Migros, wo tatsächlich die Kilozuschläge auf Biofleisch nach und nach tiefer wurden, bis sich die "tiergerechte Schweinehaltung" für die Produzenten zum Defizitgeschäft entwickelte.)

Bei einem Überangebot, wenn ihr Bedarf gedeckt ist, sinken die Preise. Zwar argumentiert



Peter hier streng preistheoretisch. Es fällt aber auf, dass er die anonymen Kräfte des Marktes ‘personalisiert’: Wenn *ihr* Bedarf gedeckt ist, dann nachher gehen *sie* runter mit dem Preis. Das ist, das ist kein Geheimnis. Mit der *Personalisierung der Marktkräfte* - die angesichts der Tatsache, dass die Migros tatsächlich eine immense Marktmacht besitzt und ihre Verantwortlichen tatsächlich mit den Preisen runter gehen können, keineswegs deplaziert ist - geht eine *Moralisierung des Marktes* einher: Das ist, das ist kein Geheimnis.

Diese Moralisierung des Marktes nimmt Peter nicht bewusst vor; sie ist in seinen Aussagen latent enthalten. Auf der *manifesten* Ebene bezieht sich die Aussage Das ist kein Geheimnis einfach auf den Sachverhalt, dass es eindeutige und unbestrittene Belege für die Preispolitik zum Beispiel der Migros gibt. Peter exemplifiziert sie am Fall der M-Sano-Produktlinie. Dass sein Denken jedoch *latent* von der Vorstellung einer ‘moral economy’ gesteuert wird, zeigt sich daran, dass er die Formulierung Das ist kein Geheimnis überhaupt verwendet. Im ‘Geheimnis’-Begriff ist eine moralisch-wertende Sinn-dimension *objektiv* enthalten, ohne dass Peter sie *subjektiv* hervorstreichen müsste.

Die Textstelle belegt also, dass Peter sowohl subsistenz- als auch marktlogisch argumentieren und innerhalb des gleichen Satzes den Modus wechseln kann. Er fordert latent einen gerechten Preis - einen Preis, der seine Arbeitsaufwendungen gerecht entlohnt - und ist sich darüber gleichzeitig im Klaren, dass Preise anonym auf Märkten entstehen. In die Gesetze von Angebot und Nachfrage ist kein moralischer Kontrollmechanismus eingebaut.

#### 8.4.3 Das ‘Haus Schweiz’ - und sein Zerfall

I: Was würdest Du denn, wenn, jetzt müsstest mal irgend jemandem erklären, wieso dass Du findest, dass es in der Schweiz eben noch Bauern braucht, weil an sich, theoretisch, könnte man die ja wirklich gerade alle wegrationalisieren, oder, im Ausland wird eh (=ohnehin) billiger produziert? (lacht)

P: Ja-a.

I: Also

P: Es ist einfach, ich würde sagen, das ist einfach gefährlich, oder. //I: Ja, ja// Das hat man gesehen, nach, während dem zweiten Weltkrieg, da haben die Bauern zum Teil müssen A- eh Wälder roden, dass sie können Ärd- Händöpfel oder etwas anpflanzen. //I: M// Das ist noch nicht lange her, das sind fünfzig Jahre, oder, //I: ja, ja//

(Peter fährt fort: Später habe es dann immer geheissen, man müsse möglichst grosse Erträge erwirtschaften, weil mit einem Bevölkerungswachstum gerechnet wurde. Auch die Forschung sei auf dieses Ziel hin ausgerichtet gewesen.)

und jetzt, zum einen ist die Produktion immer noch mehr angestiegen und die Bevölkerung ist eher ein bisschen stagniert //I: Ähä// und jetzt haben wir einfach zuviel von danoo (=gewissen, bestimmten) Sachen, oder //I: Mm// und wenn man jetzt einfach sagt: Ok, das ist das ist sowieso viel zu teuer, was ihr da macht, tun wir lieber alles importieren, ich hab einfach das Gefühl, säb ist gefährlich, da müsste einfach irgend im Ausland mal etwas sein wieder, dass du die Grenzen irgendwie ein bisschen wieder musst zu-machen //I: Mhm// und, und dann, was machst du?, oder //I: Mhm// Ich mein, das das Land, das verbetoniert ist, das kannst nicht mehr so gut, eh //I: Ja, jaa// und Wälder roden, das, irgendwann ist dort auch einmal fertig, oder. //I: Mm//

Die Stützung der schweizerischen Landwirtschaft war in Peters Sicht bis anhin auf das Ziel der materialen Sicherung einer ‘labour-consumer-balance’ im ‘Haus Schweiz’ aus-

gerichtet.<sup>116</sup> Nach wie vor denkt er in den Kategorien einer *traditionalen Gleichgewichtstheorie*, in der es den Markt, aussenwirtschaftliche Beziehungen und die Vorstellung eines ‘volkswirtschaftlich effizienten Tauschgleichgewichts’ (im Sinne der *neoklassischen Gleichgewichtstheorie*) nicht gibt. Ein Gleichgewicht herrscht dann, wenn eine Volkswirtschaft ihre Bevölkerung ernähren kann. Folglich muss, weil eine grössere Zahl von Mäulern zu stopfen ist, bei einer grösser werdenden Bevölkerungszahl die Produktion intensiviert und gesteigert werden.<sup>117</sup>

Das traditionale ‘labour-consumer-balance’-Modell ist hinsichtlich innerbetrieblicher Rationalisierung keineswegs modernisierungsfeindlich. Die „Sicherstellung der Landesversorgung mit lebenswichtigen Gütern“ (Bundesverfassung) macht vor allem in Zeiten der Krise eine *betriebswirtschaftlich möglichst effiziente* Produktionsweise erforderlich. Gegen *volkswirtschaftliche Effizienzüberlegungen* (im Sinne der neoklassischen Gleichgewichtstheorie) ist das traditionale Gleichgewichtsmodell jedoch immun. Ein Gleichgewicht ist dann erreicht, wenn alle Mäuler gestopft sind und nicht erst dann, wenn Produktion und Allokation paretoeffizient sind.<sup>118</sup>

Im Sinne des traditionellen Gleichgewichtsmodells begreift Peter die gegenwärtige Krise der Landwirtschaft *zuerst* als eine vorübergehende Überschusskrise, die durch ein ausgebliebenes Bevölkerungswachstum bzw. einen Prognosefehler verursacht wurde: und jetzt haben wir einfach zuviel von danoo Sachen.

Etwas später wird er sich der Brüchigkeit seiner Argumentation gewahr und wechselt unvermittelt den Argumentationsmodus: und wenn man jetzt einfach sagt: Ok, das ist das ist sowieso viel zu teuer, was ihr da macht, tun wir lieber alles importieren. Peter anerkennt, dass die Agrarproduktion der Schweiz in einen globalökonomischen Zusammenhang eingebunden ist: Ausländische Produzenten haben gegenüber schweizerischen kostenrelevante Produktionsvorteile.

Peter muss nun, um seine subsistenzwirtschaftliche Fiktion eines ‘Hausess Schweiz’ wieder real werden zu lassen, ein Szenario unterstellen, das die Autarkie der Schweiz gewissermassen wiederherstellt: Er nimmt Zugriff auf den Krieg. Zu bemerken ist, dass in der Sequentialität seiner Argumentation nicht der Krieg (konkret der 2. Weltkrieg) eine auf die Schweiz bezogene ‘isolationistische Ideologie’ begründet, sondern dass der

<sup>116</sup>Betrachtet man ihre verfassungsmässige Verankerung, bedeutet Agrarpolitik in der Schweiz *auch rechtlich* die Verlängerung der Kriegswirtschaft der 30er und 40er Jahre. Artikel 31bis BV Absatz 3 lautet: „Wenn das Gesamtinteresse es rechtfertigt, ist der Bund befugt, nötigenfalls in Abweichung von der Handels- und Gewerbefreiheit, Vorschriften zu erlassen: (...) e. über vorsorgliche Massnahmen der wirtschaftlichen Landesverteidigung und auch über Massnahmen zur Sicherstellung der Landesversorgung mit lebenswichtigen Gütern und Dienstleistungen bei schweren Mangellagen, denen die Wirtschaft nicht selber begegnen kann.“

<sup>117</sup>Es wäre der Sache nachzugehen, ob die partielle Beibehaltung der Kriegswirtschaft nach Ende des Krieges von offizieller Seite tatsächlich mit der wachsenden Bevölkerungszahl begründet wurde. Wenn ja, wäre dies aufschlussreich hinsichtlich des ‘Institutionalisierungsgrades’ subsistenzlogischen Denkens in der Schweiz.

<sup>118</sup>Konkret impliziert das: 1. Die Güter werden dort produziert, wo ihre Produktion am günstigsten ist (Produktionseffizienz), und 2. es werden in einer Volkswirtschaft diejenigen Güter produziert, die bei gegebenen Präferenzen zu Marktpreisen tatsächlich gekauft werden - es findet Markträumung statt. (Allokationseffizienz). Der Schweizer Agrarsektor ist deshalb nicht ‘effizient’, weil er absolute Kostenvorteile hat und weil seine Preise nicht Marktpreise sind.

Krieg bloss eine Lücke schliesst, die sich durch die Brüchigkeit seiner subsistenzialistischen Argumentationslogik eröffnet hat. Aus dieser Tatsache liesse sich der kühne Schluss ziehen, dass die überhitzte Debatte um ‘nationale Identität’, die in der Schweiz (unter Historikern) gegenwärtig geführt wird, von falschen Voraussetzungen ausgeht: Nicht das Reduit des zweiten Weltkrieges, und nicht der in ihm reaktivierte ‘Bauernmythos’ begründen den gegenwärtigen Isolationismus der Schweiz<sup>119</sup>, sondern die im ‘Deutungsmuster Subsistenz’ angelegte Wahrnehmung und Auslegung (ökonomischer) Wirklichkeit. Sie sind älter als der Krieg und auch nur insofern ‘ideologisch’, als sie (ganz im Sinne von Mannheims Ideologiebegriff<sup>120</sup>) historisch-genetisch einer verflochtenen Zeit angehören, d.h. auf andere Problemstellungen zugeschnitten sind als auf die heutigen.

Peters diffusen Ängste - ich hab einfach das Gefühl, säb ist gefährlich - stehen im Widerspruch zu seiner ansonsten hochgradig ‘rationalen’ und pragmatischen Denkweise. So kehrt er denn in der sich direkt an die obige anschliessenden Interviewpassage auf eine ‘rationale’ Argumentationsschiene zurück. Fortan begründet er die gesellschaftliche Notwendigkeit der Bauern ‘ökologisch’.

I: Also es geht auch darum, dass man, indem wir Bauern haben, dass wir auch möglichst, eh, die Unabhängigkeit //P: Ja// gewähr- gewährleistet?

P: Ja! //I: Ja// Und dann eben auch von der Gesundheit von den Produkten, oder, //I: ähä//. Man weiss, da ist es produziert worden, man kann es go anschauen, oder //I: mhm// man kann go schauen: Ah, so wird es produziert, oder, momoll (=doch doch) , das ist eine gute Sache, aber wie es im Ausland produziert wird, zum Teil, eh, nie eine Sonne sieht, die Tomate nie eine Sonne sieht, und gespritzt und gemacht und so, sehen genau gleich im Laden aus wie die anderen, man weiss ja nicht, woher dass es kommt, oder, man hat keine Beziehung mehr zum Zeug, und äso hat man wenigstens nochli Beziehung zum, ja-a, zu den Bauern und zu dem, was sie produzieren, wenn es auch in den Dörfern überall noch ein bisschen Bauern hat, wo wo die Leute //I: Ja, ja// können go schauen: ah, da wird es produziert //I: ähä// Zum Teil in den Städten draussen wissen sie afäng nicht mehr, wo- woher dass die Milch kommt und woher das Obst kommt, oder //I: Ja// die haben auch das Gefühl, da(s) wird irgendwie produziert, aber dass, dass es von den Bauern kommt, da haben sie keine Ahnung. Wenn es so weiter geht, das ist einfach schade, oder //I: ja, ja//. ... Zum Überleben braucht eine Art (= in gewissem Sinne) die Schweiz die Bauern nicht, aber eh, aber langfristig dünkt es mich einfach, die Leute müssen einfach noch ein bisschen Beziehung haben zu Natur, //I: Mhm// .. Säb ist schade! ... Dass säb langsam verloren geht. ...

I: Was heisst das?

P: Eben dass, dass die Leute einfach ein Nahrungsmittel anschauen: Ja man braucht es einfach täglich. //I: Ja// Aber sie wissen nicht, wie es produziert worden ist //I: ähä// was für Arbeit, dass da dahinter steckt, und alles, man isst es einfach, es ist ja genügend da, oder, oder es ist viel zu viel da, oder, //I: ja// Aber wenn einmal irgendwann echli zu wenig da wäre, dann nachher, das ist nämlich nicht zu viel, das ist ein kleiner Prozentzahl, der der zu viel ist, oder, es kann ja gerade so gut wieder einmal auf die andere Seite schlagen, da muss nur noch ein bisschen, eh, das mit dem Klima vielleicht ein bisschen nicht mehr ganz klappen, dass einfach die Erträge auf der ganzen Welt retour gehen, oder //I: mh, mm// Wegen dem sind genau gleich Mäuler herum, oder, //I: Ja// die das die das müssen gegessen, eh gegessen haben und so und ich hab einfach das Gefühl, säb ist gefährlich, wenn man da einfach sagt: Wir tun von jetzt an nur noch alles importieren, oder.

<sup>119</sup>So schreibt etwa Moser (1994b, 19): „Weil es den Anhängern des Autarkiegedankens gelang, während des Krieges die planmässige Nahrungsmittelproduktion mittels Preis- und Absatzsicherung mit der Erhaltung der Unabhängigkeit des Landes zu verknüpfen, blieb dieser Gedanke in modifizierter Form auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch mehrheitsfähig.“

<sup>120</sup>Vgl. Abschnitt 9.1.

Auch Peter konstatiert: *Der Produktionsprozess erlischt in der Ware*. Er erachtet es als eine vordringliche Aufgabe der Bauern, der Entfremdung der Menschen, die eine Entfremdung von ihren ‘substanziellen Hintergründen’ ist, entgegenzuwirken. Mit dem Verlust der Beziehung zur Natur und zum Zeug, sieht er den modernen Menschen von wesentlichen Sinnbezügen abgeschnitten.<sup>121</sup>

Auf das Nachhaken des Interviewers hin: Was heisst das?, wechselt Peter erneut das Programm. Seine subsistenzlogische Argumentation ist nun bestechend *stilsicher*. Wie bereits Simon und Hans stellt er die ‘labour-consumer-balance’ bzw. Simons Wohlstand und Hans’ Luxus als einen äusserst brüchigen Zustand dar: es kann ja gerade so gut wieder einmal auf die andere Seite schlagen. Und gleich wie Hans untermauert er die Notwendigkeit einer inländischen Produktion mit Hilfe des Szenarios einer Klimakatastrophe<sup>122</sup>. Auch für ihn müssen unter verschärften Knappheitsbedingungen - unabhängig theoretizistischer Überlegungen zu produktiver und allokativer Effizienz - primär einmal hungrige Mäuler gestopft werden.

## 8.5 ‘Familäre Konstellationen’

Durch seine Freude an den Bäumen reiht sich Peter emotional in eine Familientradition ein. Real hat er den Hof und die Familie nach Abschluss der Berufsausbildung verlassen. Er arbeitet ausser Haus. Seinem habitualisierten Selbstverständnis nach bleibt er jedoch Bauer. Trotz der partiellen Distanz zum Hof hat sich bei ihm eine eigenlogische, primär-ökologisch motivierte Nähe zum Hof erhalten. Diese eigensinnige Konfiguration von emotionaler Nähe und physischer Distanz muss auch auf die Gestalt der Generationenfrage in Peters Familie niederschlagen.

Obwohl es an verschiedenen Sequenzstellen objektiv Anknüpfungspunkte gäbe, taucht das Problem der Generationen im Interview mit Peter nicht auf. Es sieht so aus, wie wenn es eine ‘Generationenfrage’ in Peters Familie gar nicht gäbe. Dies liesse sich so erklären, dass eine der wesentlichen Ursachen für ihr Problematischwerden in Peter Familie nicht vorliegt: Die Generationen sind auf dem Hof *nicht kopräsent*. Peter redet denn auch während des Interviews so, als ob der Hof bereits sein eigener wäre; als wären die Eltern, die gegenwärtig den Betrieb noch leiten, gar nicht mehr da. In seinen Ausführungen erscheint der Generationenwechsel - mit all seinen bauernweltspezifischen Implikationen - primär als ein *technisches* Problem. Sein Bruder, der Hochbauzeichner, und sein Chef, der Holzbauunternehmer, haben bereits Pläne für den Umbau eines Schopfes zum Stöckli ausgearbeitet. Der Umbau wird demnächst in Angriff genommen. Der Generationenwechsel scheint also wie geschmiert vor sich zu gehen: Die

<sup>121</sup>Selbstverständlich müssten die bäuerlichen Theorien über den Zusammenhang von Modernisierung und Entfremdung - bäuerliche Modernisierungstheorien insgesamt - präziser rekonstruiert werden, als ich das hier machen kann.

<sup>122</sup>Auf die drohenden Klimaveränderungen scheinen Bauern besonders sensibel zu reagieren. Mehr als die Hälfte der von mir interviewten Hofnachfolgern kommen (in verschiedenen Kontexten) ‘spontan’ auf sie zu reden.

Eltern ziehen sich stillschweigend aus dem Herrschaftsgebäude zurück, und Peter richtet sich dort zusammen mit seiner Freundin - die, wie er sagt, immer schon einen Bauern habe heiraten wollen - ein. Nur am Rande fällt eine Bemerkung, die auf den strukturellen Problemcharakter des Generationenverhältnisses verweist: Als Peter damals in Eigeninitiative die Errichtung des Pouletmaststalles vorantrieb, reuten den Vater die Bäume, die hierfür gefällt werden mussten. Letztlich aber scheinen die Eltern Peters aktiver Aneignung und Umgestaltung des Hofes keinen Widerstand entgegenzusetzen. Peters Position in der Familie ist ausserordentlich stark.

Welche Gründe kann es hierfür geben?

*1. Einen biographischen Grund:* Durch Peters frühes 'Verlassen' des Hofes, war der implizite Generationenvertrag zwischen ihm und seinen Eltern nie einer (alltags-)praktischen Bewährung ausgesetzt. Peter musste sich nie wirklich mit elterlichen Erwartungen, elterlicher Autorität oder elterlichem 'Charisma' auseinandersetzen. Die verlängerte Kindheitsphase in der Normalbiographie eines hofpräsenten Hoferben nahm im Fall Peter vorzeitig ein Ende. Peter musste nicht *auf dem Hof* erwachsen werden, sondern kehrte als Erwachsener auf den Hof zurück.

*2. Einen erwerbsstrukturellen Grund:* Angesichts der offenkundigen Alternativen zum Hof, können familiäre Erwartungen gegenüber Peter nur schwer geltend gemacht werden. Dies betrifft nicht nur die Grundsatzfrage der Hofübernahme, sondern alle praktischen Entscheidungen, die auf einem Hof gefällt werden müssen. Peter hat die alleinige Definitionsmacht über die Ausgestaltung seiner künftigen 'Existenz', weil ihm verschiedene - auch hofexterne - Alternativen offen stehen.

*3. Einen habituell-motivischen Grund:* Die Eltern anerkennen Peters Engagement für den Betrieb und ziehen sich kontinuierlich von ihm zurück. Peters Engagement liegt motivisch ganz auf ihrer Linie; es reiht sich von selbst in ihre Tradition ein. Ihr Werk liegt in guten Händen.

Es ist anzunehmen, dass bei Peters (starker) Positionierung auf dem Hof und in der Familie alle drei Gründe zum Tragen kommen.

## 8.5 Der Fall Peter: Fazit

(1) Peters bäuerliches Arbeitsverständnis - wenn ich etwas mache, dann will ich auch etwas herausbringen -, seine arbeitswerttheoretisch begründete Forderung nach fairen Preisen - ich möchte lieber, dass eh, die Produkte einen rechten, anständigen Preis haben, seine kontrafaktische Subsistenzphantasie - da müsste irgend im Ausland mal etwas sein wieder -, sein Brüchigkeitstheorem hinsichtlich der 'labour-consumer-balance' - es kann gerade so gut wieder einmal auf die andere Seite schlagen - seine substanzialistische Werttheorie - siehst etwas, siehst am Abend, oha! es ist wieder etwas gegangen - und seine Moralisierung des Marktes - dann nachher gehen sie runter mit dem Preis. Das ist, das ist kein Geheimnis - dokumentieren, dass Peters spontane Politische Ökonomie aus dem 'Deutungsmuster Subsistenz' hervorgeht. Obwohl Peter nur bruchstückhaft *vom Markt her denkt*, öffnet er seinen Betrieb auf den Markt hin und orientiert sich pragmatisch an den neuen, rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen. Er ist ein offensiv-traditionaler, bäuerlicher Unternehmer.

Die Grenzen seiner Orientierung an den neuen Gegebenheiten liegen da, wo die durch externe Variablen bestimmten, 'optimalen' Handlungsstrategien in einen Konflikt zu seiner traditional-bäuerlichen Habitusformation geraten. Peter wird die Kontrolle natürlicher Wachstumsprozesse einer *falschen* Bio-Ideologie nicht opfern, er wird die Pouletmast oder die Milchwirtschaft nur unter immensem ökonomischen Druck aufgeben, wird immer ein paar Hochstammbäume auf seinem Land stehen haben und wird nie ein Agrarindustrieller sein.

(2) Peter *muss* auch nicht alles mitmachen, er kann, wie er sagt, jederzeit wieder zurück. Das Wissen um erwerbsweltliche Alternativen vermittelt ihm ein Gefühl der Sicherheit. Er *will* auf jeden Fall Bauer sein, *muss* es aber nicht um jeden Preis. So hält er sich den Hof, an den er emotional und habituell *ganz* gebunden ist, *reflexiv* auch immer auf Distanz. Diese Distanz begründet den 'rationalen Habitus', aus dem heraus er sich mit den Bedingungsfaktoren seiner 'bäuerlichen Existenz' auseinandersetzt und arrangiert, sich echte Entscheidungssituationen zurechtlegt und Entscheidungen fällt.

(3) Peters Bindung an den Hof wird durch eine Verschränkung primär-ökologischer und traditional-unternehmerischer Motive erzeugt. Er hat Freude an den Tieren, am A kern und Fuhrwerken und an den Bäumen. Primär-ökologische Motive liegen ihrerseits der Tradition von Peters Familie zugrunde.

(4) Peters Position inner- und *ausserhalb* der Familie ist dermassen gefestigt, dass 'in ihm' ein in der bäuerlichen Familienwirtschaft strukturell angelegter Konflikt zwischen 'Familienorientierung' und 'individueller Orientierung', bzw. zwischen Hofbindung und individueller Autonomie gar nicht ausbrechen kann. Peters gefestigte Position ist *erstens* biographisch - durch das frühe Verlassen des Hofes -, *zweitens* erwerbsstrukturell - durch seinen 'Vollzeit-Nebenerwerb' -, und *drittens* durch sein individuelles Engagement für den Betrieb begründet.

## Teil V: Synthese

### 9. Familienwirtschaft und bäuerliches Unternehmertum

Es lassen sich allgemein drei Strukturzusammenhänge benennen, in die bäuerliches Leben und Wirtschaften universell eingebunden ist: Wie keine andere Form des Wirtschaftens ist Landwirtschaft erstens unmittelbar von naturräumlichen und naturzeitlichen Bedingungsfaktoren abhängig. Die bäuerliche Bezugnahme auf 'ökologische Problemstellungen' ist aufgrund der besonderen Raum- und Zeitabhängigkeit natürlicher Wachstumsprozesse genuin praktisch. Bäuerliches Wirtschaften greift unmittelbar in ökologische Zusammenhänge ein und stützt sich dabei auf ein teils erfahrungsmässiges, teils rationalisiertes Wissen über sie ab. Unter anderem bringt dieses Wissen kurzfristige und langfristige Handlungsziele in wechselseitige Übereinstimmung. Die natürlichen Ressourcen, die aufgrund ökonomischer Imperative kurzfristig möglichst effektiv genutzt werden müssen, dürfen langfristig nicht zerstört werden. Die *bäuerliche* Landwirtschaft bewältigt handlungspraktisch das Problem der intertemporalen Allokation regenerierbarer, natürlicher Ressourcen. Sichergestellt wird die Beachtung von Nachhaltigkeitskriterien insbesondere dadurch, dass bäuerliches Wirtschaften *zweitens* familienhaft organisiert und auf eine generationenübergreifende Bestandsperspektive ausgerichtet ist.

Die Produktionsform der Familienwirtschaft hat ihre eigene Verfassung: Sie stimmt als eine Einheit von Produktion und Familienleben Emotionalität und ökonomische Interessen aufeinander ab, ohne sie freilich vollends voneinander zu trennen. Sie umreißt so einen bestimmten Möglichkeitsraum zulässiger Interaktionen. Diese sind nach den mehr oder weniger universellen Regeln einerseits der Gattenbeziehung und andererseits der Eltern-Kind-Beziehung strukturiert. Wesentlich ist für beide, dass die jeweils Beteiligten als ganze Menschen in sie verstrickt sind, dass zwischen ihnen umfassende Loyalitäten bestehen und dass sie (solange sie bestehen) nicht aussetz- und aufkündbar sind. Darüber hinaus ist die Eltern-Kind-Beziehung strukturell nicht-egalitär. - Die Verfassung der Familienwirtschaft ordnet den Verlauf individueller Bildungsprozesse, das Verhältnis innerhalb und zwischen den Generationen und regelt gleichzeitig die gemeinschaftliche, ökonomische Praxis. Bäuerliches Wirtschaften impliziert also *auch* eine Positionierung, bzw. ein 'Immer-schon-positioniert-Sein', im Arbeits- und Lebenszusammenhang der Bauern*familie*, die 'lebensweltliche' und 'systemische' Rationalitäten in sich vereint.

Die Bauernfamilie und der Hof sind *drittens*, spätestens seit dem Zerfall seiner ökonomischen Autarkie, bzw. der Einheit von Produktion und Konsum, in den Gesamtzusammenhang gesellschaftlicher Reproduktion eingebunden. Wie immer auch die gesellschaftlichen Tausch- und Allokationsmechanismen ausgestaltet sind, die Repräsentanten des Hofes können nicht umhin, sich als einen Teil eines - dem Hof übergeordneten -

ökonomischen, kulturellen und gemeinschaftlich-gesellschaftlichen Zusammenhang zu verstehen. Ihn *müssen* sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Massstäben ausmessen; in ihm müssen sie sich praktisch positionieren.

Gegenwärtig stellen sich die umrissenen, allgemeinen Struktureinbindungen bäuerlichen Handelns - die Einbindung in den gesamtgesellschaftlichen Reproduktionszusammenhang, die Einbindung in Raum und Zeit und die Einbindung in die Familie - einem jungen Bauern, der in absehbarer Zeit den elterlichen Hof übernehmen wird, in der folgenden, *konkreten Problemgestalt* dar:

*Erstens* sieht er sich mit der Tatsache konfrontiert, dass ihm der Staat die Abnahme seiner Produkte - zu administrativ festgelegten Preisen - nicht länger garantiert. Der gesellschaftliche Zusammenhang, auf den er sein Wirtschaften abstimmen *muss*, wird nicht länger vom 'allesfressenden Staat', sondern nunmehr vom launischen und in seinen Präferenzäußerungen sich undeutlich artikulierenden Markt verkörpert. Er muss sein bäuerliches Handeln - das *objektiv* ein 'modern-unternehmerisches' geworden ist - auf die Befriedigung der Marktbedürfnisse ausrichten, was voraussetzt, dass er die Signale des Marktes angemessen zu *interpretieren* weiss.

*Zweitens* sieht er sich mit der Tatsache konfrontiert, dass die Realisierung von Einkommen bzw. der Bezug von Einkommenszuschüssen einerseits nicht mehr abhängig von den von ihm produzierten Mengen und andererseits - hinsichtlich des Mitteleinsatzes - an ökologische Auflagen gekoppelt ist. Er muss seine Ökonomie der Naturbearbeitung neuerdings als eine 'ökologische' Ökonomie der Naturbearbeitung deklarieren, was impliziert, dass er die Einhaltung von Nachhaltigkeitskriterien nicht länger aus seinem (Erfahrungs-)Wissen, sondern nunmehr aus gesatztem Recht ableiten muss. Die politisch-gesellschaftliche Forderung nach 'mehr Ökologie' zwingt ihn *objektiv* einerseits zur Extensivierung der Produktion, andererseits zur 'Rationalisierung' primär-ökologischen Wissens.

*Drittens* sieht er sich gegenwärtig auf dem Hof mit zwei 'Rationalitäten' konfrontiert, die zueinander tendenziell in einem Konfliktverhältnis stehen. Auf der einen Seite verpflichten ihn familiäre Erwartungen und Loyalitäten zu einer unbedingten Weiterführung des Hofes, bzw. zur Respektierung von in der Eltern-Kind-Beziehung vorgegebenen Regeln: Sein Tun und Lassen muss er immer auch gegenüber der familiären Primärgemeinschaft und ihrer Tradition, in die er unausweichlich eingebunden ist, begründen und begründen können. Auf der anderen Seite zwingen ihn die neuen ökonomischen Herausforderungen im Agrarbereich zur konsequenten Anwendung individualistisch-zweckrationaler Wertungskriterien. Er muss in der Lage sein, alternative Wege zur unbedingten Übernahme des Hofes - im Grenzfall sein Verlassen -, d.h. Verletzungen familiärer Loyalitäten und Traditionen praktisch zu vollziehen und habituell und psychisch zu bewältigen.<sup>123</sup>

<sup>123</sup>Ob ihm dies gelingt hängt wesentlich davon ab, inwieweit in der konkreten Familie, der er angehört, eine Entflechtung familiär-gemeinschaftlicher und ökonomisch-individualistischer Rationalitäten, vor-



Der ökonomische Erfolg des Hofes setzt bei seinem künftigen Bewirtschafter eine schwierige Feinabstimmung des Verhältnisses von Nähe und Distanz zum Hof voraus: Einerseits muss er sich an Rationalitätskriterien orientieren, die sich in der traditionellen Einheit von Hof und Familie noch nicht durchgesetzt haben und ihn - sofern er sich an ihnen orientiert und ihm hierdurch auch berufs- und erwerbsweltliche Alternativen sichtbar werden - der Möglichkeit nach vom Hof wegführen, andererseits muss er sich seiner individuellen Bindungen an den Hof, *die nun ihrerseits 'traditional' motiviert sein können*, vergewissern; er muss sie gleichsam rationalisieren und mit (ökonomischem) Wert belegen.

Der junge Bauer, der in absehbarer Zeit den elterlichen Hof übernimmt und die obigen Probleme zu bewältigen hat, ist kein Bauklotz aus dem Modellkasten der neoklassischen Ökonomie. Er ist nicht ein vom Ökonomen nach der Vorlage eines bestimmten 'Menschenbildes' modellierter 'rational Handelnder', der bei *gegebenen* Präferenzen und unter *gegebenen* Restriktionen seinen Nutzen maximiert. Als Hoferbe und Abkömmling der Bauernwelt, in der das Verhältnis zu Raum und Zeit, das Verhältnis zum gesellschaftlichen Reproduktionszusammenhang und das Verhältnis zu Familie und Familientradition auf eine sinnhafte Weise *geregelt* ist, 'verfügt' er über spezifische Habitusformationen und Deutungsmuster. Er nimmt die *für ihn relevanten* Handlungs- und Seinssphären auf eine *bestimmte* Weise wahr, legt sie auf eine *bestimmte* Weise aus, fällt *bestimmte* Urteile über sie und bewegt sich in ihnen physisch und mental auf eine *bestimmte* Weise. Selbstverständlich lässt sich jede Form von Praxis a priori und ex post immer als 'rational' (im Sinne der Rational-Choice-Theorie) beschreiben. Von soziologischem Interesse sind freilich nicht von Sachhaltigkeit befreite Verlautbarungen und ex-post-Rationalisierungen über 'menschliches Verhalten'; Soziologie befasst sich im Gegensatz zur Rational-Choice-Theorie mit der Sinnstrukturiertheit sozialer Felder, deren Rekonstruktion ein *Verstehen* individueller Praxis, die aus kohärenten Wirklichkeitsdeutungen und Handlungsdispositionen hervorgeht, möglich macht.

Hoferben, die auf einem Bauernhof, in einer Bauernfamilie, auf dem Land und in der Schweiz aufgewachsen sind, sind in einem umfassenden Sinne mit *bestimmten* Kompetenzen und *bestimmten* Apparaten des Wahrnehmens, des Denkens, des Fühlens und des Handelns ausgestattet, die, so ist vorerst einmal zu vermuten, optimal auf die Handlungsprobleme zugeschnitten sind, denen sie als Betriebsleiter künftig ausgesetzt sein werden. Auf dem Bauernhof wird man schon als Kind mit den Handlungs- und Problemlösungsroutinen vertraut, auf die man sich in der späteren 'Berufs'-Arbeit wird abstützen können, nimmt man schon als Kind am Wirtschafts- und 'Berufs'-Leben der Erwachsenen teil, eignet man sich schon als Kind ein praktisches und unmittelbar auf das künftige Arbeits- und 'Berufs'-Feld zugeschnittenes Erfahrungswissen an, und wächst bruchlos in das hinein, was einen künftig und was man ein Leben lang in Betrieb halten wird. Darüber hinaus erwirbt man sich als Bauer in einem formalisierten

---

aussetzend eine Ausdifferenzierung von Familienleben und Produktion, bereits stattgefunden hat. Vgl. Abschnitt 9.1.3

Lehr- und Ausbildungsgang - wie jeder andere Berufsmensch auch - ein sich auf der Höhe der Zeit befindliches berufsspezifisches, juristisches, betriebs- und volkswirtschaftliches Wissen, das einen tauglich für die Erbringung von Modernisierungsleistungen macht. Nichts also scheint auf den ersten Blick dagegen zu sprechen, dass ein junger, ausgebildeter Bauer bestens dazu gerüstet ist, einen Hof erfolgreich zu bewirtschaften.

Ich habe der vorliegenden Arbeit die (angesichts des obigen Befunds zynische) Fragestellung zugrundegelegt, inwieweit die dem Feld der Landwirtschaft erwachsenden Habitusformationen und Deutungsmuster, die die bäuerliche Sicht auf die Welt und bäuerliches Handeln durchgängig strukturieren, eine den *neuartigen* Problemstellungen im Agrarsektor noch angemessene Form ihrer Bewältigung sicherstellen. Konkret: Verfügt ein Bauern über den 'rationalen Habitus' des modernen Kleinunternehmers? Ist ihm eine *Denken vom Markt her* zugänglich? Ist er von seinem Arbeitsverständnis her in der Lage, die geforderte Extensivierung der Produktion durchzuführen? Gelingt ihm die Rationalisierung lebensweltlichen Wissens über natürliche Regenerationsprozesse? Und schliesslich: Kann aus familienwirtschaftlichen Produktionsverhältnissen überhaupt ein erfolgreiches Unternehmertum hervorgehen?

Im Anschluss an einige rekapitulierende Überlegungen zu Deutungsmustern und Habitusformationen (9.1) sind diesbezüglich aus den Einzelfallanalysen allgemeine Folgerungen zu ziehen.

### 9.1 Habitusformationen und 'Deutungsmuster Subsistenz'

Aus den Äusserungen junger Bauern - sei es zur gesellschaftlichen Stellung der Landwirtschaft, zu ihrem Verhältnis zur Natur oder zu den besonderen Schwierigkeiten des Generationenwechsels auf ihrem Hof - lassen sich strukturanalytisch bestimmte Muster der Wirklichkeitswahrnehmung und Wirklichkeitsdeutung herauslesen, die sich nicht nur ihrer hohen Auftretenshäufigkeit wegen auszeichnen, sondern überdies - und das macht sie soziologisch erst interessant - hinsichtlich ihrer inneren Kohärenz und Strukturiertheit hochgradig verdichtet sind. Es ist zu vermuten, dass ihre besondere Gestalt ihren Hintergrund in den praktischen Struktur- und Handlungsproblemen bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens hat, auf deren Bewältigung sie ausgerichtet und zugeschnitten sind. Freilich sind die Bezüge zwischen kollektiven Praxisformen und den aus ihnen erwachsenden kollektiven Denkverhältnissen und Habitusformationen nicht trivial. Letztere lassen sich nicht einfach als Widerspiegelungen ersterer begreifen; sie stehen nicht in einem *unbedingten* Passungsverhältnis zu ihnen. Denn sowohl 'institutionalisierte' Praxisformen als auch kulturelle Deutungsmuster und inkorporierte Habitusformationen können sich, da sie im Kosmos der sinnstrukturierten Welt einer relativ autonomen Sphäre angehören, historisch und räumlich verselbständigen. Sie haben partiell eine eigene Geschichte. Mit der Rekonstruktion kultureller Deutungsmuster und Habi-

tusformationen muss sich zwingend ihre historisch-genetische Analyse verbinden. Es muss aufgezeigt werden, in Auseinandersetzung mit *welchen* konkreten Problemstellungen und Lebensverhältnissen sie sich formiert und verdichtet haben, weshalb *und wie* sie sich über ihren historischen und räumlichen Entstehungskontext<sup>124</sup> hinaus halten konnten sowie wo, wann und weshalb sie ein Arrangement mit *neuen* Problemstellungen und Lebensverhältnissen behindern und behindert haben - das heisst: welche (diskontinuierlichen) Stadien der Formation und Transformation, der Verdichtung und Verflüssigung, der Genese und Renaissance sie durchlaufen.

Wegen der relativen Starrheit kultureller Deutungsmuster und kollektiver Habitusformationen ist es denkbar, dass historisch und räumlich neu auftauchende Probleme systematisch nach bestimmten Wahrnehmungs-, Beurteilungs-, und Handlungsschemata klassifiziert und praktisch zu bewältigen versucht werden, die zu ihnen insofern in einem Nichtpassungsverhältnis stehen, als sie eine systematische - mitunter systematisch kultivierte - 'Verliererschaft' hervorbringen. Konkret kann das heissen: Wie immer sich der Unterschichtsmensch, der mit einem Unterschichtsmenschen-Habitus ausgestattet ist, *bemüht*, in die Räume der Definitionsmächtigen zu gelangen, er macht, weil er die Regeln, die in ihnen gelten, nicht habitualisiert hat, systematisch alles falsch, was ihn sich frei in ihnen bewegen liesse und zementiert in allem, was er tut, seine inferiore Stellung in der Gesellschaft. Seine Verhaltensdisposition ist, auch wenn er sich *subjektiv* um ein dem Raum der Definitionsmächtigen angemessenes Verhalten bemüht - seine *Bemühtheit* schlägt sich auf sein Verhalten direkt nieder - den Regeln, die in diesem Raum gelten, *objektiv* nicht angepasst. Zur 'kultivierten Verliererschaft' des aufsteigenden Kleinbürgers schreibt Bourdieu (1981) etwa:

„Die ganze Existenz des aufsteigenden Kleinbürgers ist Antizipation einer Zukunft, die er meist nur in Gestalt seiner Kinder und vermittelt über sie leben kann, der Kinder, auf die er, wie man sagt, 'seine

<sup>124</sup> 'Räumliche' Entstehungskontexte lassen sich nach den verschiedensten Dimensionen und Reichweiten von 'Räumlichkeit' aufsplitten: Generell ist der Raum- (und der ihm verwandte Feld-)Begriff sowohl auf natürliche als auch auf soziale Konfigurationen anwendbar. Habitusformationen und Deutungsmuster entstehen unter *bestimmten* 'naturräumlichen' und in *bestimmten* 'sozialen' Verhältnissen. Soziale Verhältnisse können sein: bestimmte Milieus, bestimmte Klassenverhältnisse, bestimmte familiäre Konstellationen, usw., d.h. alle 'Seinslagen' die von anderen abgrenzbar sind und von mehreren Individuen geteilt werden. Individuen und Gruppen bewegen sich generell im Spannungsfeld mehrerer, zuweilen wechselseitig verschränkter, räumlicher und zeitlicher Verhältnisse. Habitusformationen und Deutungsmuster, die kollektiv geteilt werden, gehen in der Folge immer aus einer bestimmten Konstellation von räumlichen und zeitlichen Verhältnissen hervor. In Bezug auf individuelle Bildungsprozesse, in denen Habitusformationen und Deutungsmuster inkorporiert und angeeignet werden, bedeutet dies konkret, dass es einen Unterschied macht, ob ein Mensch in der Stadt oder auf dem Land, in einer Bauernfamilie oder im Heim, auf dem Berg oder im Tal, als Einzelkind oder in einer neunköpfigen Familie, in einem Streusiedlungsgebiet oder in einem Bauerndorf, in der Schweiz oder in Holland gross geworden ist. Die Allgemeinheit, in der ich den Raumbegriff verwende, erlaubt es mir, in einem Zuge von Habitusformationen *und* Deutungsmustern zu sprechen: Beide bezeichnen eine generative Tiefenstruktur, die sich in bestimmten, zeitlich und räumlich strukturierten Verhältnissen gebildet und verdichtet hat und die auf individuelle Deutungs- und Praxisformen in- *und ausserhalb* dieser Verhältnisse einen steuernden Einfluss hat. Dass sich nicht nur Deutungsmuster von ihrem Entstehungskontext 'verselbständigen' können, liegt nahe. Es macht die Krux des Bourdieuschen Habituskonzeptes aus, dass ein Herkömmling einer bestimmten Seinslage da hängen bleibt, wo er hingehört bzw. ein Leben lang alles falsch macht, was ihn tendenziell von da wegführen könnte. Mit der relativen Starrheit kollektiver Habitusformationen kann also konkret das gemeint sein, was Bourdieu mit dem Hysteresis-Begriff belegt.

Ambitionen überträgt'. Seine Gegenwart wird verschlungen von der Zukunft, 'die er für seinen Sohn erträumt' und in die er verzweifelt seine eigene Existenz projiziert, als eine Art Weiterführung seines vergangenen Lebensweges in der Phantasie. Weil er zu generationsübergreifenden Strategien gezwungen ist, die dann geboten sind, wenn die Zeit, um das begehrte Gut zu erlangen, die Spanne eines menschlichen Lebens übersteigt, ist er eine Person mit aufgeschobenen Genüssen und aufgeschobener Gegenwart, die er sich später gönnen wird, 'wenn wir Zeit dazu haben', 'wenn wir nichts mehr abzuzahlen haben', 'wenn die Ausbildung abgeschlossen ist', 'wenn die Kinder grösser sind', wenn wir pensioniert sind'. Und das bedeutet oft, dass man, wenn es zu spät ist, wenn man sein Leben in Gestalt von Krediten auf die Zukunft ausgegeben hat, keine Zeit mehr hat, noch auf seine Kosten zu kommen, und dass man, wie es so schön heisst, 'in seinen Ansprüchen zurückstecken' oder sie gar 'aufgeben' muss. Es gibt keine Entschädigung für eine verlorene Gegenwart. Vor allem wenn schliesslich, z.B. mit dem Zerbrechen der Identifikation mit den Kindern, das Missverhältnis von Befriedigung und Opfer zutage tritt, das rückwirkend eine Vergangenheit ihres Sinns entleert, die ganz durch ihre Spannung zur Zukunft bestimmt war. Jenen Knauserern, die, ohne zu rechnen, alles hergegeben haben, jenen Geizhalsen, die vor allem mit sich selbst geizten und sich, in einem Übermass an egoistischer Grosszügigkeit oder grosszügigem Egoismus, völlig zugunsten des *alter ego* opferten, das sie zu werden hofften, sei es kurzfristig, durch eigenes Aufsteigen in der gesellschaftlichen Hierarchie, sei es eher langfristig, vermittelt durch einen nach ihrem Bilde geformten Stellvertreter, diesen Sohn, für den sie 'alles getan haben' und der 'alles ihnen verdankt' - ihnen bleibt nur das Ressentiment, ein Gefühl, das schon immer in ihnen steckte, früher allerdings als die Furcht, in einer sozialen Welt, die so viel von ihnen verlangt, der Dumme zu sein. Um sich zu rächen, brauchen sie sich nur auf ihr bevorzugtes Terrain zu begeben, das der Moral, aus *ihrer* Not eine Tugend zu machen, ihre partikulare, der gewöhnlichen Vorstellung von Moral ganz konforme Moral zur universellen Moral zu erheben." (Bourdieu 1981, 186)<sup>125</sup>

Die Analyse der Interviews mit jungen Bauern hat Elemente der Deutung ökonomischer, gesellschaftlicher und ökologischer Zusammenhänge sowie ein bäuerliches Wirtschaftsethos zu Tage gefördert, die in ihrer 'ökonomischen' Dimension denjenigen sehr ähnlich sind, die Medick (1976; 1982) der 'traditionalen' Familienwirtschaft und Brunner (1968) dem Kategoriensystem der 'alteuropäischen Ökonomik' zugewiesen hat. Ihr Strukturierungszentrum habe ich als 'Deutungsmuster Subsistenz' bezeichnet. Insbesondere in ihrer 'Marginalisierung des Marktes' stehen sie entschieden quer zu den arrivierten Deutungsangeboten der neoklassischen Ökonomie, auf die sich gegenwärtig - zumindest implizit - eine erfolgreiche unternehmerische Praxis abstützen *muss*. Ich habe gezeigt, dass der bäuerlichen Auslegung von Wirklichkeit kohärente Wahrnehmungs-, Beurteilungs- und Handlungsschemata zugrundeliegen, die alt und in sich stimmig, den aktuellen Problemstellungen im Agrarbereich jedoch nicht mehr angemessen sind. Konkret: Eine wesentliche Schwierigkeit von Bauern, sich unter den neuen agrarpolitischen Rahmenbedingungen zurechtzufinden, d.h. sich als Unternehmer, als 'ökologische' Warenproduzenten und als individualistische Handlungssubjekte zu verstehen und zu formieren, rührt daher, dass sie die Welt von einem 'Denkzentrum' (Mannheim) her wahrnehmen und mit einem Habitus ausgestattet sind, die sie die ver-

<sup>125</sup>Das Setzen *des Hofes* auf den Sohn ist vergleichsweise ein anderes - und anders motiviertes - als dasjenige des Kleinbürgers. Und dennoch führt es nicht nur zu massiven Fehleinschätzungen der (z.B. durch seine Grösse gesetzten) objektiven Chancen seines Überlebens - was es dem Sohn massiv erschwert, seinen Weggang rational zu begründen und psychisch zu bewältigen -; es führt, wenn seine Weiterführung dann doch nicht klappt, bei den Eltern - besonders beim Vater - zu ähnlichen Formen der Verbitte- rung, wie Bourdieu sie beim - in 'seiner' Existenz gescheiterten - Kleinbürger beobachtet.

Diese hypothetischen Überlegungen könnten Ausgangspunkt einer Anschlussstudie zu der hier vorliegenden sein: Wie steht es auf dem Hof um die 'abtretende Generation', die, wenn der Hof aufgegeben wird, ihre 'Existenz' verliert?

änderte Problemkonstellation im Agrarsektor nicht mehr auf eine ihr angemessene Weise zu erfassen in Stand setzen. Es handelt sich bei meiner These keinesfalls um eine Neuauflage des ‘cultural-lag’-Arguments. Ich behaupte nicht, dass Bauern in ihren ‘Einstellungen’ und ‘Werthaltungen’ rückständig und konservativ sind, sondern viel pointierter, dass sie aus einem ‘Bewusstsein’ heraus handeln, das - in einem strikt Mannheimschen Sinne - historisch zu einem „ideologischen“ geworden ist.

„Falsch ist demnach im Ethischen ein Bewusstsein, wenn es sich an Normen orientiert, denen entsprechend es auch bei bestem Willen auf einer gegebenen Seinsstufe nicht handeln könnte, wenn also das Versagen des Individuums gar nicht als individuelles Versagen aufgefasst werden kann, sondern als Fehlhandeln durch eine falsch angelegte moralische Axiomatik begründet und erzwungen ist. Falsch ist in der seelischen Selbstausslegung ein Bewusstsein, wenn es durch die eingelebten Sinngebungen (Lebensformen, Erlebnisformen, Auffassung von Welt und Menschentum) neuartiges seelisches Reagieren und neues Menschwerden überhaupt verdeckt und verhindert. Falsch ist ein theoretisches Bewusstsein, wenn es in der ‘weltlichen’ Lebensorientierung in Kategorien denkt, denen entsprechend man sich auf der gegebenen Seinsstufe konsequent gar nicht zurechtfinden könnte. Es sind also in erster Linie überholte und überlebte Normen und Denkformen, aber auch Weltauslegungsarten, die in diese ‘ideologische’ Funktion geraten können, und vollzogenes Handeln, vorliegendes inneres und äusseres Sein nicht klären, sondern vielmehr verdecken.“ (Mannheim 1985, 83f.)

Ich werde im folgenden - zusammenfassend, kontrastierend und generalisierend - erläutern, weshalb es für einen Bauern *erstens* schwierig ist, ein modern-bäuerlicher Unternehmer zu sein (9.1.1); weshalb es ihm *zweitens* Mühe bereitet, den *officialisierten* ökologischen Forderungen an den Agrarsektor gerecht zu werden (9.1.2); und *drittens*, welche ‘familiär-familienwirtschaftlichen’ Problemkomplexe bewältigt sein müssen, damit ein Bauer künftig erfolgreich wirtschaften (und leben) kann (9.1.3).

### 9.1.1 Das Problem bäuerlichen Unternehmertums

Hinsichtlich der *Kerngehalte* des ‘Deutungsmusters Subsistenz’ ergibt sich aus der Rekonstruktion der spontanen Politischen Ökonomien junger Bauern das folgende Bild: Bäuerliches Denken und Handeln stützt sich umfassend auf ein traditionales ‘labour-consumer-balance’-Modell ab; sie sind auf die Erzeugung eines materialen und substantziellen Gleichgewichts zwischen Produktion und Konsum ausgerichtet. Zu dieser ‘traditionalen Gleichgewichtstheorie’ gehört *erstens* eine *bestimmte* Wertlehre: Die Bauernfamilie produziert *Gebrauchswerte*, implizierend, dass ihnen - qua ihrer Bestimmung für die Sicherung der Familiensubsistenz - unmittelbar ein *objektiver* Wert (und nicht erst vermittelt des Marktes ein Preis) anhaftet. Dieser objektive Wert ist gleichzeitig ein *Arbeitswert*: Er ist identisch der Arbeit, die die Familie in seine Erzeugung hat einfließen lassen. Konsequenterweise haftet in der Sicht ihrer Produzenten agrarischen Erzeugnissen ein Wert an, *den es zu schätzen gilt*. Auf sie darf ein *gerechter Preis* gefordert werden. Hieraus erschliesst sich *zweitens* eine *bestimmte* Theorie des Marktes: Beim Markt handelt es sich in der Logik bäuerlichen Denkens um eine *moralische* Veranstaltung. Typischerweise werden die anonymen Marktkräfte - Angebot und Nachfrage - von Bauern *personalisiert*.

Aus dem traditionellen 'labour-consumer-balance'-Modell leiten sich *drittens* bestimmte ökonomische Handlungsmotive ab: Angesichts der Brüchigkeit des Gleichgewichts von Produktion und Konsum bzw. der ständigen Gefährdung familiärer Subsistenz, muss insbesondere in Zeiten drohender Krisen alles Erdenkliche zur *Mehrung der realen Bruttoerträge* unternommen werden. Hierbei fallen Grenzertagsüberlegungen eine marginale Bedeutung zu. Das Primärziel des bäuerlichen Agrarproduzenten ist nicht die Maximierung eines (auf dem Markt realisierten) Nettogewinns, sondern *Gebrauchswertschöpfung* an und für sich. Diesem Zweck dient auch die Rationalisierung der Produktion durch betriebsinterne Modernisierungsleistungen. Daraus ergibt sich *viertens* eine spezifische Einstellung zur Arbeit - ein spezifisch bäuerliches *Arbeitsethos*: Sinn- und wertvoll ist Arbeit nur dann, wenn sie sicht- und greifbare Spuren hinterlässt, d.h. wenn sie sich in den erzeugten Produkten physisch realisiert. Bäuerliches Denken ist durchgängig 'substantialistisch'. Die Sicherstellung familiärer Subsistenz macht angesichts drohender Krisen die *volle Ausschöpfung* der Familienarbeitskräfte erforderlich. Tendenziell hat dies die Kultivierung eines sich malochenhaft gebärdenden 'Champfertums' zur Folge.

Den realen Zerfall autarker Strukturen - bezogen auf die Produktions- und Konsumtionseinheit des Hofes - überbrückt bäuerliches Denken typischerweise durch die Übertragung der Autarkievorstellung auf die Ebene der Nation. Die *kontrafaktische Unterstellung einer geschlossenen Nationalökonomie* wird durch den Entwurf möglicher Krisenszenarien, die die Geschlossenheit des nationalen Reproduktionszusammenhanges fiktiv wiederherstellen, abgesichert. Das typische Krisenszenario war bis anhin der Krieg. Neuerdings ist es die globale Klimakatastrophe.

Dass die spontanen Politischen Ökonomien junger Bauern von Kerngehalten durchzogen sind, die objektiv einer anderen Zeit angehören, ist erstaunlich und erklärungsbedürftig. Welche besonderen Umstände haben dazu geführt, dass mitten in einer expandierenden Marktökonomie ökonomische Handlungsorientierungen Bestand haben konnten, bei deren Begründung dem Markt - ausser in der mittelalterlichen Deutungsform einer moralischen Veranstaltung - schlichtweg keine Bedeutung zufällt? Und wie lässt sich insbesondere erklären, dass die Schweizer Bauern sich subjektiv seit Beginn des 20. Jahrhunderts als 'selbständige Unternehmer' wahrnehmen, während sie objektiv erst heute - durch die Deregulierung der Agrarmärkte - tatsächlich zu Unternehmern werden? Weshalb befürchten sie gerade jetzt, wo ihnen endlich ein modernes Unternehmertum frei steht, sie könnten zu Staatsangestellten verkommen und den Status 'selbständiger Unternehmer' verlieren? Das Paradox lässt sich auflösen, indem man die Sozialfigur des 'selbständigen Unternehmers' in den Zusammenhang der bisherigen Agrarpolitik hineinstellt und seine Handlungsorientierungen präzise unter die Lupe nimmt.

Der Schweizer Bauer unternahm als ein 'selbständiger Unternehmer' idealiter alle Rationalisierungsschritte, die zur Effektivierung der Produktion und zur Minderung von Kostennachteilen beitrugen. In seiner 'reinen' Form war der 'selbständige Unterneh-

mer', hinsichtlich der Logik seiner Investitionsentscheidungen, tatsächlich ein 'Unternehmer', bloss dass die Preissignale, auf die er konsequent *unternehmerisch* reagierte - das Reagieren auf Preissignale bildet das konstitutive Merkmal modernen Unternehmertums - nicht vom Markt sondern vom Staat gesendet wurden. Der Ökonom Gygi (1994) umreisst das Schicksal des 'selbständigen Unternehmers', bei dem er angeblich zu Gast weilt, wie folgt:

Während Preise in freieren Märkten Nachfragern und Anbietern als Orientierungshilfe dienen, führen sie unter dem Diktat der schweizerischen Landwirtschaftspolitik die Bauern fast zwangsläufig in die Irre, die Politiker haben die Wegweiser verstellt, so dass die hohen Preise den Bauern eine Nachfrage vortäuschen, die es nicht gibt. Genauso, wie Irrlichter im Moor den Wanderer in den Sumpf locken, haben die dauernd steigenden Abnahmepreise viele Landwirte zu Investitionen verleitet, die sie bald bereuen könnten.

Dass auch der Bauer, bei dem der Ökonom zu Gast weilt, auf die verlockenden Preisanreize reagiert hat - wie es unter Unternehmern üblich ist -, kann er ihm kaum verübeln: Wer ein Sensorium fürs Geschäftliche hat, liest aus steigenden Preisen eben heraus, dass ein Engagement sich da lohnt. So hat der Bauer in all den Jahren steigender Preise aus Boden und Stall und den eigenen Kräften herausgeholt, was herauszuholen war, und sich dabei stets als echter Unternehmer gefühlt. Denn ob die Preise nun 'da oben' oder in Märkten gemacht wurden - es gab immer noch genügend Unsicherheiten zu parieren.“ (Gygi 1994, 49)

Die bisherige Agrarpolitik liess die Bauern sich als 'selbständige Unternehmer' fühlen und gleichzeitig aus ökonomischen Motiven heraus handeln, die sich aus dem 'Deutungsmuster Subsistenz' herleiteten. Da der Staat ihnen die Abnahme ihrer Produkte zu administrativ festgelegten Preisen garantierte, fiel der *Verwertung* von Werten in ihrem unternehmerischen Handeln faktisch keine Bedeutung zu. So konnten sie sich auch dann noch als Produzenten von *Gebrauchswerten* sehen, als sich längst abzuzeichnen begann, dass der Markt, auf dem ihre 'Gebrauchswerte' letztlich landeten (und sich stillschweigend in 'Waren' im Marxschen Sinne verwandelten), längst nicht mehr schluckte, womit sie ihn überschwemmt. Denn unter der Bedingung, dass der Regulierungsmechanismus des Preises ausgeschaltet blieb, bedeutete die (subsistenzlogisch motivierte) Maximierung von Bruttoerträgen gleichzeitig die (modern-unternehmerische) Maximierung von Nettogewinnen, ohne dass sich jedoch die Bauern ihr Handeln in modern-unternehmerischen Kategorien auslegen mussten. Weil sie nie wirklich den Preissignalen des Marktes ausgesetzt waren, konstituierten sich die Schweizer Bauer nie wirklich als moderne Unternehmer, obwohl sie sich als solche fühlen konnten. Ihr Handeln und Denken blieb gesteuert vom 'Deutungsmuster Subsistenz'. Es überdauerte unbeschadet seinen historischen Entstehungskontext, indem es eine den *bäuerlichen* Handlungsproblemen angemessene Sicht auf die Welt generierte.

Ein subsistenzlogisches Denken scheint in der Schweiz indessen nicht *nur* in den Köpfen der Bauern tief verwurzelt zu sein: Immerhin kommt es objektiv auch in der Ausgestaltung des aktuell noch geltenden Agrarartikels in der Bundesverfassung zum Ausdruck. Und erst langsam - nachdem die Bauern nun nicht mehr vor dem Parlamentsgebäude, sondern vor den Verteilerzentralen von Migros und Coop aufmarschieren, um nunmehr hier ein Transparent mit der Aufschrift „Wir wollen faire Preise“ vorzuzeigen, macht sich das Gerücht breit, dass es wohl etwas anderes ist, 'faire Preise' oder 'fairen Sport' zu fordern. Für das Funktionieren des Marktes ist - anders als für das

Funktionieren des Sports - konstitutiv, dass es auf ihm Regeln der Fairness nicht gibt. Bis vor kurzem freilich machte in der Schweiz die Forderung fairer Preise auch jene nicht stützig, die sich in ihrer Arbeit täglich auf ein marktlogisches Regelwissen abstützen mussten und hierbei durchaus erfolgreich waren. Das 'Deutungsmuster Subsistenz' scheint also nicht nur auf dem Bauernhof veränderte Handlungsbedingungen zu überleben. Seine Resistenz könnte mitunter *auch* erklären, weshalb im 'Agrarstaat' Schweiz die Skepsis gegenüber der Europäischen Integration sich mit sachlichen Argumenten nur schwer aus dem Weg räumen lässt.

Durch die Umorientierung der Agrarpolitik entwickelt sich das Festhalten an subsistenzlogischen Denkkategorien für die Bauern gleichsam zur Falle - gleiches gilt für die politische Schweiz und ihr Festhalten am kontrafaktisch gewordenen Ideal der 'Unabhängigkeit' -, da es nunmehr *objektiv* neue ökonomische Strategien sind, auf die sich ein erfolgsorientiertes Handeln *subjektiv* abstützen muss. Stichwortartig lassen sie sich wie folgt zusammenfassen:

- die Ausrichtung der Produktion auf die Marktbedürfnisse
- die Erprobung, Schaffung und Etablierung neuer Märkte
- die Verwertung von produktiven *und* produktionsunabhängigen Leistungen durch ein offensives Marketing
- weitere Senkungen der Produktionskosten durch betriebliche Rationalisierung
- Betriebsvergrößerung
- die Anpassung der Produktion an ökologische Auflagen zwecks Einkommenssicherung durch ergänzende Direktzahlungen
- unternehmerische Flexibilität, die sich insbesondere auf die Kalkulation von Investitionsentscheidungen niederschlägt

In den einzelnen Fallrekonstruktionen hat sich gezeigt, dass es sich bei einer sich rein auf das 'Deutungsmuster Subsistenz' abstützenden spontanen Politischen Ökonomie um einen Grenztypus handelt. In die bäuerliche Sicht auf ökonomische Zusammenhänge haben sich neue Deutungselemente eingeschleust, die mit ihren subsistenzlogischen Kerngehalten nicht mehr vereinbar gemacht werden können. Das unverbundene Nebeneinander zweier Rationalitäten - einer marktlogischen und einer subsistenzlogischen - kommt insbesondere in den Ausführungen Simons, Peters und Hans' zum Ausdruck. Einzig der von Hans ausgearbeitete, 'deutungsmusternahe' Begriff des Marktes scheint eine Synthese markt- und subsistenzlogischen Denkens sinnvoll herzustellen: Auf Hans' Markt entstehen Preise durchaus nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage, gleichzeitig erhält sich der Schein, dass Nachfrager und Anbieter sich kommunikativ auf sie einigen, d.h. dass sie mitunter auch *fair* und gerecht sind. Ausserdem wechseln auf dem überschaubaren Markt, den sich Hans konkret als einen Dorfmarkt vergegenwärtigt, *Gebrauchswerte* den Besitzer und nicht Waren. Durch die Präsenz der Produzenten wird ihr Gebrauchswertcharakter physisch repräsentiert.



Dem 'deutungsmusternahen Begriff des Marktes' entspricht auf der Handlungsebene die unternehmerische Praxis der *Direktvermarktung*. Weil sich in ihr die traditionale Einheit von Produktion und Konsum durch die Kopräsenz von Anbietern und Nachfragern physisch manifestiert - der Tausch den Produktionsprozess also nicht zum Erlöschen bringt - handelt es sich bei ihr um eine Form eines marktorientierten, unternehmerischen Handelns, das sowohl in subsistenzlogischen, als auch in marktlogischen Kategorien begriffen werden kann. Sowohl der offensiv-moderne Unternehmer Georg als auch der traditional-offensive Unternehmer Peter sind Direktvermarkter. Dennoch hat sich zwischen die Direktvermarktungsstrategie von Georg und Peter eine kleine, aber einschneidende Differenz gelegt. Die Stätte der Verwertung bleibt bei Peter der Hof, während Georg sein Publikum nicht mehr durch ein Schild an der Durchfahrtstrasse, sondern mit Werbeprospekten zu erreichen versucht. Hinsichtlich der *Professionalisierung* seiner Verwertungsstrategie ist Georg Peter einen entscheidenden Schritt voraus. Er lässt vermuten, dass ein *offensives Marketing*, das die Leute da erreicht, wo sie sich aufhalten, im Gegensatz zu einem *defensiven Marketing*, wie Peter es mit seinem Schild betreibt, ein marktlogisches Denken voraussetzt.

Das unternehmerische (Verwertungs-)Konzept der Direktvermarktung nimmt gegenwärtig deshalb an Bedeutung zu, weil es einerseits mit einem subsistenzlogischen Denken vereinbar ist und weil mit ihm andererseits die Erbringung einer - in der modernen Industriegesellschaft produktionsunabhängig gewordenen - besonderen 'Leistung' verbunden ist: der Sichtbarkeit des Produktionsprozesses in der Ware - manifest in der Sichtbarkeit ihrer Produzenten. Die Nachfrage nach ihr nimmt gegenwärtig zu. Auf dem 'Direktvermarktungsmarkt' treffen sich - konfliktfrei - ein *primäres* und ein *sekundär-rationalisiertes Bewusstsein* über die Einheit von Produktion und Konsum. Beim bäuerlichen *Produzenten* leitet es sich - da er ein Produzent primärer Konsumgüter ist - aus praktischer Erfahrung ab, beim nicht-bäuerlichen *Konsumenten* hingegen aus einer reflexiv gewordenen Sehnsucht nach der Wiederherstellung verlustig gegangener Sinnbezüge.

In der Reihe des rein subsistenzlogischen Denkens, der verschiedenen Formen des unverbunden *oder* synthetisiert markt- *und* subsistenzlogischen Denkens und des rein marktlogischen Denkens, deren Sequentialität auch historisch - im Sinne der Ablösung des vorangegangenen durch das neue - verstanden werden kann, stellen die 'reinen' Typen feldfremde Idealtypen dar. Weder findet man gegenwärtig in der Schweiz einen Bauern, der den Markt vollständig marginalisiert, noch begegnet einem derjenige, der seine Praxis in voller Konsequenz *vom Markt her* denkt. Dies hat seinen strukturellen Grund darin, dass *bäuerliches* Wirtschaften aufgrund ungebrochener Traditionsmotive auf eine generationenübergreifende Perspektive, implizierend die langfristige Erhaltung der natürlichen Existenzgrundlagen, ausgerichtet ist, der Markt jedoch das Problem der intertemporalen Allokation regenerierbarer Ressourcen nicht löst. Die Erhaltung traditionaler Restmomente kommt - nunmehr *vom Markt her* gedacht - einer gesellschaftlich notwendigen Leistung gleich, bei deren Erbringung der Markt versagt. 'Bäuerliches' -

im Gegensatz zu ‘agrarindustriellem’ - Wirtschaften erfüllt objektiv Funktionen, die der Markt nicht zu erfüllen imstande ist. Sie sind in den *allein* vom Markt generierten Preisen nicht internalisiert (was wiederum nicht heisst, dass sie sekundär nicht internalisierbar wären<sup>126</sup>).

Auch Georg, der sich in seinen Ausführungen dezidiert als ein reiner Unternehmer darzustellen versucht, verkörpert den Extremtypus des reinen, marktorientierten Unternehmers nicht. Sowohl seine Praxis der Viehzucht als auch die Produktions- und Bewirtschaftungsstruktur seines Hofes sind nicht bis ins Letzte auf die Imperative des Marktes abgestimmt. Die traditionellen, primär-ökologischen Restspuren, die sich in seiner modern-unternehmerischen, bäuerlichen Praxis auffinden lassen, behindern ihren Erfolg jedoch nicht. Sie scheinen für ihn im Gegenteil konstitutiv zu sein. Einerseits befördern sie Georgs Lust, auf dem Hof zu arbeiten und Bauer zu sein; andererseits erzeugen sie einen positiven und unter der neuen Politik verwertbaren - und zu verwertenden - externen Effekt: Georg geht schonend mit der Ressource Umwelt um, und bewertet die Rationalisierung der Viehzucht nicht nur nach Nützlichkeits- sondern auch nach ästhetischen und ethischen Kriterien.

Es sind nicht *primär* staatliche Auflagen, die den bäuerlichen Agrarproduzenten zum nachhaltigen Wirtschaften anhalten. Ein primär-ökologisches Bewusstsein bildet vielmehr ein wesentliches Element der *bäuerlichen* Habitusformation - auch derjenigen des modern-offensiven, *bäuerlichen* Unternehmers. So stellt sich denn gegenwärtig die Frage nicht, weshalb in der Schweiz viele Bauern eine Ökologisierung der Landwirtschaft ablehnen. Stattdessen muss gefragt werden, weshalb sich viele Bauern dagegen wehren, ihre *bäuerliche* Existenz- und Produktionsweise künftig als *wertvoll* in einem rein ökonomischen Sinne zu verstehen und auszuweisen. Ich werde in Abschnitt 9.1.2 die These vertreten, dass die politischen Ökologisierungsimperative bei den Bauern nicht deshalb auf Ablehnung stossen, weil sie etwa einer Ökologisierung der Landwirtschaft prinzipiell ablehnend gegenüberstünden, sondern deshalb, weil sie auf die Rationalisierung primär-ökologischen, lebensweltlichen Wissens und den pädagogisch-aufklärerischen Gestus sekundär-ökologischen Argumentierens nur mit Abwehr reagie-

---

<sup>126</sup>Insbesondere die Umweltökonomie befasst sich mit der Frage, auf welche Weise sich positive oder negative externe Effekte wirtschaftlichen Handelns in die Preise internalisieren lassen. Ein verhältnismässig einfaches Instrument stellt die Formulierung von *Produktionsauflagen* dar, das indessen nur dann greift, wenn sie universell durchgesetzt und kontrolliert werden können. Ein anderes, nicht auf den Preis bezogenes Instrument bilden Transferzahlungen, die entweder vom Staat an die Produzenten - sofern mit seinem Handeln positive Externalitäten verbunden sind - oder vom Produzenten an den Staat fließen, sofern wirtschaftliches Handeln negative Externalitäten erzeugt (also zum Beispiel die Luft oder die Gewässer verschmutzt). Bei den produktionsunabhängigen Direktzahlungen in der Landwirtschaft handelt es sich um Transferzahlungen der ersten Art. Dass sie zusätzlich an Produktionsauflagen gekoppelt sind, hängt damit zusammen, dass die positiven externen Effekte nur dann entstehen, wenn Mindestkriterien eines ‘nachhaltigen Wirtschaftens’ eingehalten werden. Dass im Agrarsektor das Auflageninstrument *allein* nicht greift, liegt daran, dass Auflagen keine universelle Geltung besitzen. Auf dem Markt werden immer auch Produkte angeboten, die nicht unter Berücksichtigung dieser Auflagen produziert wurden. Die Fetischisierung des Weltmarktpreises - wie sie gegenwärtig von den Verfechtern der neuen Agrarpolitik betrieben wird, ist deshalb bedenklich, weil in den ‘Weltmarktpreisen’ in der Regel die externen Kosten einer industriellen Agrarproduktion nicht enthalten sind.

ren können.

Zu fragen ist nunmehr, ob es Strukturvariablen gibt, die auf die Dynamik der Ablösung des subsistenzlogischen durch ein marktlogisches Denkens beschleunigend einwirken. Weshalb nämlich ist gerade Georg zum modernen Unternehmer geworden, weshalb hat gerade er eine bäuerliche Variante eines offensiv-modernen Unternehmers vollständig habitualisiert? Von ihrem formalen Bildungsverlauf her, dies kann vorab als geklärt gelten, bringen die vier übrigen Fälle die identischen Voraussetzungen mit. Einzig Ernst hat - gleich wie Georg - zusätzlich zur bäuerlichen Grundausbildung eine Handelsschule absolviert. Doch gerade in Ernsts Ausführungen ist das subsistenzlogische Denken am schärfsten konturiert. Daraus ist zu folgern, dass eine kaufmännische Ausbildung keineswegs entscheidend den bäuerlich-unternehmerischen Habitus beeinflusst, wie dies spontan zu vermuten wäre. Gegen kognitive Zurechtbiegungen ist das subsistenzlogische Denken - wie aus soziologischer Sicht nicht anders zu erwarten - weitgehend immun.

Aus der Kontrastierung von Peter und Georg geht hervor, dass in beiden Fällen ökonomische Motive die Bindung an den Hof massgeblich steuern. Darüber hinaus bewirtschaften beide einen Mischbetrieb, auf dem - aus Traditionsmotiven heraus - einem regionaltypischen Betriebszweig eine besondere Bedeutung zufällt, und dessen Erzeugnisse direkt vermarktet werden. Bei Peter ist es der Obstbau, bei Georg der Weinbau. Es liegt zwar nahe, aus der Mischbetriebsstruktur eine besondere Affinität zu unternehmerischem Handeln abzuleiten: Die Existenz mehrerer Betriebszweige macht es objektiv erforderlich, den Arbeits- und Produktionsmitteleinsatz in die verschiedenen Zweige - mitunter nach Grenzertagskriterien - managerial zu optimieren. Das Argument erklärt jedoch nicht, weshalb Peter, obwohl er mehr oder weniger die gleichen betriebsstrukturellen Voraussetzungen hat wie Georg, eine Schwellenfigur bleibt, während Georg den Bruch zu einem stilsicher marktlogischen Denken bereits vollzogen hat. Allgemein formuliert: Der Mischbetrieb befördert zwar tendenziell einen unternehmerischen Habitus, bedingt jedoch nicht notwendigerweise ein marktlogisches Denken.

Eine notwendige (aber gleichwohl nicht hinreichende) Bedingung für die Transformation des subsistenzlogischen in ein marktlogisches Denken bildet der Stand der betrieblichen Modernisierung. Die Etablierung eines *Denkens vom Markt her* scheint gewissermaßen das letzte Glied in einer Kette zu erbringender Modernisierungsleistungen zu sein, von denen kein einzelnes übersprungen werden kann. Die Frage der Marktpositionierung des Hofes wird erst dann thematisch, wenn die interne Modernisierung des Betriebs bereits einen fortgeschrittenen Stand erreicht hat. Besonders deutlich wird dies am Fall Hans sichtbar. An ihm lässt sich ebenfalls zeigen, dass die Strategie einer 'kontinuierlichen Modernisierung', die bis anhin ökonomisch sinnvoll war, unter den veränderten Rahmenbedingungen ihrerseits problematisch wird. Von Hans stammt die aufschlussreiche Aussage: ist mit unserem Betrieb jetzt momentan nicht der Fall, dass man täte umstel-

len, aber mit dem neuen Stall müsste man dann vielleicht wieder schauen. Hans will also in einem ersten Schritt den Betrieb modernisieren, bevor er sich dann überlegen wird, ob er die Produktion auf die Bedürfnisse des Marktes ausrichten will - konkret: ob sich in seinem Fall die Einführung der Mutterkuhhaltung wirtschaftlich auszahlt oder nicht. Gleich wie Simon regelt Hans *zuerst* die internen Angelegenheiten des Betriebs, bevor *für ihn* 'ausserwirtschaftliche Beziehungen' überhaupt zum Thema werden. Problematisch an der Strategie der 'kontinuierlichen Modernisierung' erscheint, dass sowohl Hans als auch Simon, objektiv die Chance verpassen, ihre betrieblichen Investitionen auf die Bedürfnisse des Marktes abzustimmen. Während gegenwärtig die Investitionen anderer Bauern sich *ex post* - wegen der Umorientierung der Agrarpolitik - als Fehlinvestitionen erweisen, verpassen Hans und Simon objektiv die Chance, *ex ante* diejenigen Investitionen zu tätigen, die sich mit der Existenz einer Marktnachfrage ökonomisch begründen liessen. Sie verpassen es, *subjektiv* einen strategischen Vorteil zu nutzen, den sie *objektiv* besässen. Während theoretisch nämlich zu vermuten wäre, dass wegen ihrer geringeren Verschuldung wenig modernisierte Betriebe gegenwärtig eine bessere Ausgangslage haben, Investitionen flexibel auf die Marktbedürfnisse abzustimmen - sie haben tendenziell einen grösseren finanziellen Handlungsspielraum - spricht die Realität eine andere Sprache: Auf den Markt wird solange kein Gedanke verschwendet, wie der Hof nicht einen gewissen Stand der Modernisierung bereits erreicht hat. In der Logik subsistenzökonomischen Denkens fällt der inneren Leistungsfähigkeit des Betriebs gegenüber seiner ökonomischen Ausserpositionierung ein unhintergebares Primat zu. Hieraus lässt sich folgern, dass die Etablierung eines *Denkens vom Markt her* die innere Modernisierung des Betriebes tendenziell bereits voraussetzt.

Des Weiteren drängt sich spontan die Vermutung auf, dass nebenerwerbstätige Hoferben, weil sie den Markt gleichsam 'schon kennen', es leichter haben, sich als marktorientierte Unternehmer zu formieren. Auch diese Vermutung wird durch die Einzelfallanalysen hinreichend widerlegt. Weder geht der Unternehmer Georg einem ausserlandwirtschaftlichen Nebenerwerb nach, noch haben sich die beiden Nebenerwerbsbauern Ernst und Peter in besonderem Masse von einem subsistenzlogischen Denken gelöst. Zwar repräsentiert auch Peter den Typus eines 'bäuerlichen Unternehmers'. Durch seine Abwesenheit vom Hof scheinen sich freilich die traditionellen Bindungen an ihn eher verstärkt als geschwächt zu haben. Er erblickt in ihm tendenziell eine Institution, die *gerade nicht* der profanen Logik des Marktes unterliegt. Stattdessen wendet er eher subsistenzlogische Kategorien, die ihm vom Hof her zufließen, auf sein ausserlandwirtschaftliches Betätigungsfeld an, als dass er umgekehrt die Arbeit auf dem Hof in den ihm von seiner ausserlandwirtschaftlichen Tätigkeit her bekannten, marktlogischen Kategorien denken würde. Ausführlich beschwört er zum Beispiel ein bäuerliches 'Schaffensethos', das mit den neuen Zielvorgaben der Agrarpolitik, insbesondere der Extensivierung der Produktion nicht mehr unbedingt vereinbar ist. Weil sie tendenziell zu einer Hypostasierung des Hofes zu einem *besonderen* Ort führt, der in der Folge auch einer besonderen ökonomischen Logik folgt, wirkt sich die Nebenerwerbskonstel-

lation auf die Entwicklung eines *Denkens vom Markt her* eher behindernd als förderlich aus.

In familienbiographischer Hinsicht weist der Fall Georg eine Besonderheit auf. Bei seinem Hof handelt sich um eine Neusiedlung. Die Aussiedelung bedeutet in der Biographie einer Bauernfamilie eine gewichtige Zäsur. Der Hof wird nicht nur lokal transferiert - er wird in seiner Ganzheit liquidiert und neu aufgebaut. Die Bruchstelle der Aussiedlung wirft deshalb zwingend die Frage seiner langfristigen, ökonomischen Ausrichtung auf. Der Aussiedlungsentscheid setzt zwangsläufig voraus, dass sich die Familie explizit darauf einigt, welche wirtschaftlichen Ziele sie in Zukunft verfolgen will. Vor dem Aussiedlungsentscheid stehen der Bestand und die Struktur des Hofes offen zur Disposition. Eine Aussiedlung bewerkstelligen zu können, setzt deshalb tendenziell die zwei folgenden 'Modernisierungsleistungen' bereits voraus:

*Erstens:* Das Reflexivwerden von Traditionalität, als ein Reflexivwerden sowohl familientraditionaler als auch primär-ökologischer Wissenselemente.

*Zweitens:* Die Rationalisierung von Entscheidungsprozessen, was tendenziell die Entkoppelung 'familiärer' und 'ökonomischer Rationalitäten', bzw. die Ausdifferenzierung von Familienleben und Produktion voraussetzt.

In den Abschnitten 9.1.2 und 9.1.3 lege ich dar, dass das Reflexivwerden von Traditionalität, insbesondere das Reflexivwerden primär-ökologischer Handlungsorientierungen, sowie die Ausdifferenzierung von Familienleben und Produktion die wesentlichen Voraussetzungen dafür bilden, dass sich innerhalb familienwirtschaftlicher Strukturen ein erfolgreiches Unternehmertum formieren kann.

### **9.1.2 Über primäres und sekundäres ökologisches Bewusstsein**

Der Agrarsektor steht, so heisst es zumindest, gegenwärtig vor einer doppelten Herausforderung: Ökologisierung und freier Markt. Ich habe bis anhin gezeigt, dass die Konfrontation mit dem freien Markt den Bauern insofern Schwierigkeiten bereitet, als sie ihn tendenziell in Kategorien begreifen und über Handlungsdispositionen verfügen, die sich in ihrer Praxis bis anhin zwar bewährt haben, der aktuellen Situation jedoch nicht mehr angepasst sind. Im folgenden lege ich dar, wie es um das Rüstzeug der Bauern für die Bewältigung der zweiten Herausforderung steht: der Ökologisierung der Agrarproduktion. Zur Beantwortung dieser Frage muss mitunter auch Dekonstruktionsarbeit geleistet werden. Es lässt sich zeigen, dass die Ökologisierungsforderung konsequent einer ökonomischen Logik folgt und es sich deshalb bei der aktuellen Herausforderung an den Agrarsektor nicht eigentlich um eine doppelte handelt. Ökologistische Betroffenheitsdiskurse scheinen gegenwärtig eine konsequente Durchsetzung der neuen Politik mehr zu behindern als sie zu befördern. Sie erzeugen bei den Bauern begründete Ab-

wehrreaktionen, weil sie häufig von falschen und irrationalen Voraussetzungen ausgehen. Kurz: Der aktuellen Debatte um eine Ökologisierung der Agrarproduktion liegt ein systematisches Verständigungsproblem zugrunde. In ihr wird von drei fundamental verschiedenen 'Bewusstseinslagen' her argumentiert, was systematisch Konfusion schafft. Die innere Strukturlogik der drei aufeinanderprallenden 'Bewusstseinslagen' ist im folgenden kurz zu skizzieren:

(1) *Das primär-ökologische Bewusstsein der Bauern:* In den Einzelfallanalysen hat sich gezeigt, dass die bäuerliche Sicht auf ökologische Problemstellungen eine besondere ist. Strukturell ist sie in der Unmittelbarkeit der Naturbearbeitung begründet, die für bäuerliches Wirtschaften konstitutiv ist. Die Nutzung natürlicher Ressourcen vollzieht sich nach *bestimmten* Regeln: Diese sind *erstens* subsistenzökonomischen, *zweitens* ethischen und *drittens* ästhetischen Ursprungs. Subsistenzökonomische Regeln bestimmen insbesondere die Intensität der Bodenbewirtschaftung: Das kurzfristige Ziel der Maximierung wirtschaftlicher Bruttoerträge wird auf das langfristige Ziel der Erhaltung der natürlichen Existenzgrundlagen abgestimmt. Im 'Optimum' wird soviel aus dem Boden herausgeholt, wie es seine natürliche Regenerationsfähigkeit erlaubt. Gegen seine Übernutzung spricht, dass an ihm wegen der Langfristigkeit der Subsistenz- bzw. der Familienperspektive kein Raubbau betrieben werden darf, gegen seine Unternutzung, dass die ökonomische Subsistenz (der Familie oder der Nation) kurzfristig sichergestellt werden muss.

Gemäss der Logik subsistenzökonomischen Denkens bildet der Hof ein weitestgehend geschlossenes (Öko-)System. Daraus folgt nun aber, dass sie *externen Effekte* der Bodenbewirtschaftung im bäuerlichen Denken tendenziell marginalisiert bleiben. Aus der reinen Hof-Innenperspektive können bestimmte Grade des Düngemittleinsatzes oder des Einsatzes von Pflanzenschutzmitteln mit subsistenzökonomischen Regeln vereinbar sein, die in *einer globalisierten Betrachtung* bereits kurzfristig das ökologische Gleichgewicht stören. Da ihre Praxis auf die langfristige Erhaltung regenerierbarer Ressourcen ausgerichtet ist, verfügen Bauern über ein hochgradig sensibles, primär-ökologisches Bewusstsein. Sein Defizit besteht einzig darin, dass es die externen Effekte der Bodenbewirtschaftung, ihre Auswirkungen auf Gewässer, Luft und Klima tendenziell unterbelichtet.

Die Fallrekonstruktionen haben auch 'ethisch' begründete Regeln der Naturbearbeitung zu Tage gefördert. So macht es den Eindruck, dass Bauern ihre Praxis von einem impliziten Vertrag her begründen, den sie mit der Natur selbst unterhalten. Der Boden will und muss bewirtschaftet werden. Er gibt hierbei von Fall zu Fall von sich aus vor, wie seine Bewirtschaftung aussehen soll. Naturräumliche Standortvorgaben - welche Pflanze gedeiht wo am besten? - werden ethisch gleichsam aufgeladen und überhöht. Dieses Ethos der Naturbearbeitung hat seinen realen Hintergrund darin, dass die Nichtkultivierung des Bodens Erosionsprozesse, d.h. Prozesse der 'Selbstzerstörung der Natur' zur Folge hat. Bauern scheinen sich ethisch in der Verantwortung zu sehen, den in die Natur eingebauten 'Todestrieb' zu bändigen, bzw. ihn auf fruchtbare Bahnen zu

lenken.

Die ästhetischen Regeln der Naturbearbeitung leiten sich über weite Strecken aus den subsistenzökonomischen und den ethischen Regeln ab. Blumenpracht gehört vors Haus und nicht aufs fruchtbare Feld. Wirtschaftlich nutzbares Land *muss* wirtschaftlich genutzt werden, unabhängig davon, wie gross seine Erträge sind. Wo die Erträge der Möglichkeit nach gross sind, müssen auch grosse Erträge erwirtschaftet werden. Die ästhetische Ordnung gerät aus den Fugen, wenn die Natur nicht nach den *von ihr gesetzten* Möglichkeiten genutzt wird. Eine Blumenwiese auf fruchtbarem Land ist nicht schön.

(2) *Das sekundär-ökologische Bewusstsein:* Der polit-ökologische Diskurs der Schweiz baut sowohl auf rationalen als auch auf irrationalen Momenten auf. Rational ist er da, wo er auf die externen Effekte bäuerlichen Wirtschaftens Bezug nimmt, d.h. bäuerliche Naturbearbeitung reflexiv in globalisierte, ökologische Zusammenhänge hineinstellt. Irrational ist er da, wo er entweder zum Betroffenheitsdiskurs wird oder von rückwärts-gewandten und idyllisierenden Beschwörungen 'traditional'-bäuerlichen Lebens durchgesetzt ist. Dass seine irrationalen Momente gelegentlich Überhand gewinnen, hat sich insbesondere in der Propaganda im Vorfeld der Abstimmungen vom 12. März gezeigt. Besonders plastisch kommen sie im agrarpolitischen Leitspruch der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz zum Ausdruck: Unser Ziel: ein Bioland Schweiz. Gefordert wird nicht eine „Biolandwirtschaft in der Schweiz“, was sich mitunter rational begründen liesse, sondern in toto: ein Bioland Schweiz. Nimmt man die Formulierung wörtlich, muss gefragt werden, wie es denn möglich sein soll, eine hochtechnisierte Gesellschaft wie diejenige der Schweiz in eine Biogesellschaft zu transformieren. In der Formulierung 'Bioland Schweiz' kommen objektiv, unabhängig davon, ob sie von den Abstimmungsstrategen gezielt evoziert wurden, oder ob sie sich gleichsam 'unter der Hand' in den Slogan eingeschlichen haben, rückwärts-gewandte Idealisierungen einer verlorenen, vermeintlich heilen Welt zum Ausdruck. Die Forderung nach einem Bioland ist strukturell identisch mit der Forderung nach einem Heidiland Schweiz.<sup>127</sup> Erstaunlich ist, dass der Slogan aus einer ansonsten aufgeklärten Ecke des helvetisch-politischen Spektrums stammt. Dort werden in der Regel konservativ-nationale Mythen nicht aufgebaut, sondern eher dekonstruiert. Verstehen lässt sich der Sinngehalt des Slogans als Ausdruck eines sekundär-ökologischen Reflexes auf den Verlust 'traditionaler' Sinnbezüge in der modernen Welt. Dieser Reflex ist insofern unaufgeklärt, als die Option einer Rückkehr objektiv nicht zur Wahl steht.

Kommunikative Konfusionen entstehen insbesondere da, wo a. nicht reflexiv gewordene, primär-ökologische Orientierungen und b. unaufgeklärt-aufklärerische Betroffenheitsargumente aufeinandertreffen. Innerhalb dieser Konstellation ist Verständigung nicht möglich.

(3) *Das Bewusstsein, das die ökonomische Logik der Ökologisierung durchschaut:* Ob-

---

<sup>127</sup>Vgl. auch Moser (1994, 393ff.)

ektiv leitet sich die Forderung nach einer Ökologisierung der Agrarproduktion nicht aus einem sekundär-ökologischen, moralischen Bewusstsein ab, sondern aus der Notwendigkeit der Deregulierung der Agrarmärkte. Die bisherigen politischen Instrumentarien des Agrarschutzes - Preis und Abnahmegarantien - müssen durch neue ersetzt werden, weil sie volkswirtschaftlich ineffizient sind und gegen internationale Freihandelsabkommen verstossen. Als mit den Deregulierungsimperativen kompatibler Ersatz bietet sich das Instrument der produktionsunabhängigen Direktzahlungen an. Sie müssen jedoch ihrerseits legitimiert werden.

Mit produktionsunabhängigen Direktzahlungen werden, so ihre ökonomische Begründung, Leistungen entgolten, die die Schweizer Landwirtschaft einerseits kraft ihrer blossen Existenz, andererseits kraft Einhaltung bestimmter Produktionsauflagen erbringt. Insbesondere die Erbringung zweiterer hat sie gegenüber dem Staat auszuweisen. Es ist der Staat, der für ihre Entgeltung aufkommt, da sich Leistungen mit Kollektivgutcharakter in der Regel nicht über den Markt verwerten lassen. Sie können nur bedingt über das ökonomische Preissystem beglichen werden.<sup>128</sup>

Ich habe gezeigt, aus welchen Gründen subsistenzlogisch denkende Bauern dem Instrument der Direktzahlungen tendenziell skeptisch gegenüberstehen. *Erstens* ist ihnen der Wertcharakter produktionsunabhängiger Leistungen schleierhaft. Sie wehren sich dagegen, für ein 'Nichtstun' entgolten zu werden. *Zweitens* widerspricht die Extensivierung der Produktion, die die Einhaltung staatlicher Produktionsauflagen faktisch zur Folge hat, dem subsistenzökonomischen Handlungsmotiv der Bruttoertragsmehrung und dem bäuerlichen Arbeitsethos (als einem 'Schaffens'-Ethos). *Drittens* fordern die Bauern anstelle staatlicher Direktzahlungen gerechte Preise, da sie sich den Markt tendenziell als eine moralische Veranstaltung denken. *Viertens* sehen sie einen nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen in ihrem primär-ökologischen Bewusstsein begründet. Er muss deshalb nicht vom Staat vorgeschrieben werden. Und *fünftens* verletzen sie durch die Extensivierung der Produktion das Mandat der Natur, sie zu bewirtschaften.

---

<sup>128</sup>Das zeigt sich momentan daran, dass es offensichtlich schwieriger ist, ausdifferenzierte Märkte für deklarierte Bioprodukte zu etablieren (der reale Marktanteil von Bio- und IP-Produkten liegt gemäss einer IHA-Umfrage gegenwärtig bei bescheidenen 2,5%. Quelle: Cash Nr. 47 vom 24. November 1995), als es die verbreiteten und im *politischen* Abstimmungsverfahren nachdrücklich geäusserten Forderungen nach 'mehr Ökologie' vermuten liessen. Letzlich ist es etwas anderes, ob man in politischen Stimmen die Option 'Mehr Ökologie' wählt oder ob man in Geldstimmen (auf dem Markt) dieses 'Mehr' an Ökologie tatsächlich mitzufinanzieren bereit ist. Die Inkonsistenz der Präferenzäusserungen auf dem Markt und in der Politik liegt darin begründet, dass eine ökologische Landwirtschaft ein Kollektivgut darstellt, gegenüber dem sich ein individueller Haushalt als Trittbrettfahrer verhält. Das Kollektivgut muss deshalb indirekt durch den Staat finanziert werden.

Die Inkonsistenz der Präferenzäusserungen in den beiden Abstimmungsverfahren (dem politischen und demjenigen des Marktes) erschwert ihrerseits das unternehmerische Handeln der bäuerlichen Agrarproduzenten. An welchen Signalen sollen sie sich bei ihren Investitionsentscheidungen orientieren - den politischen oder denjenigen des Marktes? Und lohnen sich Investitionen überhaupt noch, wenn sich die Preise - wie es in der Politik diejenigen fordern, die gleichzeitig 'mehr Ökologie' fordern - tatsächlich dem ominösen 'Weltmarktniveau' angepasst haben? Kurz: Der modern-offensive, bäuerliche Unternehmer sieht sich gegenwärtig mit Problemen konfrontiert, die ein erfolgreiches, unternehmerisches Handeln extrem schwierig machen. Die Informationen, die ihm zufließen, sind widersprüchlich.



Die Skepsis gegenüber produktionsunabhängigen Direktzahlungen und die Zurückweisung ökologischer Produktionsauflagen sind nicht in einem falschen ökologischen Bewusstsein, sondern massgeblich im 'Deutungsmuster Subsistenz' begründet. Objektiv jedoch stehen die Bauern kaum vor der Wahl, sich für oder gegen die Einhaltung ökologischer Auflagen, bzw. für oder gegen den Bezug produktionsunabhängiger Direktzahlungen zu entscheiden. Unter der neuen Agrarpolitik werden sie finanziell massiv von staatlichen Transferzahlungen abhängig sein.

Anders als der Markt ist ihnen indessen der schonende Umgang mit natürlichen Ressourcen nicht fremd. Die Anpassungsleistung, die sie *mental* auf dem Feld der Ökologie zu erbringen haben, besteht so 'bloss' in einer 'Rationalisierung' traditionaler Bewusstseinsselemente. Die Handlungspraktiken, die bis anhin durch ein primär-ökologisches Bewusstsein begründet waren, müssen reflexiv mit 'ökonomischem Wert' beladen und offensiv *verwertet* werden. Es liegt letztlich an den Bauern selbst, die Öffentlichkeit, die von der Bereitstellung 'ökologischer Leistungen' (auch unbewusst) profitiert, über die gesellschaftliche Bedeutung und den Wertcharakter einer leistungsfähigen aber gleichwohl 'ökologisch' betriebenen Landwirtschaft in der Schweiz aufzuklären und sie *als ein Kollektivgut* in Rechnung zu stellen.

Anders als in den übrigen Fällen hat sich bei Georg gezeigt, dass er, weil er marktlogisch denkt, über ein Bewusstsein verfügt, *das die ökonomische Logik der Ökologisierung durchschaut*. Er versteht sich *auch* als ein unternehmerischer Anbieter von Leistungen mit Kollektivgutcharakter, die selbstverständlich, wie alle anderen Erzeugnisse des Hofes auch, vermarktet bzw. *verwertet* sein müssen.

### 9.1.3 Die Bedeutung familiärer Konstellationen

Bei der Kontrastierung der Fälle Georg und Simon hat sich gezeigt, dass die Einheit von Produktion und Familienleben, die in der Bauernfamilie strukturell vorliegt, die Etablierung eines modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmertums behindern *kann*. Simon tritt auch dann, wenn er den Standpunkt des künftigen *Betriebsleiters* zu vertreten hat, gegenüber seinen Eltern als *Kind* auf. Er sieht sich an Interaktionsregeln gebunden, die es ihm als unzulässig erscheinen lassen, bei seinen Eltern 'allein' in der Rolle eines unternehmerisch denkenden Menschen mit partikular-ökonomischen Orientierungen vorstellig zu werden. Er ist, wenn er seine Vorstellungen über die ökonomische Zukunft des Betrieb formulieren muss, Kind und künftiger Betriebsleiter zugleich. Das Schicksal seiner Existenz als 'Hoferbe' besteht strukturell darin, dass er sich als *ganzer Mensch* exponieren muss, wenn Probleme zur Disposition stehen, die von ihrer objektiven Gestalt her partikular-ökonomischer Natur sind. Er legt *Affektivität* an den Tag, wo objektiv *affektive Neutralität* am Platze ist und ist in *diffuse* Sozialbeziehungen eingebunden, wo es um das Fällen *spezifisch* ökonomischer Entscheidungen geht.

Das aktuelle Strukturproblem der bäuerlichen Familienwirtschaft (als einer Einheit von Familienleben und Produktion) besteht generell darin, dass die dem 'erfolgreichen'

Familienleben angemessenen Regeln der Eltern-Kind-Interaktion sowie die Verpflichtung auf familiär-gemeinschaftliche Werte auch in jenen Sphären Geltung haben, die 'rein' ökonomischer, gleichsam 'systemischer' Natur sind. Gemeinschaftliche Loyalitätsverpflichtungen, die von der Einbindung des Erben in eine Familien- und Hoftradition sowie seinem strukturellen Kind-Sein herrühren, treten auch dann nicht ausser Kraft, wenn interaktiv rationale Entscheidungen über die *Bewirtschaftung* des Hofes gefällt werden müssen. Sie *können* eine rationale Entscheidungsfindung massiv stören.

Das Verfolgen ökonomischer Ziele *auf dem Markt* setzt voraus, dass es von traditionellen und gemeinschaftlichen Verpflichtungen weitestmöglich entlastet ist. Unter den neuen agrarpolitischen Rahmenbedingungen werden ökonomische Praktiken (primär) nicht mehr vom Staat und nicht mehr von der Familie sondern nunmehr vom Markt sanktioniert. Objektiv entscheidet nicht mehr der Erfolg der innerfamiliären Initiation des Hoferben *zum Hoferben* darüber, ob ein Bauernbetrieb weitergeführt wird oder nicht, sondern sein Markterfolg. Der Hoferbe kann in der Folge nicht mehr allein mittels primärsozialisatorischer Arrangements zum 'Stifter der Kontinuität der Familientradition' erkoren werden. Er muss sich primär als ein *bäuerlicher Unternehmer* formieren und formieren können, damit er sich - auf indirektem Wege - *auch* als der Kontinuitätsstifter entpuppen kann. Dies setzt nun wiederum die Modernisierung familienwirtschaftlicher Verhältnisse in Richtung einer tendenziellen 'Entkoppelung von Familienleben und Produktion' voraus. Konkret kann dieser Entkoppelungsprozess folgendes bedeuten:

(1) *Die Rationalisierung familiärer Entscheidungsprozesse, sofern sie die Bewirtschaftung des Hofes betreffen.* In Georgs Familie zum Beispiel treffen, wenn es um das Fällen ökonomischer Entscheidungen geht, nicht konfligierende Menschen oder Generationen, sondern konfligierende Ansichten aufeinander. Einigung durch Kompromissbildung ist deshalb möglich, weil *operationelle* Problemstellungen nicht mit familiären Problemstellungen vermengt werden. Divergierende Ansichten werden nicht auf Loyalitätsmangel zurückgeführt.

(2) *Die Egalisierung des Verhältnisses zwischen den Generationen durch den Zerfall autoritärer Strukturen.* Da die ständige Kopräsenz mehrerer Generationen ein strukturelles Spezifikum des familienwirtschaftlichen Produktionsverhältnisses darstellt und deshalb Entscheidungen kooperativ gefällt werden müssen, behindern starre Autoritätsverhältnisse die Rationalisierung von Entscheidungsprozessen. Mit der Umorientierung der Agrarpolitik drängt sich also *auch* der Zerfall des hausväterlichen Regimes auf dem Hof auf.

(3) *Den Abbau familiärer Erwartungen hinsichtlich der unbedingten Weiterführung des Betriebs.* Da die Kontinuität des Hofes nicht mehr von der Erfüllung familiärer Erwartungen sondern von seinem Erfolg auf dem Markt abhängig ist, muss sich ein künftiger Betriebsleiter hinsichtlich der Art der Weiterführung (oder des Verlassens) des Hofes *alle* Optionen offen halten und sich neue Optionen schaffen können. Erwartungen mit Verbindlichkeits- oder Zwangscharakter können ein erfolgreiches unternehme-

risches Handeln massiv stören, da durch sie begründbare Entscheidungsoptionen ex ante getilgt werden. Dass der Abbau familiärer Erwartungen nicht zwangsläufig zum Verlust der Hofbindung führen muss, zeigt sich deutlich in den Fällen Ernst, Peter und Hans. Ihrer Bindung an den Hof liegen *traditionale* Motive zugrunde, die nicht noch zusätzlich mit Zwangsmitteln kontrolliert werden müssen.

(4) *Den Aufbau ausserhöfischer Beziehungen*, seien sie arbeitsweltlicher - in der Form eines Nebenerwerbs -, seien sie berufsweltlicher - in der Form des Aufbaus beruflicher Alternativen zum Bauersein - oder seien sie kultureller Natur - in Form der Entwicklung landwirtschaftsbezogener und nicht-landwirtschaftsbezogener Kompetenzen und Interessen. Dass mit dem Aufbau ausserhöfischer Beziehungen nicht notwendigerweise die Preisgabe des Hofes einhergehen muss, dokumentieren die Fälle Peter und Ernst. Obwohl sie stark nach aussen orientiert sind, erscheint ihnen die Rückkehr auf den Hof als sinnvoll.

(5) Praktisch *die frühe Betriebsübergabe auf einer Vertrauensbasis*. Sie kommt einer frühen Übergabe unternehmerischer Freiheit und Verantwortung gleich und muss nicht unbedingt den totalen Rückzug der älteren Generation vom Hof bedeuten. Eine Vertrauensbasis zwischen den Generationen entsteht dann, wenn auf dem Hof 'ungestörte' *familiäre* Verhältnisse herrschen. Ein 'ungestörtes' Familienleben setzt voraus, dass sich nicht nur die Produktion gegenüber dem Familienleben sondern seinerseits das Familienleben gegenüber der Produktion verselbständigt hat - konkret: dass Emotionalität und ökonomische Interessen sich in dem Sinne voneinander losgekoppelt haben, dass die Wertschätzung der Kinder nicht mehr allein von ihrem Arbeitseinsatz und ihrer Arbeitsleistung abhängig ist.

Insbesondere der Fall des modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmers Georg hat gezeigt, dass mit der 'Modernisierung' der Bauernfamilie nicht notwendigerweise das Überbordwerfen all ihrer 'traditionalen' Momente einhergehen muss. Der Bestand 'traditionaler' Strukturen und Motive kann für ein erfolgreiches Wirtschaften im Gegenteil von immenser Bedeutung sein. So ermöglicht *erstens* die familienhafte Organisation der Arbeit nach wie vor Formen des Arbeitseinsatzes, die den Besonderheiten bäuerlichen Wirtschaftens entgegenkommen. Weil bäuerliches Wirtschaften von natürlichen Wachstumsrhythmen abhängig ist, muss menschliche Arbeitskraft flexibel eingesetzt werden können. Familienarbeitskräfte sind nicht nur günstiger als betriebsfremde Arbeitskräfte, sie lassen sich auch flexibler in den Produktionsprozess einbinden.<sup>129</sup> Die Kopräsenz mehrerer Generationen auf dem Hof bietet *zweitens* die Chance, dass sich in der Landwirtschaft eine moderne Trennung von Arbeits- und Freizeit durchsetzen kann. Die Generationen können sich bei der Erledigung nicht aufschiebbarer und regelmässig anfallender Arbeiten ablösen. Dies setzt indessen ein kooperatives Generationenverhältnis voraus, das sich tendenziell nur innerhalb 'modernisierter' Familienstrukturen entwickeln kann.<sup>130</sup> *Drittens* sind es insbesondere 'traditionale' Motive, die ein Leben

<sup>129</sup>Problematisch hieran ist, dass Familienarbeitskräfte sich tendenziell auch leichter 'ausbeuten' lassen.

<sup>130</sup>Der *totale* Rückzug der abtretenden Generation vom Hof kann nicht nur als ein Entgegenkommen an

und Wirtschaften auf dem Hof als sinnvoll und erfüllt erscheinen lassen. Der wirtschaftliche Erfolg des Hofes hängt nicht zuletzt davon ab, dass seine Bewirtschafter Freude an ihrer Arbeit haben, dass sie gern in der Natur und mit Tieren arbeiten - und vielleicht auch, dass sie ihr eigenes Dasein auf der langen Linie einer Familientradition verorten können.

## 9.2 'Autonomiekonzeptionen' auf dem Bauernhof - Ein Typologierungsversuch

Ich habe argumentiert, dass junge Bauern die drei wesentlichen Handlungsprobleme, mit denen sie allgemein konfrontiert sind, tendenziell durch die Brille eines bestimmten Deutungsmusters wahrnehmen und dass der Versuch ihrer Bewältigung nach der Vorlage bewährter und eingeschliffener Deutungs- und Handlungsrouninen geschieht. Durch die Umorientierung der Agrarpolitik in der Schweiz, mit der implizit die Definition neuer Erfolgsstrategien bäuerlichen Wirtschaftens einhergeht, erweisen sich die hergebrachten Denk- und Handlungsschemata mehr und mehr als 'überholt'. Wirtschaftlicher Erfolg lässt sich nicht mehr über die Mehrung von Bruttoerträgen erzielen, er wird abhängig von unternehmerischen Verwertungserfolgen; nachhaltiges Wirtschaften ist keine rein 'ethische' Angelegenheit mehr, es muss seinerseits rationalisiert und verwertet werden; bäuerlich-familienwirtschaftliche Strukturen und Normen sind nicht mehr unabhängig von der Entfaltung eines marktorientierten Unternehmertums tradierbar - was eine partielle Ausdifferenzierung von Familienleben und Produktion sowie die Revision familiärer Erwartungen an die Nachfolgeneration erforderlich macht.

In meinen zusammenfassenden Ausführungen habe ich bisher von der besonderen Art und Weise, wie sich die von mir untersuchten Fälle ihr bäuerliches Dasein zurechtlegen und wie sie gegenüber den neuen Herausforderungen Stellung beziehen, abstrahiert. Diese Abstraktion ist im folgenden partiell rückgängig zu machen. Die in Teil I formulierte Frage, welche 'Konzeptionen individueller Autonomie' junge Bauern ihrem Sein auf dem Hof zugrundelegen, habe ich in den Teilen II und IV fallspezifisch beantwortet. Ich habe gezeigt, auf welche Weise sich Simon, Georg, Ernst, Hans und Peter auf dem Markt, gegenüber der Natur und innerhalb familiär-gemeinschaftlicher Strukturen positionieren, bzw. auf welche Weise sie in den wesentlichen Bezugsräumen bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens positioniert sind. Hierbei hat sich unter anderem gezeigt, dass in jedem der fünf Fälle dominante Motive der Hofbindung vorliegen, was gleichzeitig bedeutet, dass jeder der fünf Fälle sein bäuerliches Leben und Dasein jeweils primär von der Einbindung in *einen* der drei Strukturräume her denkt. Für Ernsts und Hans' 'Konzeption individueller Autonomie' ist zentral, dass sie Teil einer familiären bzw. einer kulturellen (Tal-)Gemeinschaft sind, für Peter und Georg ist zentral, dass sie sich in erster Linie als ökonomische Akteure verstehen und für Simon ist von be-

---

die nachfolgende, sondern muss auch als eine Strategie gelesen werden, die nachfolgende Generation *total* an den Hof zu binden. Innerhalb 'modernisierter Familienverhältnisse' werden (latent) strategische Arrangements dieser Art tendenziell hinfällig.

sonderer Bedeutung das Leben auf dem Land und in der Natur.

Ich werde im folgenden *ansatzweise* versuchen, auf dem Hintergrund der Einzelfallanalysen eine *Typologie* 'individueller Konzeptionen von Autonomie', allgemeiner: eine Typologie von Hoferben in der Schweiz zu entwerfen. Ich gehe davon aus, dass in den einzelnen Fällen eine

(1) *typische Ordnung und Verschränkung* bestimmter Motivlagen und Positionierungsleistungen vorliegt, die jeweils

(2) auf ein *typisches familiäres, naturräumliches und gesellschaftliches 'Herkunftsmilieus'* - eine bestimmte Vergangenheit - verweist, mit der

(3) eine *typische Nähe oder Distanz zu hergebrachten Handlungs- und Deutungsmustern* einhergeht, in der

(4) '*traditionale*' und '*moderne*' Elemente auf eine *typische Weise* 'verbunden' sind und aus der

(5) eine *objektive Wahrscheinlichkeit des Erfolgs* bei der Bewältigung der sich neu formierenden Handlungsprobleme im Agrarsektor hervorgeht.

Der kurzen Skizzierung der einzelnen Typen stelle ich eine schematische Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Einzelfallanalysen voran.

Dominante Motive der Hofbindung						
ökologisches Motiv sekundären Ursprungs	ökologisches Motiv primären Ursprungs	familiär-bauernweltliches Traditionsmotiv	traditional-unternehmerisches Subsistenzmotiv	modern-unternehmerisches Erfolgsmotiv	kulturell-bauernständisches Motiv	individualistisches 'Autonomie'-Motiv
	<b>Peter</b>	<b>Ernst</b>	<b>Georg</b>	<b>Hans</b>	<b>Simon</b>	
<b>Betriebsstruktur</b>	Mischbetrieb 15 ha; Thurgau; Pouletmast, Getreidebau, Zucker, Milchwirtschaft, Obstbau; IP und Betriebsvergrößerung geplant; momentan 100% Nebenerwerb	Milchwirtschaftsbetrieb 20 ha; Entlebuch / Bergzone 1; modernisierte Infrastruktur; konventionelle Bewirtschaftung (IP beantragt)	Mischbetrieb 31 ha Aargau / voralpine Hügellzone; Milchwirtschaft, Getreide- und Weinbau, Viehzucht; Neusiedlung; Integrierte Produktion	Milchwirtschaftsbetrieb 9,5 ha, Schächental, UR; Bergzone 3; Stallneubau; mobile Berglandwirtschaft; Pachtverhältnis	Milchwirtschaftsbetrieb 35 ha; Jura / Bergzone 2; veraltete Gebäulichkeiten; konventionelle Bewirtschaftung	
<b>Modus der Hofbindung</b>	aktiv auf dem Hintergrund primär-ökologischer Bindungen	passiv – trotz ausserhöfischer Orientierungen	aktiv auf dem Hintergrund traditionaler und ökologischer Bindungen	aktiv auf dem Hintergrund bäuerlich-kultureller Bindungen	passiv - wider den 'Autonomie'-Anspruch	
<b>Modell individueller und unternehmerischer Freiheit - Konzeption von Autonomie</b>	offensiv; Autonomie in und durch bäuerliches/m Wirtschaften	unbeschädigtes (Familien-)Leben auf dem Hof; gleichzeitig Lust an ganz anderem	offensiv; Autonomie in und durch unternehmerische(r) Aktivität	Unabhängigkeit betrieblicher, ausserhöfischer und biographischer Entwicklungen	defensiv hinsichtlich Tradition und Markt; Der Hof als 'Reich der Freiheit'	
<b>familiäre Konstellationen; familiäre Entscheidungspraxis; Generationenfrage.</b>	'Abwesenheit der Generationenfrage' aus biographischen, erwerbsstrukturellen und habituell-motivischen Gründen; dominante Rolle des Hofherben in Entscheidungssituationen	'harmonisches' Familienleben; habituell gesteuerte Hof- und Familienorientierung; aktive Ausrichtung des ganzen Familienlebens auf die spätere Hofübernahme	rationale Entscheidungsfindung und Konfliktbewältigung basierend auf familiärem Grundkonsens; Austragung des Generationenkonflikts in Sachentscheidungen	frühe Übergabe des Hofes in Pacht; unproblematisches Generationenverhältnis; um Bankfiliale ergänzte Familienökonomie; Einbettung der Familie als Ganze in die Talgemeinschaft	Entscheidungsaversion; Loyalitäten, die rationale Auseinandersetzungen verhindern; Unterlassen von betrieblichen Modernisierungsleistungen; 'Verinnerlichung' des Generationenkonflikts	
<b>Ökologisches Bewusstsein, Raum-Zeit-Positionierung.</b>	primär-ökologische Einbindung des Hofherben in räumliche, zeitliche und familien-traditionale Zusammenhänge	partiell reflexiv gewordenes primär-ökologisches Bewusstsein; wird begründungsstrategisch eingesetzt.	primär-ökologisch fundierte Ausrichtung des Wirtschaftens auf ökonomischen Erfolg in der Bereitstellung verwertbarer ökologischer Leistungen	primäre Einheit von Ökologie, Ästhetik, Ökonomie und bäuerlicher Kultur; Eröffnung eines 'lebensweltlichen' Ökologiediskurses	primär-ökologisches Modell eines 'freien Lebens auf dem Land'; Nachhaltigkeit als 'ethische' Angelegenheit	
<b>Unternehmertum, Markt-Positionierung, Spontane Politische Ökonomie.</b>	traditional-offensives Unternehmertum: praktische Ausrichtung auf den Markt bei ungebrochener Strukturierung des Denkens durch das Deutungsmuster Subsistenz (Arbeitswertlehre, Moralisierung des Marktes, 'labour-consumer-balance'-Modell)	Marginalisierung 'ausenwirtschaftlicher' Beziehungen; 'selbständiges Unternehmertum', implizierend das Modell einer 'moral economy', eine objektive Wertlehre sowie die Vorstellung nationaler Autarkie; basierend auf Deutungsmuster Subsistenz	offensiv-modernes Unternehmertum: betriebswirtschaftliche Effizienz, interne Rationalisierung unternehmerische Flexibilität; <i>Vermarktung</i> von Gütern und Leistungen; Marktausrichtung der Produktion; rationale Gewinnmaximierung	'Gefühl der Sicherheit' basierend auf Vertrauen in die gesellschaftliche Einsicht in die Notwendigkeit der Berglandwirtschaft, kontrafaktische Subsistenzphantasie; basierend auf Deutungsmuster Subsistenz und 'Subsistenzdenken vom Markt her'	Marginalisierung der Marktpositionierung des Hofes; 'selbständiges Unternehmertum' in der Schöpfung von Gebrauchswerten; Vorstellung höfischer und nationaler Autarkie, basierend auf Deutungsmuster Subsistenz	
<b>Selbstdarstellung</b>			lupenreine Darstellung seiner selbst als Unternehmer		Geltendmachung von Autonomie in unctionen Entscheidungssituationen	
	„wenn ich etwas mache, dann will ich auch etwas herausbringen“	„wenn du siehst, was sie aufgebaut haben“// „ich möchte rüdig viel noch machen, weisich“	„man muss einfach schauen, wie der Markt spielt“	„sonst bleiben wir dann allein da hinten für uns“	„man ist nicht mehr frei“	
<b>Typus</b>	Der traditional-offensive bäuerliche Unternehmer	Der moderne Nachfolger	Der offensiv-moderne, bäuerliche Unternehmer	Der naturräumlich und kulturell Verwurzelte	Der (verhinderte) Autonome	
<b>typische motivische Verschränkungen</b>	primär-ökologisch motiviertes, traditional-offensives, bäuerliches Unternehmertum	Synthese von passiver Familien- und aktiv-individualistischer Aussenorientierung	primär-ökologisch motiviertes, offensiv-modernes, bäuerliches Unternehmertum	primär-ökologisch, regionalgemeinschaftlich und -kulturell gestütztes Bauersein	naturraumbezogener Individual-Anarchismus	

### 9.2.1 Der Autonome

(1) Der Autonome erblickt im Hof einen Freiraum, auf dem er sich ein gemäss seiner inneren Werthaltung richtiges Leben einrichten kann. Seine Fixierung auf den Hof hat einen defensiven Charakter: Er will frei sein von jeglichen Bindungen - seien sie durch bäuerliche (im Grenzfall auch familiäre) Traditionen, durch gesellschaftliche Handlungsimperative oder durch die Einbindung in marktvermittelte Tauschprozesse gegeben. Der Autonome ist *nicht unbedingt* ein Bauer, weil er sich *nicht unbedingt* in eine bauernständige Tradition hineinstellt. Ist er Bauer, dann ist er es wesentlich deshalb, weil es ihm der *Bauernberuf* ermöglicht, in seiner Arbeit Asket und nicht Händler zu sein und weil sich ein richtiges und selbstbestimmtes Leben am ehesten in einem relativ 'autarken' Handlungsfeld realisieren lässt. Das Subsistenzmotiv ist bei ihm in dem Sinne überdeterminiert, als es seinen Hintergrund nicht allein in einem materialistischen 'Bewusstsein der Notwendigkeit' hat.

(2) Sein Anspruch auf 'Freiheit' geht entweder auf eine säkulare *Strategie* der 'totalen Verweigerung' zurück, oder er ist *authentisch* in der Zugehörigkeit zu einer *besonderen*, räumlich und zeitlich ungebundenen (also 'religiösen') Gemeinschaft begründet. Liegt zweiteres vor, geht seine Verweigerung auf ein *besonderes*, mitunter individualistisches Ethos zurück. Tendenziell ist er ein Fremder unter Fremden, ist nur schwach in eine dörfliche oder regionale (im Grenzfall auch familiäre) Gemeinschaft eingebunden und ist in relativer (sozialer und räumlicher) Abgeschiedenheit gross geworden.

(3) Ein subsistenzialistisches Denken und ein asketisches Arbeitsethos sind beim Autonomen nicht nur 'praktisch' begründet. Sie gehen nicht allein auf sein Bauer-Sein, bzw. familienwirtschaftliche Strukturen und das bäuerliche 'Deutungsmuster Subsistenz' zurück. In ihnen bringen sich auch 'fundamentalere' Regeln eines richtigen (und frommen) Lebens zum Ausdruck, die keine rein innerweltliche Begründung haben. Sie bleiben deshalb in besonderem Masse gegen akkultorative Zwänge resistent.

Als Bauer ist der Autonome ein Modernisierer mit begrenzten Zielen. Er richtet sich seinen Handlungsraum 'praktisch' ein, minimiert Leerläufe, verrichtet seine Arbeit bewusst und korrekt und hält sich an Regeln, die er sich zum Teil selber auferlegt hat. Hinsichtlich der Verwertung von Werten ist er indessen antimodern: Der Autonome veräussert sich nicht.

(4) Der Autonome ist eine moderne Sozialfigur, die sich nicht in gemeinschaftlichen Zusammenhängen auflöst, sondern inneren, mitunter individualistischen Werten verpflichtet ist. Gleichzeitig ist er in dem, was er tut, begründungspflichtig gegenüber der zeitlich und räumlich ungebundenen Gemeinschaft, der er angehört. Als Bauer bezieht sich sein Ethos auf den 'richtigen' Umgang mit der Natur, die 'richtige' Weise der Naturbewirtschaftung. In seinem ganzen Tun ist er radikal darum bemüht, seine Sache richtig zu tun, d.h. sowohl die richtigen Ziele zu setzen, als auch die richtigen Mittel zu wählen. Traditional bleibt er in dem Sinne, dass er sich nicht auf 'modern-abstrakte' Sozialbeziehungen, zum Beispiel marktvermittelte, einlässt, und sein Handlungskalkül nicht rein instrumentell ist.

(5) Die Zukunft des Autonomen ist dann in Gefahr, wenn ihm ein Arrangement mit denjenigen Mächten, von denen sein wirtschaftlicher Erfolg *auch* abhängig ist - der Familie, dem Markt und dem Staat - misslingt.

### 9.2.2 Der *moderne* Nachfolger

(1) Der *moderne* Nachfolger ist durch eine habitualisierte 'Bestimmung für den Hof' an den Hof gebunden. Dass er aus familientraditionalen Gründen objektiv an der Reihe ist, nimmt er subjektiv als eine Berufung wahr. Der Hof stellt sich ihm (aktiv) als die beste aller Welten dar. Konkret: Seine Familie hat alles unternommen, um den Hof auf den neuesten Stand der Modernisierung zu bringen. In ihr herrscht ein emotionales Klima, in dem sich der Nachfolger aufgehoben fühlt. Der moderne Nachfolger ist also weder durch Zwang, noch durch mit Nachdruck geäußerte Erwartungen (passiv) an den Hof gebunden. Er wählt sich selber den Hof, während der Hof gleichzeitig ihn wählt. Denn objektiv bleiben ihm durch die Habitualisierung seiner 'Bestimmung für den Hof' Alternativen zum Hof versperrt. (Im Gegensatz zu einem 'traditionalen' Nachfolger, steht der *moderne* Nachfolger vor einem individuellen Entscheidungsproblem - auch wenn seine Entscheidung für den Hof habituell disponiert ist.)

(2) Der Einbindung in eine Familientradition fällt beim modernen Nachfolger ein besonderes Gewicht zu. Die Familie, in der er gross geworden ist, hat auf ihn gewartet, erblickt in ihm ein kostbares Gut, das es zu pflegen gilt. Sie weist insofern modernisierte Züge auf, als sich in ihr partiell eine Ausdifferenzierung von Emotionalität und ökonomischen Interessen bereits vollzogen hat. Der *moderne* Nachfolger hat den Hof nicht um jeden Preis zu übernehmen, er hat sich auf ihm - tendenziell um jeden Preis - wohl zu fühlen. Seine Familie ist bereit, 'Sonderleistungen' zu erbringen, um ihn auf dem Hof zu halten. Eine dieser Sonderleistungen besteht darin, dass sie ihn gelegentlich auch vom Hof gehen lässt und mit Freude auf seine Rückkehr wartet. Der *moderne* Nachfolger fühlt sich zur Rückkehr getrieben, weil er emotional an seiner Familie - und an dem, was sie für ihn leistet und geleistet hat - hängt.

(3) Tendenziell behindert die Bindung an eine Familientradition die Überwindung eines subsistenzlogischen Denkens. In seinem ökonomischen Denken neigt der moderne Nachfolger dazu, ökonomische Tauschbeziehungen zu moralisieren. Er ist ein typischer Verfechter des gerechten Preises. Als künftiger Familienvater will er ein selbständiger Unternehmer und nicht dem Diktat hoffremder Mächte unterworfen und ausgeliefert sein.

(4) Der Nachfolger ist an sich eine 'traditionale' Sozialfigur. Primär wird er vom Hof, den er erbt, geerbt: er ist passiv an den Hof gebunden und objektiviert sich ihn nicht. Der *moderne* Nachfolger ist eine Synthesefigur: Er muss sich bei Sichtbarkeit von Alternativen aktiv für den Hof *entscheiden*.

(5) Die Prädominanz des Familiären, die tendenzielle Ausblendung hofexterner Beziehungen und die Hypostasierung einer nachhaltigen Produktion zur 'Ehrensache',



erschweren es dem modernen Nachfolger, sich pragmatisch den Gestus eines offensiven Unternehmers anzueignen.

### 9.2.3 Der naturräumlich und kulturell Verwurzelte

(1) Der naturräumlich und kulturell verwurzelte Bauer lebt in einer regionalen Gemeinschaft mit dominant bäuerlichem Gepräge und versteht sich wesentlich als ein Teil von ihr. Sein individuelles Selbstverständnis und seine kollektiv geteilte Mentalität sind ausserdem in besonderem Masse von der Arbeit in der Natur geprägt.

(2) Typischerweise lebt der Verwurzelte in einer relativ geschlossenen und gleichwohl weiträumigen, bäuerlichen Umgebung, die ihre kulturelle Eigenständigkeit und Authentizität trotz ihrer allmählichen Einbindung in grössere gesellschaftliche Zusammenhänge noch nicht vollständig verloren hat. Er lebt tendenziell eher in einem Streusiedlungsgebiet als in einem (Bauern-)Dorf, führt eher einen reinen Milchwirtschafts- als einen Mischbetrieb und ist eher Bergbauer als Talbauer. Er wirtschaftet 'unter erschwerten Bedingungen'.

(3) Seine räumlich dezentrale Lage, die monokulturelle Ausrichtung seines Wirtschaftens und seine Verankerung in einem räumlich ausgedehnten Gemeinschaftssystem machen ihn typischerweise *auch* zum Händler und Verwerter seiner Ware. Er produziert immer schon für - und bezieht einen Teil seiner Gebrauchsgüter über - den 'Markt': Ein *Denken vom Markt her* ist ihm nicht fremd, auch wenn der Markt für ihn eine konkrete und nicht anonymisierte, gesellig-gesellschaftliche Veranstaltung bleibt.

Seine Existenz begründet er *auch* über die 'Pflege' der Natur. Er erblickt in der Bändigung natürlicher Erosionsprozesse einen Wert an und für sich. Auch unabhängig der messbaren, ökonomischen Erträge, die sein Wirtschaften abwirft, erachtet er es für unabdingbar und notwendig.

(4) Der Verwurzelte ist primär in traditional strukturierte Sozialbeziehungen eingebunden, ist aber seit je her auch von wirtschaftlichen Aussenbeziehungen abhängig. Ein (modern) unternehmerischer Geist ist ihm daher nicht fremd. Als eine periphere Figur, ein Fremder, der sich nicht vollständig der Interaktion mit modernisierten Gesellschaftssegmenten entziehen kann, ist er tendenziell ihr Deutungsexperte. Seine Werthaltung ist traditional und modern zugleich. Er besitzt eine ausgeprägte ökonomische Vernunft, bemisst den Wert seines Tun aber auch mit ästhetischen und 'funktionalistischen' Massstäben.

(5) Der Verwurzelte versteht sich seit jeher *auch* als ein Hersteller von Kollektivgütern. Als solcher hat er Zukunft, auch wenn er wegen seiner erschwerten Produktionsbedingungen auf dem Markt einen schweren Stand hat. Er wird unter verstärkten Rationalisierungszwang geraten und seinen Betrieb (auf Kosten anderer) tendenziell vergrössern müssen.

#### 9.2.4 Der traditional-offensive, bäuerliche Unternehmer

(1) Die wirtschaftliche Praxis des traditional-offensiven, bäuerlichen Unternehmers ist auf eine effiziente Gebrauchswertschöpfung ausgerichtet. Er ist ein Modernisierer mit dem Ziel, die natürlichen Ressourcen des Hofes möglichst effektiv zu nutzen. Sein Tun ist von einem ausgeprägt draufgängerischen 'Schaffens-Ethos' geleitet. Hierbei hält er sich jedoch konsequent an das Kriterium der Nachhaltigkeit: Aus seiner Einbindung in eine generationenübergreifende Familientradition geht ein primär-ökologisches Bewusstsein hervor, das ihn zum schonenden Umgang mit den Ressourcen des Hofes anhält.

(2) Ein draufgängerischer Geist hat in der Familie des traditional-offensiven, bäuerlichen Unternehmers Tradition. Beim Betrieb, den sie seit Generationen bewirtschaftet, handelt es sich tendenziell um einen Mischbetrieb, auf dem vielfältige Arbeiten anfallen. Tendenziell ist er eher in einem Gebiet mit dörflichen Strukturen gelegen als in einem Streusiedlungsgebiet. Im Dorf herrscht ein alltäglicher Kampf um Geltung und Status.

(3) Die Auslegung ökonomischer Zusammenhänge und sein individuelles Arbeitsverständnis sind durch das 'Deutungsmuster Subsistenz' strukturiert. Sein Stolz ist die Sicht- und Greifbarkeit der Früchte seiner Arbeit - sein Denken ist entschieden substanzialistisch.

(4) Der traditional-offensive, bäuerliche Unternehmer ist ein (historisch) typischer Bauer, weil er ein offensives Modernisierertum mit dem Festhalten an traditional-familienhaften Produktionsstrukturen und Werthaltungen vereint. Er ist ein Unternehmer nur solange, wie sein Wirtschaften einen bäuerlichen, also nicht-industriellen Charakter aufweist. Er wertet sein Schaffen nicht *nur* mit ökonomischen Maßstäben. Wert an und für sich ist ihm auch die Familienhaftigkeit der Arbeitsorganisation und die Erzeugung *bestimmter* Produkte: Ihr wirtschaftlicher Bedeutungsverlust veranlasst ihn nicht unmittelbar, Betriebszweige die ihm wichtig und wertig sind, aufzugeben. Tendenziell stehen auf dem Hof des offensiv-bäuerlichen Unternehmers immer auch Kühe und er hängt in besonderem Masse an Betriebszweigen, die für die Region, in der er lebt, typisch sind.

(5) Der traditional-offensive, bäuerliche Unternehmer definiert sich primär über sein Schaffen. Er verlangt dafür eine gerechte Entlohnung. Der Bezug von produktionsunabhängigen Direktzahlungen ist ihm deshalb suspekt, weil er noch stark in subsistenzlogischen Kategorien denkt.

Der traditional-offensive, bäuerliche Unternehmer besitzt gute Zukunftschancen, obwohl ihn seine 'Bewusstseinslage' gegenwärtig nur bedingt als ein Verwerter von Werten auftreten lässt, sein Habitus aber gleichwohl unternehmerisch *und* bäuerlich ist.

### 9.2.5 Der offensiv-moderne, *bäuerliche* Unternehmer

(1) Der offensiv-moderne, bäuerliche Unternehmer versteht seinen Hof wesentlich als ein Wirtschaftsunternehmen, dessen Erfolg er von der Abstimmung der Produktion auf die Marktnachfrage und vom Erfolg ihrer Verwertung abhängig macht. Er besitzt ein unternehmerisches Selbstverständnis, ist aber gleichwohl ein Bauer, indem sein Handeln nicht nur zweckrational-unternehmerisch sondern wesentlich primär-ökologisch und familiär-traditional motiviert ist. Als moderner Unternehmer fasst er die 'Leistungen', die aus seiner bäuerlichen Existenzweise hervorgehen, als verwertbare Werte auf.

(2) Er ist in einer Bauernfamilie gross geworden, in der sich Familienleben und Produktion insofern voneinander losgekoppelt haben, als familiäre Loyalitäten und Erwartungen die rational-ökonomische Entscheidungspraxis nicht behindern. Auf seinem Betrieb wurden bis anhin weitreichende (interne) Modernisierungsleistungen erbracht, so dass sich die Ausrichtung der Produktion auf den Markt gleichsam als der logisch nächste Schritt der Betriebsmodernisierung darstellt. Tendenziell bewirtschaftet der modern-offensive, bäuerliche Unternehmer einen Mischbetrieb, auf dem einerseits traditionale Handlungsmotive gewahrt bleiben und auf dem andererseits - gleichsam genuin - Affinitäten zu einer unternehmerischen Praxis bestehen.

(3) Der offensiv-moderne, bäuerliche Unternehmer denkt *vom Markt her*. Er durchbricht das 'Deutungsmuster Subsistenz' und überwindet ein traditionales bäuerliches Arbeitsethos als ein rein auf die Effektivierung der Wertschöpfung ausgerichtetes 'Schaffens'-Ethos. Seine wesentliche Praxis ist die *Verwertung* von Werten, der er die *Wertschöpfung* als 'vorgelagert' denkt.

(4) *Als Bauer*, der kein Agrarindustrieller ist, wertet der offensiv-moderne, bäuerliche Unternehmer sein Tun nicht ausschliesslich nach ökonomisch-zweckrationalen Kriterien. Die Ausrichtung seines Handelns bleibt zusätzlich an ethische und ästhetische Wertmassstäbe gebunden. *Als einem modernen Unternehmer* gelingt es ihm indessen, den Wert der 'traditionalen' und nicht durchrationalisierten Anteile seines Tuns *auch* ökonomisch (d.h. als verwertbare und zu verwertende Werte) auszudrücken.

(5) Der offensiv-moderne, bäuerliche Unternehmer ist bestens dafür gerüstet, innerhalb der sich verändernden politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen erfolgreich zu sein. Er ist der eigentliche *Typus mit Zukunft*, weil er *erstens* seine Existenz vom Markt her denkt und die Produktion offensiv auf den Markt ausrichtet, weil er *zweitens* die ökonomische Logik der produktionsunabhängigen Direktzahlungen durchschaut und weil er *drittens* auch unterm Markt mit Leib und Seele ein Bauer bleibt.

## Methodischer Anhang: Fallauswahl und Strukturgeneralisierung

Im Prozess fallrekonstruktiver Forschung lassen sich drei Phasen benennen, in denen jeweils eine begründbare Entscheidung über die Auswahl von Datenmaterial gefällt werden muss. Sie betrifft erstens die Fallauswahl in der Phase der Durchführung von Forschungsinterviews, zweitens die Auswahl des zu analysierenden Interviewmaterials und drittens die Auswahl des Textmaterials, das zur Darlegung der Analyseergebnisse beigezogen wird (Flick 1995). Während es bei der ersten Entscheidung darum geht, ein Sample der zu untersuchenden Einzelfälle zusammenzustellen - in der Sprache der empirischen Sozialforschung: eine Stichprobe zu ziehen - bezieht sich das Problem der Fallauswahl in den Phasen zwei und drei auf die Frage, auf welches Material bei der sequenzanalytischen Auswertung der Interviews bzw. bei der Präsentation der Forschungsergebnisse Bezug zu nehmen ist.

Die folgenden Ausführungen beleuchten den Zusammenhang zwischen den Problematiken der Fallauswahl und der Generalisierung von Ergebnissen fallrekonstruktiver Forschung. Es soll insbesondere konkret gezeigt werden, in welcher Weise in der vorliegenden Untersuchung bei der Auswahl der Fälle verfahren wurde. Auf eine explorative Erörterung sowohl des Darstellungsproblems als auch der Vorgehensweise bei der sequenzanalytischen Auswertung von Interviewmaterial muss hier verzichtet werden.<sup>1</sup>

### 1. Dimensionen der Generalisierungsproblematik

Bei der eidgenössischen Landwirtschaftszählung im Jahr 1990 gaben 22'178 der insgesamt 50'620 Betriebsleiter, die das 50. Altersjahr überschritten hatten, an, dass sie die Weiterführung ihres Bauernbetriebs durch ein Familienmitglied für wahrscheinlich erachten (SBV 1995, 19). Für eine Befragung im Rahmen des vorliegenden Projekts standen also mehrere tausend Interviewpartner zur Auswahl. Dass letztlich insgesamt *sieben* Forschungsinterviews durchgeführt wurden, wirft die folgenden zwei Fragen auf: Nach welchen Kriterien wurden erstens diese wenigen Fälle ausgewählt, und inwieweit besitzen zweitens auf der Basis von Einzelfallrekonstruktionen gewonnene Einsichten den Charakter generalisierbarer, wissenschaftlicher Aussagen?

Qualitative Sozialforschung zielt in der Regel weniger auf *empirische Generalisierung* im Sinne der Generierung frequenzanalytischer Aussagen über die Verteilung, Streuung und korrelative Häufung verschiedener Merkmalsgruppen in einer Population ab, als auf *strukturgeneralisierende* Theoriebildung im Sinne der Rekonstruktion strukturierter, allgemeiner und typisierbarer Deutungs-, Handlungs- Handlungsverlaufsmuster, die für eine individuelle Lebenspraxis innerhalb bestimmter sozialer Felder von

---

<sup>1</sup> Zu den objektiv-hermeneutischen Verfahrensregeln der Textinterpretation ist auf die einschlägigen Arbeiten von Ulrich Oevermann zu verweisen - insbesondere auf Oevermann et. al (1979). Eine systematische Darlegung des Darstellungsproblems in der qualitativen Sozialforschung sowie möglicher Lösungsvorschläge, liegt - soweit bekannt - nicht vor. Die Darstellung von Forschungsergebnissen scheint mitunter *auch* eine Frage des persönlichen Stils zu sein.

praxisleitender Relevanz sind. Bei der sequenzanalytischen Auswertung einzelfallbezogenen Datenmaterials wird die handlungsstrukturierende Gesetzmäßigkeit rekonstruiert, die in der Sequentialität und inneren Logik der Entscheidungen, die von einem Handelnden lebenspraktisch gefällt werden, zum Ausdruck kommt. Gesetzmäßigkeiten dieser Art steuern jede einzelne Ausdruckshandlung. Folglich können sie auch in den spezifischen Anschliessungs- und Ausschlusspraktiken sowie in den realisierten Sinngehalten von Aussagen, die in einem Forschungsinterview exemplarisch dokumentiert sind, rekonstruktiv erfasst werden.

Die Bildung einer Hypothese über die Strukturierungsgesetzmäßigkeit des Falles bildet die Primäroperation objektiv-hermeneutischer Sozialforschung, an deren Verfahren sich die vorliegende Untersuchung orientiert hat. Weil sich freilich eine einzelne Lebenspraxis immer im „Kontext allgemeiner Regelmäßigkeit“ (Hildenbrand et al. 1992, 21) gebildet hat, nimmt ein einzelner Fall zwangsläufig auf die handlungsermöglichenden und handlungsleitenden Regeln, die ihm innerhalb der für ihn relevanten, sinnstrukturierten Welt geboten sind, Zugriff. Soziale Regelsysteme können mehr oder weniger universell sein, können innerhalb unterschiedlicher Handlungsfelder unterschiedliche Grade der Diskursivität und Formalisierung aufweisen und können folglich individuelles Handeln mehr oder weniger ‚intensiv‘ steuern und strukturieren.<sup>2</sup> Sowohl die Strukturierungsgesetzmäßigkeit eines einzelnen Falles als auch die sozialen Regelsysteme, aus deren mehr oder weniger intensiver Geltung sich für den Handelnden ein klar umrissener Raum realisierbarer Handlungsoptionen ergibt, können Gegenstand rekonstruktiver Sozialforschung sein. Ihr schwergewichtiges Interesse kann entweder bei den besonderen Individuationsbedingungen liegen, aus denen eine fallspezifische oder für diese Bedingungen *typische* Realisationsform von Lebenspraxis hervorgeht, oder es kann bei den Regelsystemen selbst liegen, in deren Kontext Individuation stattfindet. Entscheidend ist, dass ein besonderer Fall sich (sozialisatorisch) immer innerhalb bestimmter sozialer Strukturen gebildet hat und dass die Rekonstruktion von Fallstrukturgesetzmäßigkeiten zwangsläufig die Rekonstruktion der allgemeinen Regelsysteme impliziert, auf deren Hintergrund sich eine besondere Lebenspraxis entfaltet.

Mead (1973, 245f.) umreißt das für Sozialität umfassend geltende Verhältnis von Identität und Gesellschaft wie folgt: „In anderen Worten, die organisierte Struktur jeder einzelnen Identität innerhalb des menschlichen gesellschaftlichen Erfahrungs- und Verhaltensprozesses spiegelt die organisierten Beziehungen dieses Prozesses als Ganzem wider und wird durch ihn gebildet. Jede einzelne Identitätsstruktur spiegelt aber (und wird gebildet durch) einen andersartigen Aspekt oder eine andere Perspektive dieser Beziehungen, weil eine jede diese Beziehungen aus ihrer eigenen einzigartigen Position spiegelt. Der gemeinsame gesellschaftliche Ursprung und die gleichartige Beschaffenheit der einzelnen Identitäten und ihrer Strukturen schliessen daher weitreichende Unterschiede und Abwandlungen zwischen ihnen nicht aus, noch stehen sie im Widerspruch zu ihrer spezifischen und mehr oder weniger eigentümlichen Individualität. Jede

---

<sup>2</sup>Die Explikation eines soziologischen Regelbegriffs, der mit einem eindimensional normativistischen Verständnis sozialer Regeln bricht, liefert Giddens (1992, 67ff.).

individuelle Identität innerhalb einer gegebenen Gemeinschaft spiegelt in ihrer organisierten Struktur das ganze Muster des organisierten gesellschaftlichen Verhaltens, das diese Gesellschaft oder Gemeinschaft aufweist und abwickelt, und diese organisierte Struktur wird durch jedes Muster geformt.“ Identitätsbildung vollzieht sich gemäss Mead im Kontext eines „Systems gemeinsamer oder gesellschaftlicher Bedeutungen“ (198) in Form „einer individuellen Spiegelung der allgemeinen, systematischen Muster des gesellschaftlichen oder Gruppenverhaltens“ (201).

Für die Teile, in denen sich die vorliegende Untersuchung mit der Rekonstruktion des ‘Deutungsmusters Subsistenz’ - einem kulturellen Sinnsystem mit bestimmbarer historischer Reichweite - befasst, kann die Frage der Generalisierbarkeit von aus Einzelfallanalysen gewonnen Einsichten als geklärt gelten. Sie ist dadurch gegeben, dass die Lebenspraxis eines einzelnen Falles auf die allgemeinen Struktur- und Handlungsbedingungen des Untersuchungsfeldes verweist, unter denen sie als eine Besondere hervorgegangen ist.

In anderer Form stellt sich die Generalisierungsproblematik mit Blick auf die fünf Typen von Hoferbenschaft, die in Teil V kurz skizziert wurden. Drei Dimensionen der Generalisierungsproblematik sind hierbei zu unterscheiden:

(1) Generalisierung im Sinne der *Typenbildung* und somit die Frage, auf welchem Wege sich methodengeleitet aus der Formulierung von Fallstrukturhypothesen Aussagen über *feldtypische* individuelle Praxismuster und Positionierungsleistungen erschliessen lassen;

(2) Generalisierung im Sinne der vollständigen Auflistung und Berücksichtigung der typischen Praxismuster, die in einem sozialen Handlungsfeld zu einem gegebenen Zeitpunkt realisiert werden können - allgemeiner formuliert: im Sinne der *Sättigung* des typologischen Kategoriensystems, mit dem Lebenspraxis in einem sozialen Handlungsfeld theoretisch umrissen wird, und

(3) die Frage der *empirischen Generalisierung* im Sinne der Generierung von Aussagen über die Auftretenshäufigkeit der typischen Praxismuster im untersuchten Feld.

Im Verhältnis zu den Operationen der Strukturgeneralisierung (1 und 2) fällt im Kontext qualitativer Sozialforschung der Problematik der empirischen Generalisierung eine sekundäre Bedeutung zu. Der Primärstatus der Textinterpretation als Grundoperation sozialwissenschaftlichen Messens liegt pragmatisch darin begründet, dass die Frage nach der Auftretenshäufigkeit und korrelativen Streuung von Merkmalsgruppen erst dann sinnvoll gestellt werden kann, wenn ein *sachhaltiges* Wissen bzw. sachhaltige Kategorien über die Charakteristiken des jeweiligen Feldes und der in ihm regelgeleitet und strukturiert verrichteten Praktiken bereits vorliegt. Bevor bekannt ist, dass es in der Schweiz den innovativen Typus des modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmers gibt und dass dieser sich insbesondere durch eine spezifische Synthetisierung ‘traditionaler’ und ‘moderner’ Handlungsorientierungen auszeichnet, muss es schwer fallen, ihn mit Hilfe standardisierter Erhebungsverfahren, bei denen die Kategorien des Möglichen im voraus spekulativ bestimmt werden, ausfindig zu machen.

Orientiert sich Hypothesen- bzw. Theoriebildung am Popperschen Prinzip der Beliebigkeit - positiv formuliert, an der mehr oder weniger ausgeprägten Virtuosität der Forschenden - bleibt letztlich dem Zufall anheimgestellt, ob in den Maschen des Netzes, „das wir auswerfen, um ‘die Welt’ einzufangen - sie zu rationalisieren, zu erklären und zu beherrschen“ (Popper 1976, 31) hängen bleibt, was - auf *sachhaltige* Begriffe gebracht - gesellschaftlich der Fall ist. Die Schwäche traditionell empirischer Sozialforschung liegt nicht im methodischen Apparat, der ihr bei der Erhebung und Auswertung standardisierter Daten zur Verfügung steht, sondern darin, dass sie in der Regel auf die Anwendung von Verfahren methodisch kontrollierter Hypothesenbildung verzichtet. Vollzieht sich hingegen Theoriebildung *rekonstruktionslogisch* am Material, erhält „gesellschaftliche Wirklichkeit (...) in ihrer ungefilterten Konkretion eine maximale Chance, theoretische Vermutungen zu Fall zu bringen, wohingegen doch die standardisierten Verfahren der Datenerhebung schon immer, da sie im Lichte der zu prüfenden Theorien selbst konstruiert worden sind, einen Filter abgeben, der gezielt nur das hindurchlässt, was von den vorgefassten Konzeptionalisierungen, als den vorangehenden Abstraktionen auch ‘verdaut’ werden kann.“ (Oevermann 1991, 270)

Mitunter kann ein Wissen über die empirische Auftretenshäufigkeit eines fallrekonstruktiv und auf dem Wege der Strukturgeneralisierung gebildeten Typus von praktischem Interesse sein. Das Wissen darüber, wieviele Bauern in der Schweiz den Typus des modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmers repräsentieren und in welcher zeitlichen Erstreckung sich Prozesse der Diffusion eines „marktlogischen Denkens“ vollziehen, kann sich insbesondere bei der Vermittlung politischer Handlungsimperative als äusserst relevant erweisen. Freilich können frequenzanalytische Fragestellungen dieser Art nicht formuliert werden, wenn der Strukturtypus *des offensiv-modernen, bäuerlichen Unternehmers* nicht bereits auf dem Wege der Fallrekonstruktion und der Strukturgeneralisierung gebildet wurde.

Indessen müsste ein sich rein am Kriterium der Auftretenshäufigkeit orientierender Begriff empirischer Tatsachen - im Sinne von: Wahr ist, was mit einer bestimmten Regelmässigkeit beobachtet werden kann - den Typus des modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmers tendenziell marginalisieren, da er auf Schweizer Bauernhöfen vermutlich noch selten anzutreffen ist. Stillschweigend geriete so derjenige Typus eines Hoferben aus dem Blickfeld soziologischer Betrachtung, der strukturell auf *Innovation* verweist. Von besonderer soziologischer (und gesellschaftlicher) Relevanz sind selten nicht diejenigen Ereignisse, an denen sich stringent ein Mechanismus der Reproduktion des Immergleichen nachweisen lässt, sondern jene, in denen in strukturierter Weise *Neues* zum Ausdruck kommt.

Operationen einer auf Theoriebildung ausgerichteten Strukturgeneralisierung besitzen nicht bloss in verfahrensllogischer Hinsicht einen eigenständigen und primären Status gegenüber den Standardverfahren der empirischen Generalisierung. Es handelt sich bei ihnen nicht um subsidiäre Operationen der Theorie- und Hypothesenbildung, zumal in ihnen selbst der sanktionierende Mechanismus der Falsifikation durchgängig zur Anwendung kommt. Strukturanalytische Aussagen über die Beschaffenheit sozialer Felder geniessen also - sofern sie rekonstruktiv und unter Einhaltung spezifizierbarer

Verfahrensregeln erzeugt wurden - uneingeschränkt den Status der Allgemeinheit. Die Hauptergebnisse der vorliegenden Untersuchung sind die folgenden:

(1) Bäuerliches Denken und Handeln wird dominant durch ein in sich kohärentes Muster der Wirklichkeitsauslegung strukturiert, aus dem sich erstens eine spezifische Einstellung zum Markt, zweitens eine spezifische Einstellung zur 'Natur' und drittens eine spezifische Einstellung zur Institution der Bauernfamilie ergibt. Die Resistenz dieses Deutungsmusters - es wird hier 'Deutungsmuster Subsistenz' genannt - behindert *tendenziell* den Vollzug von Anpassungsleistungen an sich neu formierende Handlungsbedingungen, bzw. den Vollzug erfolgs- und zukunftssträchtiger Positionierungsleistungen innerhalb der drei zentralen Relevanzsphären bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens.

(2) In der Schweiz gibt es mindestens fünf *Typen* junger Hoferben, von denen obige Positionierungsleistungen in je besonderer Weise erbracht werden: den (verhinderten) Autonomen; den traditional-offensiven, bäuerlichen Unternehmer; den *modernen* Nachfolger, den naturräumlich und kulturell Verwurzelten und den offensiv-modernen, *bäuerlichen* Unternehmer. Letzterer stellt insofern einen *innovativen* Typus dar, als bei ihm die Resistenz des Deutungsmusters Subsistenz aufgebrochen wird.

## 2. Kriterien bei der Auswahl von Einzelfällen

Wie gelangt man von der Strukturierungsgesetzlichkeit eines einzelnen Falles zu generalisierten Aussagen über das interessierende Untersuchungsfeld? Obwohl ein einzelner Fall immer schon auf den Kontext verweist, in dem er sich gebildet hat und somit die Strukturierungsgesetzlichkeit eines einzelnen Falles immer schon die Sphäre des Besonderen - im Sinne eines 'bloss Individuellen' - transzendiert, obwohl es sich also bei der präzisen Rekonstruktion einer Fallstruktur immer schon um eine genuin soziologische Operation handelt, kann es theoretisch von darüber hinausreichendem Interesse sein, Aussagen über *typische* Realisationsformen von Lebenspraxis zu generieren. Obwohl es sich zum Beispiel bei Georg - bezogen auf die Frage, in welcher Weise sich junge Bauern mit den neuen Handlungsbedingungen in der Landwirtschaft zu arrangieren versuchen - um einen äusserst aufschlussreichen Einzelfall handelt, erscheint soziologisch die Bildung einer Kategorie als sinnvoll, die die *Besonderheit* von Georgs Lebenspraxis *in allgemeiner Form* festhält. Diese Kategorie liefert der *Typus* des modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmers. Wenn in den obigen Ausführungen davon die Rede war, dass ein einzelner Fall einen Typus *repräsentiert*, sollte damit zum Ausdruck gebracht werden, dass es sich bei einem Typus immer um eine theoretisch-begriffliche Konstruktion und nicht um ein abstrahierendes Abbild von Wirklichkeit handelt. Im Typus sind die wesentlichen Züge skizziert, die eine - bezogen auf ein spezifisches Handlungsfeld und seine Problemstellungen - *besondere* Lebens- und Entscheidungspraxis *allgemein* auszeichnen. Der Typus des modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmers bezeichnet ein in sich kohärentes Muster der lebenspraktischen Bewältigung der Handlungsprobleme, die sich gegenwärtig auf dem Feld der Landwirtschaft stellen.



Als sinnvoll erscheint darüber hinaus die Frage, welche typischen solchen Praxismuster sich für das untersuchte Handlungsfeld *insgesamt* angeben lassen und wodurch sich ein einzelnes solches Muster von den jeweils anderen unterscheidet. Die Theorie über ein soziales Handlungsfeld kann erst dann als gesättigt gelten, wenn trennscharf die in ihm denkbaren Praxismuster typisiert und ihre Auflistung möglichst vollständig ist. Die Auswahl der zu untersuchenden Einzelfälle entscheidet wesentlich mit, ob im Verlaufe des Forschungsprozesses eine kontinuierliche Schärfung der Typen bzw. eine kontinuierliche Sättigung der Theorie erreicht wird oder ob einige Aspekte des Feldes systematisch unterbelichtet bleiben.

Um zweiteres zu vermeiden, hat die Auswahl der Fälle regelgeleitet zu erfolgen. Einige methodische Verfahrensregeln, die bei der Fallauswahl zur Anwendung kommen, werden im folgenden - vorerst abstrakt - ausformuliert. Im Anschluss daran wird exemplarisch dargelegt, wie das Sample der in der vorliegenden Arbeit untersuchten Einzelfälle zustandekam.

### **2.1. Die schrittweise Vorgehensweise bei der Fallauswahl**

Bei der Auswahl der Fälle kann nicht nach im voraus und abstrakt festgelegten Auswahlkriterien vorgegangen werden. Eine Vorab-Festlegung der Samplestruktur - etwa gemäss der Regel, dass alle für das Untersuchungsfeld *als typisch unterstellten* Variationsformen „objektiver“ Strukturdaten im Sample vertreten sein müssen, ist zu vermeiden. Freilich spielen Strukturdaten - die in der Regel *vor* der Durchführung eines Forschungsinterviews bekannt und deshalb weitgehend kontrollierbar sind, bei der Auswahl von Einzelfällen eine entscheidende Rolle. Aus ihnen, bzw. ihrem objektiven Bedeutungsgehalt leiten sich erste Erwartungen und Hypothesen über die Strukturierungsgesetzlichkeit eines Falles ab. Ihre Vorab-Interpretation ermöglicht die gezielte (wenn auch nicht zielsichere) Bestimmung eines geeigneten Folgefalles. Dieser wird erst dann ausgewählt, wenn ein oder mehrere Fälle bereits analysiert und am Material die Dimensionen der vorzunehmenden Kontrastierung bereits bestimmt sind.

Eine Vorab-Festlegung der Samplestruktur mindert nicht nur die Chance einer zunehmenden Schärfung der Theorie. Sie birgt darüber hinaus die Gefahr, dass die für qualitative Sozialforschung charakteristische Offenheit für Nicht-Erwartetes und Neues bei der Theoriebildung ungenutzt bleibt. Welche jeweiligen Folgefälle zur Schärfung und Spezifizierung theoretischer Aussagen beitragen, ist nur bestimmbar, wenn vor der Durchführung neuer Interviews das bereits vorliegende Interviewmaterial ausgewertet ist und - basierend auf den Analyseergebnissen - schon erste Theoretisierungen vorgenommen wurden.

Folglich sind im Prozess qualitativer Sozialforschung die Phasen der Datenerhebung, der Datenauswertung und der Theoriebildung zeitlich nicht segmentierbar. Das jeweils nächste Forschungsinterview wird erst dann durchgeführt, wenn aufgrund der Ergebnisse der bis dahin untersuchten Fälle präzise bestimmt ist, welcher mögliche Folgefall zur Schärfung der im Entstehen begriffenen Theorie einen Beitrag leisten könnte.

## 2.2 Theoretisches Sampling und das Kriterium des maximalen Kontrasts

Erst wenn sich bei der Analyse eines ersten Falls ein besonderes Strukturmuster als deutungs- und handlungsleitend herauskristallisiert hat, wird ein Raum realisierbarer, vom bereits untersuchten Fall freilich noch nicht realisierter Handlungsoptionen sichtbar, die der Möglichkeit nach von einem Folgefall wahrgenommen sein könnten. Mit der Rekonstruktion einer Fallstruktur als der Gesetzlichkeit, nach der sich der Fall innerhalb eines Raums von Handlungsoptionen bewegt, geht zwangsläufig die Thematisierung der vom jeweiligen Fall *nicht* realisierten Handlungsmuster einher. Bei der Auswahl des jeweils nächsten Falles kommt das *Kriterium des maximalen Kontrasts* zur Anwendung. 'Theoretisch gesampelt' (Strauss/Corbin 1996) wird ein Fall, dessen Lebenspraxis *erwartbarerweise* durch eine Gesetzlichkeit strukturiert wird, die sich von der Strukturierungsgesetzlichkeit, die in den bereits analysierten Fällen zum Ausdruck kommt, fundamental unterscheidet. Stützt sich die Auswahl der Fälle auf Kriterien ab, die am Material selbst entwickelt wurden, lassen sich bei der Interpretation von Folgefällen zunehmend deutlich diejenigen Individuationsmuster von Lebenspraxis umreißen, die für das untersuchte Handlungsfeld *insgesamt* typisch sind.

Stellt sich bei der Interpretation von Falldatenmaterial heraus, dass die eingetragene Kontrastierung nicht mit der erwarteten übereinstimmt, kann schrittweise weiter geprüft werden, ob bis dahin aufrechterhaltende Hypothesen falsch waren, oder ob im analysierten Fall eine Struktur vorliegt, die eine Überarbeitung und Präzisierung der bis dahin entworfenen theoretischen Konstruktionen erforderlich macht. Idealerweise ist die 'Sättigung' strukturanalytischer Aussagen über ein soziales Handlungsfeld dann erreicht, wenn die Analyse zusätzlichen Fallmaterials keine Ergebnisse mehr hervorbringt, die zu ihrer weiteren Schärfung beitragen würden.

## 2.3 Der Einbezug bekannter und kontrollierbarer Strukturdaten

Bei der praktischen Suche nach geeigneten Kontrastfällen spielen kontrollierbare Strukturdaten - im Fall der Landwirtschaft etwa Daten zur Grössen- Bewirtschaftungs- und Organisationsstruktur des Betriebs - eine entscheidende Rolle. Auf dem Wege der Rekonstruktion ihres objektiven Bedeutungsgehalts lassen sich Hypothesen über die Strukturierungsgesetzlichkeit eines Falles formulieren noch bevor ein umfangreiches Falldatenmaterial - in der Regel ein verschriftetes Interview - vorliegt.

Wenn in einer qualitativen Untersuchung die Einzelfälle durchschaubar nach bestimmten, objektiven Strukturdaten ausgewählt wurden, kann nicht darauf geschlossen werden, dass in ihr die Kriterien der Kontrastierung nicht schrittweise und unter Bezugnahme auf ein bereits analysiertes Interviewmaterial gebildet wurden. Im Rückgriff auf objektive Strukturdaten einen Mangel zu erblicken, käme zum einen einer naiven Unterschätzung des Bedeutungsgehalts dieser Daten gleich. Zum anderen handelt es sich bei ihnen um die einzigen, die vor der Erhebung eines ausführlichen Datenmaterials bereits bekannt sein können. Die allfälligen Differenzen zwischen der erwarteten und

der eingetroffenen Kontrastierung können sich im Theoriebildungsprozess als äusserst instruktiv und fruchtbar erweisen.

Das Beispiel der Landwirtschaft zeigt, dass sich schon bei der Interpretation objektiver Strukturdaten pointierte Fallstrukturhypothesen formulieren lassen. So erscheint es zum Beispiel als sinnvoll, eine besondere Zuspitzung der Nachfolgeproblematik in einer Familie zu erwarten, wo der männliche Erbe erst als Viertgeborener zur Welt kam, oder davon auszugehen, dass man auf eine bäuerliche Unternehmerfigur eher auf einem modernisierten und grösseren Mischbetrieb im Mittelland als auf einem kleinen und sanierungsbedürftigen Milchwirtschaftsbetrieb im Berggebiet stossen wird.

## 2.4 Die Entwicklung der Dimensionen der Typenbildung am Material

Die Schärfung theoretischer Kategorien im Prozess qualitativer Forschung meint mitunter auch, das bei einer zunehmenden Zahl von Fällen die Dimensionen und Fragestellungen, hinsichtlich derer *Typen* skizziert, miteinander verglichen und voneinander abgegrenzt werden, zunehmend klarere Konturen erhalten.

Erst im Verlaufe der Forschung stellte sich bei der vorliegenden Untersuchung heraus, dass als die zentrale Dimension der Typenbildung die Gestalt der Positionierungsleistungen zu wählen war, die die einzelnen Typen gegenüber dem Markt, gegenüber der Natur und innerhalb der Institution der Bauernfamilie vollbringen. Schon die Erueirung dieser drei wesentlichen Relevanzsphären bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens bildete ein Ergebnis der Analysearbeit selbst. Es zeigte sich ausserdem, dass bei jedem untersuchten Fall eine besondere Gewichtung verschiedener Motive der Hofbindung vorlag, und dass die jeweilige Dominanz eines solchen Motivs mit der besonderen Relevanz eines der drei Positionierungsprobleme zusammenfiel. Es lag also nahe, die *Typen-Bezeichnung* dergestalt zu wählen, dass sie auf die Domianz des jeweiligen Motivs bzw. auf die besondere Relevanz des jeweiligen Positionierungsproblems verweist. Es ergaben sich somit *drei Gruppen möglicher Typen*:

Bei der ersten Gruppe tritt die Frage der 'ökologischen Positionierung' in den Vordergrund. Zu ihr gehören der Typus des 'räumlich und kulturell Verwurzelten', oder Typen, die durch ihre bäuerliche Existenz danach trachten, sekundär eine 'traditionale' Lebensform wiederherzustellen. Der Fall eines 'dominant gesinnungsethisch' motivierten Biobauern, der einen privilegierten Zugang zur Skizzierung eines solchen Typus geboten hätte, wurde in der vorliegenden Arbeit jedoch nicht untersucht.<sup>3</sup>

Zentral für die zweite Gruppe von Typen ist ihre 'ökonomische Positionierung'. In der vorliegenden Arbeit wurden kontrastierend zwei Typen bäuerlicher Unternehmerfiguren skizziert. Beim 'offensiv-moderen' und beim 'traditional-offensiven' bäuerlichen Unternehmer liegt jedoch nicht vor, was Hildenbrand et al. (1992) den „agrarindustriellen Weg der Modernisierung“ nennen. Gleich wie auf die Bildung eines Grenztypus 'sekundärer Traditionalität' wurde auf die Bildung des Grenztypus eines 'Agrarindus-

<sup>3</sup> Zu verweisen ist hierzu auf die Referenzstudie von Hildenbrand et al. (1992) und den dort untersuchten Fall einer „biologisch-dynamisch wirtschaftenden Familie mit rationaler Betriebsführung und romantizierter Lebenswelt“.

triellen' verzichtet. Hildenbrand et al. (1992) haben fallrekonstruktiv nachgewiesen, das auch beim 'Agrarindustriellen' von einer 'rein' ökonomischen Handlungsorientierung nicht ausgegangen werden kann: „In der sachlichen Festlegung der Berufsausübung, die nicht dem Modell der rationalen Wahl entspricht, kommen Tradition und Familie bei der Frage der Motivgenese wieder zum Tragen.“ (Hildenbrand et al. 1992, 91)

Unter die dritte Gruppe fallen Typen, bei denen die Problematik von Nachfolge und Autonomie eine besondere Relevanz besitzt. Der Typus des 'modernen Nachfolgers' löst den Konflikt zwischen Familien- und Individualorientierung auf eine zukunftssträchtige Weise auf, während beim 'Autonomen' dieser Konflikt - verinnerlicht und transformiert in einen Konflikt um die persönliche Eignung - auf Dauer gestellt bleibt.

Des weiteren stellte sich während der Arbeit am Material heraus, dass bäuerliche Positionierungsleistungen unterschiedlich intensiv durch das 'Deutungsmuster Subsistenz' strukturiert sein können. Als eine zusätzliche Dimension der Typenbildung ergab sich somit die Frage, in welchem Verhältnis der Nähe oder Distanz der jeweilige Typus zum Kraftfeld des Subsistenzdeutungsmusters steht. Im gleichen Zuge liessen sich typenspezifische Mischungsverhältnisse 'moderner' und 'traditionaler' Handlungsorientierungen bestimmen.

Zum Schluss waren die Dimensionen *besondere Ordnung und Verschränkung bestimmter Motivlagen und Positionierungsleistungen, besondere Nähe oder Distanz zum 'Deutungsmuster Subsistenz'* und *besondere Verbindung von 'Traditionalität' und 'Modernität'* durch eine vierte Dimension der Typenbildung zu ergänzen. Die Eruierung des „besonderen familiären und regionalen Herkunftsmilieus“ und der „Erfolgswahrscheinlichkeit der vom Typus eingefangenen Lebenspraxis“ zielte auf die Bestimmung der '*objektiven' Vergangenheit* bzw. der '*objektiven' Zukunft* des jeweiligen Typus ab.

Die scharfe Konturierung eines Typus setzt zum einen voraus, dass für jeden einzelnen Typus ein geeigneter 'Referenzfall' vorliegt. Zum anderen trägt die Methodik der Kontrastbildung dazu bei, dass bereits bei der Fallauswahl der Raum des auf einem Untersuchungsfeld Möglichen umfassend ausgemessen wird. Im folgenden ist kurz zu umreißen, nach welchen pragmatischen Entscheidungskriterien in der vorliegenden Untersuchung der jeweils nächste Fall schrittweise ausgewählt wurde. Eine Retrospektive auf *alle* während des Forschungsprozesses gefällten Entscheidungen kann hier freilich nicht geboten werden.

### **3. Konkretisierung: Die Auswahl der Fälle in der vorliegenden Untersuchung**

Wie stellt sich gegenwärtig einem jungen Bauern die Frage der Hofübernahme und nach welcher Logik wird über sie entschieden? Die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung basierte auf zwei zu Beginn noch vagen Ausgangsüberlegungen: Mit dem kontinuierlichen Verfall traditionaler Normalitätserwartungen geht zwangsläufig eine 'Individualisierung' von Lebensentwürfen einher. Das Antreten eines Familienerbes wird

mehr oder weniger zwingend zum Gegenstand einer reflexiven Auseinandersetzung und einer individuell zu treffenden Entscheidung. Hierbei steht nicht nur das individuelle Erbe zur Disposition. Die lebensweltlichen Hintergründe, vor denen sich bäuerliches Leben und Wirtschaften über Generationen hinweg abgespielt hat, werden in summa einem Prozess der diskursiven Rationalisierung unterworfen. Ihre Thematisierung durch die involvierten Akteure selbst konnte somit zum Ausgangspunkt einer Rekonstruktion der wesentlichen Konturen bauernweltlicher Normalität gemacht werden, die bis dahin eine weitgehend unhinterfragte Geltung besessen hatte.

Freilich konnte nicht davon ausgegangen werden, dass die zu untersuchenden Fälle ihr traditional-bäuerliches Gepräge schon vollständig abgelegt hätten. Durch Einzelfallanalysen waren mitunter die typischen Elemente einer bäuerlichen Habitusformation - typisch bäuerliche Formen des sich Bewegens und sich Zurechtfindens in der Welt - zu erfassen und explorativ darzulegen. Von Beginn weg schien klar, dass die Entscheidung über die Weiterführung eines Hofes sich nicht - es sei denn um den Preis eines immensen Verlusts an Sachhaltigkeit - in den Kategorien eines 'rationalen' Entscheidungskalküls würde ausdrücken lassen. In expliziter Abgrenzung zu den 'Rationalisierungen' der Rational-Choice-Theorie war auf dem Wege der Arbeit am Material präzise zu erforschen, in welcher Gestalt und Verschränkung habitualisierte Handlungsmotive die Entscheidung zur Hofübernahme begründen und strukturieren.

Vor der ersten Einzelfallanalyse wurde projiziert, die Fälle nach dem Kriterium der *objektiven Distanz vom elterlichen Hof* auszuwählen. In retrospektiver Sicht lag diesem Entscheid die Unterstellung zugrunde, dass ein 'selbstbestimmtes Leben' sich tendenziell nur ausserhalb des Hofes verwirklichen lässt. An diese noch ziemlich naive Anfangshypothese schloss sich die Überlegung an, dass ein bäuerlicher Habitus - mit dem ein Abgänger vom Hof zwangsläufig ausgestattet sein würde - den Zugang zu ausserlandwirtschaftlichen Betätigungsfeldern in je verschiedener Weise behindert oder begünstigt. Die Problematik von 'Hofnachfolge und Autonomie' stellte sich der intuitiven Vorreflexion wesentlich als eine - in den Kategorien von Bourdieus Habituskonzept formulierte - Frage nach sozialen Mobilitätschancen. Erst im Verlaufe der Untersuchung wurde klar, dass das Reflexivwerden einer schwierigen Erbschaft nicht zwangsläufig mit ihrer Zurückweisung einhergehen muss. Es zeigte sich nämlich, dass der Entwurf eines glücklichen Lebens gerade an die Übernahme eines Hofes gekoppelt sein kann. Die *Mobilitätsfragestellung* transformierte sich folglich in eine Frage nach den individuellen *Positionierungsleistungen*, die junge Bauern im Feld der Landwirtschaft erbringen. Nicht die Krise des Weggangs vom Hof sondern die Krise des Generationenwechsels - bzw. des Verbleibens auf dem Hof - hatte nunmehr den Hintergrund abzugeben, auf dem sich bauernweltliche Normalität - implizierend eingeschliffene Deutungsmuster und inkorporierte Habitusformationen - rekonstruktionslogisch würde erfassen lassen.

Das erste Forschungsinterview wurde mit Simon durchgeführt. Von ihm war unter anderem bekannt, dass die Sanierungsfrage auf seinem Hof ihn zu einer expliziten Infragestellung der späteren Hofübernahme veranlasst hatte. Ausgehend vom Fall Simon war

der Generationenwechsel in der Landwirtschaft - insbesondere der Bedeutungsgehalt familiärer Konstellationen bei der Übermittlung bauernweltlicher Normalität - einer möglichst sachhaltigen, strukturphänomenologischen Betrachtung zu unterziehen. Die Frage der Hofübernahme bildete folglich den Hauptgegenstand des nicht-standardisierten Interviews. Des weiteren wurden mehr oder weniger ausführlich die folgenden Themenkomplexe diskutiert: die Frage der Neuorientierung der Agrarpolitik in Richtung 'mehr Markt' und 'mehr Ökologie', die Funktion und Stellung der Bauern in der Gesellschaft der Schweiz sowie die Biographie von Simons Hof und Familie. Nach einer ersten Grobauswertung des Interviews ergab sich das folgende Bild:

1. Konsequenz zog sich durch Simons Ausführungen ein Argumentationsmuster hindurch, das den Hof und die Schweiz als einen relativ geschlossenen und autarken Reproduktionszusammenhang erscheinen liess. Bereits nach der Auswertung des ersten Forschungsinterviews liess sich somit die Hypothese formulieren, dass im bäuerlichen Denken und Handeln die Vorstellung 'höfischer Subsistenz' eine strukturierende Rolle spielt. Aus ihr erschlossen sich bei Simon Deutungen ökonomischer Zusammenhänge, die in einem eigensinnigen Nichtpassungsverhältnis zu den Handlungsimperativen einer modernen Marktökonomie stehen. Es lag folglich nahe, nach den historischen Wurzeln solcher Deutungen zu suchen und bei der Durchführung und Analyse der Folgeinterviews 'spontanen Politische Ökonomien' eine erhöhte Aufmerksamkeit zukommen zu lassen.

2. Simon überwand den auf seinem Hof latent schwelenden Generationenkonflikt durch die Formulierung eines - mitunter religiös motivierten - gleichsam 'totalen' Autonomieanspruchs. Dieser musste bei ihm - als ein primär nach innen gerichteter - gegen aussen wirkungslos bleiben.

3. Nebst den hypostasierten Autonomieansprüchen lagen Simons Bindung an den Hof auch 'ökologische' Motive zugrunde. Diese schienen sich jedoch von Gesinnungsmotiven, aus denen sich etwa der biologische Landbau begründet, fundamental zu unterscheiden. Aus der Rekonstruktion von Simons Hofbindungsmotiven erschloss sich die hypothetische Unterscheidung zwischen einem 'primär'- und einem 'sekundär'-ökologischen Bewusstsein.

Bereits der Fall Simon verwies auf drei wesentliche Positionierungsprobleme, mit denen sich junge Bauern konfrontiert sehen. Sein Fall liess sich als ein relativ konsistenter Versuch ihrer Bewältigung lesen.

Als ein geeigneter Kontrastfall zu Simon bot sich der Fall Karl an. Karl hatte ein wirtschaftswissenschaftliches Studium absolviert, war nach seinem Studienabschluss auf den elterlichen Hof zurückgekehrt und leitete diesen gemeinsam mit seinem Vater und seinem Bruder nach den Auflagen des biologisch-organischen Landbaus im Nebenwerb. Es konnte somit *erstens* erwartet werden, dass Karls spontane Politische Ökonomie - wegen seines Ökonomiestudiums - frei von Simons subsistenzlogischen Deutungen ökonomischer Zusammenhänge sein würde, dass sich bei ihm *zweitens* - aufgrund seiner freiwilligen Rückkehr auf den elterlichen Hof - die Generationenfrage mehr oder weniger unproblematisch darstellen würde und dass *drittens* die Übernahme des Hofes

dominant durch sekundär-ökologische Motive begründet sein würde. Die Auswertung des Interviews mit Karl bestätigte diese Erwartungen nur bedingt.

(1) Obwohl Karl wesentlich ‘marktlogisch’ argumentiert, stellt er fest, dass die durch die neue Politik drohende Entkoppelung von Produktion und Preis ihm Sorge bereite.

K: (...) Aber eh, also was mir, mich echli skeptisch stimmt, ist einfach, eben da- diese Tatsache, dass die Produktion völlig preisunabhängig werden wird. Oder besser gesagt, dass das Produkt nachher überhaupt keinen Zusammenhang mehr wird haben mit dem Preis, oder //I: Mhm// Das ist - das ist ja wahrscheinlich eine sehr altmodische Ansicht, ...

Im direkten Anschluss an diese Passage transformiert Karl die von selbst als altmodisch deklarierte Ansicht in ein stringent betriebswirtschaftliches Argument:

K: ... oder, aber, eh ... also ich habe das Gefühl, dass es nachher darauf herauslaufen wird, dass es in der Schweiz sehr stark extensiviert wird //I: Ja, ja// Oder wenn es in Richtung, sagen wird der VKMB-Initiative geht, die ja einfach pro Hektare einen bestimmten Betrag auszahlen will, eh, dann hat es ganz sicher keinen Sinn mehr, betriebswirtschaftlich, zum Beispiel Gemüse zu machen oder so //I: Mh// also da bist du, .. das kann nicht aufgehen, oder.

Durch das Verschwinden der inländischen Produktion sieht Karl seine ökologische Vision massiv bedroht. In der Folge entwirft auch er, freilich im Stile eines (verzweifelten) Gedankenexperiments, eine Schweiz mit geschlossenen Grenzen. Erst in seiner Ratlosigkeit und nachdem er sich von einer altmodischen Ansicht, sprich: einer objektiven Arbeitswertlehre gleichsam befreit hat, entpuppt sich Karl als ein konsequent marktökonomisch denkender Mensch.

K: Also ich stelle mir vor, eine intensive aber biologische inländische Produktion, das wär so quasi das, eh, das .. ja ein Ziel, von mir aus gesehen. Aber ich sehe auch nicht, wie man das könnte irgendwie verwirklichen, oder. Weil, das läuft natürlich, da müsstest du wirklich, was weiss ich, da müsstest du Grenzschutz haben, und jeeni Sachen, oder?

(2) Obwohl Karl den Hof seiner Eltern vorübergehend verlassen und ‘freiwillig’ auf ihn zurückgekehrt ist, bleiben für ihn die autonomiebedrohenden Implikationen familienwirtschaftlicher Produktion eine erfahrbare Realität. Dies wird in einer Interviewpassage sichtbar, wo Karl die von ihm beklagten Schwierigkeiten mit dem Vater (theoretisch) zu erklären versucht.

K: (...) Ich glaube, ein Punkt, den man vielleicht sagen kann, ist der, dass .. Oder, ich habe das Bauern nicht gelernt, richtig, //I: Äha// also ich bin einfach Praktiker, sozusagen, und er er ist, und er hat natürlich Erfahrung, und er hat’s richtig gelernt, und ich merke nachher gäng, wie, wenn ich mit ihm zusammenarbeite, wie mir das Mühe macht, oder, das, quasi dieser Kompetenzunterschied .. //I: Ähä// Oder? Ich, wenn ich nachher das Gefühl habe, jetzt könnte man es so machen, oder dann habe ich vielleicht meine Gründe, aber nachher .. merke ich, wie ich quasi fast schon zum Voraus denke, ja er, er eh, er weiss es dann besser, oder, //I: Mhm// er hat er hat auch jeeni Gründe, wieso man es jetzt nicht so machen könnte //I: Ja// Ab er, ich glaub eh, das kommt wirklich zum Teil auch von mir aus, also, es ist nicht so, dass er dann das auch dauernd macht, oder //I: Ja, ja// aber ich tue da quasi so ‘vorausseilender Rückzug’ (hochdeutsch) oder so, oder ich weiss nicht, wie man dem sagen soll. //I: Ja// Das ist, das ist wahrscheinlich noch so etwas ... Einfach dieser dieser Unterschied, oder dass ich quasi gäng noch der Lehrbub bin, oder //I: Ja, ja// und so. Das, das denk ich, ist schon noch ein wichtiger Punkt.

Am Schluss von Karls Ausführungen wird deutlich, dass die Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit dem Vater, nicht von einem formalen Kompetenzunterschied herühren. Karl macht sich gegenüber dem Vater nicht etwa klein, weil ihm die Ausbildung zum Bauer fehlt. Über seinen Bruder, der einen landwirtschaftlichen Ausbildungsgang absolviert hat, sagt Karl denn auch:

K: (...) er hat natürlich auch nicht soviel mehr Erfahrung als der Vater //I: Mhm// und kennt schon jeden Biz und jeden .. jaa .. kennt einfach schon den ganzen Betrieb in- und auswendig (...)

Karls Schwierigkeiten mit dem Vater rühren von einer in der bäuerlichen Familienwirtschaft strukturell auf Dauer gestellten 'Lehrmeisterschaft des Vaters' her. Sie liegt unter anderem darin begründet, dass der Vater gegenüber dem Sohn einen nie aufholbaren Vorsprung an praktischem Erfahrungswissen besitzt. Auch wenn dieses Wissens seine wirtschaftliche Bedeutung verliert, strukturiert es weiterhin als ein symbolisches Kapital wirkungsvoll das Verhältnis der Generationen auf dem Hof. Die Gegenwart des Vaters macht den Sohn chronisch zum Kind, was von diesem, der nunmehr - d.h. unter den Bedingungen der Moderne - auch (s)eine Gründe hat, als eine fortgesetzte Deprivation oder (Selbst-) Entmündigung erfahren wird. Der Fall Karl dokumentiert, dass auch die Modernisierung familiärer Verhältnisse die Strukturproblematik von Hofbindung und Autonomie nie vollständig ausser Kraft setzt.

(3) Die Erwartung, dass Karls Rückkehr auf den Hof sekundär-ökologisch oder fundamental-gesinnungsethisch motiviert ist, bestätigt die Interviewanalyse nur zum Teil. Obwohl Karl sich bemüht, sich als den gewissenhaften Menschen darzustellen, der er zweifellos ist, sind ihm romantisierende oder intellektualistische Mystifikationen eines richtigen Lebens und Wirtschaftens auf dem Hof weitgehend fremd. Karl repräsentiert den Typus des modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmers, der - ganz auf der Höhe der Zeit - seinen Betrieb gemäss der Maxime: 'Intensiv aber biologisch' effizient bewirtschaften will.

Nach der Analyse des Interviews mit Karl standen mehrere Kontrastierungsoptionen offen. Unter anderem hätte es nahegelegen, im Anschluss an den Rückkehrer den Fall eines Einsteigers in die Landwirtschaft zu untersuchen. Ein solcher Fall, so konnte vermutet werden, hätte, da Karl diesbezüglich wenig bot, zur Schärfung der Konzepte 'sekundäre Traditionalität' und 'sekundär-ökologisches Bewusstsein' beigetragen. Da jedoch die Mobilitätsfragestellung bis dahin ihren Reiz schon weitgehend verloren hatte, wurde auf die Untersuchung eines solchen Falles verzichtet. Stattdessen drängte das Projekt zum 'Normal-' oder 'Durchschnittsfall' hin. Es sollte das 'Unproblematische' eingefangen werden - am Fall eines jungen Bauern, der mit Freude den elterlichen Hof übernimmt, diesen rationell zu bewirtschaften trachtet und gegenüber den Ökologisierungsimperativen der Politik eher skeptisch eingestellt ist. Gesucht wurde ein engagierter junger Bauer mit einer starken Verwurzelung im bäuerlichen Milieu, der sich stolz in



eine Familientradition einreicht und dessen mittelgrosser Mischbetrieb nach und nach modernisiert worden war.

Anhand des Materials zu Peter, dem in der Folge ausgewählten Fall, konnte insbesondere eine Präzisierung der schon bei der Kontrastierung von Simon und Karl versuchten, tyologischen Unterscheidung ‘modern-offensiven’ und ‘offensiv-traditionalen’, bäuerlichen Unternehmertums vorgenommen werden. In einer nicht-kontrastiven Betrachtung trug der Fall Peter jedoch wenig zur Klärung der Frage bei, in welcher Weise unter ‘Normalbedingungen’ - implizierend die Kopräsenz der Generationen auf dem Hof - der Konflikt zwischen Hofbindung und Autonomie zukunftssträftig gelöst werden kann. Es lag nahe, in Peters Abwesenheit vom Hof den Grund für den in seinem Fall unproblematischen Charakter des Generationenwechsels zu erblicken.

Auf dem Hintergrund der bis dahin entworfenen, theoretischen Konzepte ergaben sich im Anschluss an den Fall Peter drei Kontrastierungsoptionen. Mit ihnen sollten die drei Problematiken, die sich bei der Analysearbeit als zentral erwiesen hatten - die Problematik von ‘Hofbindung und Autonomie’ (1), die Problematik ‘bäuerlichen Unternehmertums’ (2) und die Problematik ‘ökologischen Bewusstseins’ (3) - weiter geschärft sowie die Typologie möglicher Lösungsansätze weiter ausgebaut werden.

(1) Kontrastierend zu Peter wurde ein Fall gesucht, bei dem die konfliktentlastende Konstellation der Abwesenheit vom Hof nicht gegeben war. Gleichzeitig sollte bei ihm eine sichtbare Dominanz familiärer Motive der Hofbindung vorliegen. Ausgehend von der Hypothese, dass zwischen der Familienzentriertheit individueller Lebensentwürfe und einer Wirklichkeitsauslegung in den Kategorien des Deutungsmusters Subsistenz eine Wahlverwandtschaft besteht, hatte der Fall sowohl zur Schärfung der Transmissions- als auch zur Überprüfung des Deutungsmusterthematik beizutragen. Bei der konkreten Suche nach ihm spielten regionalkulturelle Daten eine wesentliche Rolle. Der auszuwählende Fall musste aus einer Region stammen, in der Selbstentwürfe in besonders ausgeprägter Weise an die Verwurzelung in familiäre Traditionen und Beziehungsnetze gekoppelt sind. Aus zwei pragmatischen Gründen fiel die Entscheidung auf das Entlebuch im Kanton Luzern: Zum einen dokumentiert die ‘Volkskultur’ dieser Region, dass sich in ihr eine weitgehend authentische Form der Familienzentriertheit individueller Selbstthematisierungen erhalten hat. Zum anderen fand sich bei Moser (1994) der Hinweis, dass der Innerschweizer Bauernbund seit seiner Gründung im Jahre 1935 mit besonderer Vehemenz einen Kampf um den ‘gerechten Preis’ geführt hatte.

„Die Subventions- und Entschuldungspolitik der Bundesbehörden wurde radikal in Frage gestellt. ‘Gebt dem Bauern Produkte-Preise, welche den Gestehungskosten entsprechen, dann werden die Preisstützungssubventionen und Entschuldungspläne überflüssig’, postulierte die IBZ [Innerschweizer Bauernzeitung; P.S.] im Juni 1936. Die bundesrätliche Subventionspolitik sei ‘unnatürlich’ und mache die Bauern zu ‘Almosenempfängern einer übermächtig gewordenen Staats- und Verbandsbürokratie’. Diesem Zustand wurde das Prinzip des gerechten Preises gegenübergestellt: ‘Ein so natürlicher und vernünftiger Gedanke, der seit dem Bestehen unserer bäuerlichen Alpenrepublik bis in die jüngste Zeit hinein volle Wirklichkeit war, kann auch heute und in Zukunft bestehen. Unnatur aber führt über kurz oder lang zum Untergang’.“ (Moser 1994, 136/137)

Bei der Auswertung des Interviews mit Ernst zeigte sich, dass das Konzept des ‘gerechten Preise’ von seiner Deutungsrelevanz noch kaum etwas eingebüsst hat. Ausserdem wurde im Interviewmaterial eine erfolgreiche Aufhebung des Konflikts zwischen Hofbindung und Autonomie sichtbar, welche ihren Hintergrund in besonderen familiären Konstellationen hat. Die Rekonstruktion ihres Bedeutungsgehalts trug Wesentliches zur theoretischen Klärung der schon bei Simon und Karl thematisch gewordenen Konfliktlage bei.

(2) Zur Schärfung der Problematik bäuerlichen Unternehmertums war ein Fall zu untersuchen, der im Gegensatz zu Karl eine geradlinige Biographie hin zur Hofübernahme beschränkt hatte, der einen grösseren Mischbetrieb im Mittelland bewirtschaftete und bei dem sich ein deutliches Muster ökonomischer Expansion abzeichnete. Karls offensiv-modernes, bäuerliches Unternehmertum und seine weitreichende Durchbrechung des Deutungsmusters Subsistenz sollten gewissermassen in die hierfür als typisch zu unterstellenden, bäuerlichen Verhältnisse hineingetragen werden. Es sollte mitunter der Scheinerklärung entgegengewirkt werden, dass die Entfaltung eines modernen Unternehmertums und die Brechung des Deutungsmusters Subsistenz als unabdingbare Voraussetzung einen ausserlandwirtschaftlichen Ausbildungsgang haben. Des weiteren hatte die Bewirtschaftung des Betriebs - wenigstens punktuell - bereits agrarindustrielle Züge aufzuweisen. Es wurde angenommen, dass die Anwendung moderner Fortpflanzungstechnologien hierfür einen geeigneten Indikator abgeben würde.

Die Analyse des Falls Georg führte zu einer präzisen Formulierung des Typus modern-offensiven, bäuerlichen Unternehmertums. In Georgs Ausführungen zur Viehzucht zeigte sich jedoch auch, dass zwischen einem bäuerlichen und einem agrarindustriellen Unternehmertum einschneidendere Differenzen liegen, als bis dahin angenommen werden konnte.

Kurz nach dem Interview mit Georg wurde ein Interview mit Martin durchgeführt. Martins Betrieb lag in der gleichen Region und unterschied sich in seiner Bewirtschaftungsstruktur nur unwesentlich von demjenigen Georgs. Während der Interviews stellte sich heraus, dass Georg und Martin im gleichen Jungzüchterverband aktiv waren und sich deshalb persönlich kannten. Mit der Untersuchung zweier ähnlich gelagerter Fälle wurde experimentell eine ‘minimale Kontrastierung’ herzustellen versucht. Als freilich die Auswertung des Interviews mit Georg eine sehr klare Fallstruktur hervorbrachte, wurde auf eine eingehende Beschäftigung mit Martin verzichtet. Diese Entscheidung war zusätzlich zeitökonomisch begründet. Bereits die Grobbetrachtung des Falls hatte gezeigt, dass seine Feinanalyse sich aufgrund mannigfaltiger Überschneidungen verschiedener Motivlagen äusserst aufwendig gestalten würde. Da er nichts desto trotz auf der Linie der bis dahin vorgenommenen Konzeptionalisierungen lag, konnte der Abbruch des Experiments problemlos verantwortet werden.

(3) Eine dritte Schärfung drängte sich in Bezug auf die Kategorien primär- und sekundär-ökologischen Bewusstseins auf. Gesucht wurde ein Fall, bei dem aufgrund er-

schwerer topographischer Bedingungen sich bäuerliches Wirtschaften in besonderer Ausprägung als eine 'unmittelbare Auseinandersetzung mit der Natur' darstellen würde. Es lag nahe, diesen Fall im Berggebiet zu suchen. Von Simon hatte er sich darin zu unterscheiden, dass er in die - ihrerseits möglichst intakte - bergbäuerliche Kultur seiner Region umfassend integriert war.

Historische Untersuchungen hatten gezeigt, dass es in der Agrargeschichte der Schweiz eine lange Tradition der 'Arbeitsteilung' zwischen Berg- und Talgebieten gab, und dass die Bergtäler der Urschweiz bereits an der Wende zum 15. Jahrhundert eine rege Handelstätigkeit auf norditalienischen Märkten entwickelt hatten.<sup>4</sup> Daraus erschloss sich die kühne Vermutung, dass 'der Markt' einem jungen Bauern im Schächental eine nicht ganz fremde Institution sein konnte. Gleichzeitig mussten aber seine Chancen, sich auf liberalisierten Agrarmärkten behaupten zu können, als äusserst gering eingeschätzt werden. Es lag deshalb nahe, in den Ausführungen eines Schächentaler Bergbauern zum einen eine eigensinnige Theorie des Marktes und zum anderen detaillierte, nicht-ökonomische Formen der Legitimation bäuerlichen Wirtschaftens zu erwarten. Dass diese über weite Strecken 'ökologisch' konnotiert sein würden, konnte als sehr wahrscheinlich angenommen werden.

Die Auswertung des Interviews mit Hans bestätigte sowohl die Erwartung eines besonderen Begriffs des Marktes als auch die Erwartung einer primär-ökologischen Begründung bäuerlicher Existenz. Sein Fall trug Wesentliches zu Schärfung sowohl der Problematik bäuerlichen Unternehmertums als auch der Abgrenzung primär- und sekundär-ökologischen Bewusstseins bei.

Peter, Georg und Hans komplettierten das Sample der für die vorliegende Untersuchung *schrittweise* ausgewählten Fälle, über dessen Zusammensetzung sich bereits nach der Analyse der Fälle Simon, Karl und Georg und der hierbei entworfenen Kategorien und Typisierungen eine klare Tendenz abzuzeichnen begann. Sie wurden ausgewählt, um je eine der drei Hauptthematiken der vorliegenden Untersuchung - die Thematik von Hofnachfolge und Autonomie, die Thematik bäuerlichen Unternehmertums und die Thematik ökologischen Bewusstseins in der Landwirtschaft - präziser auszuleuchten. Gleichzeitig bildeten sie je einen Referenzfall für die Skizzierung zusätzlicher Typen der Hofübernahme und der Herstellung einer Zukunft in der bäuerlichen Landwirtschaft der Schweiz.

---

<sup>4</sup> Zur Innerschweizer Landwirtschaft im 14. Jahrhundert siehe Sablonier (1990). Hinweise auf die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Berg und Tal finden sich in Bergier (1990) und den Übersichtsartikeln zur Schweiz im *Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*.

## Danksagung

Während der Feldphase meiner Arbeit bin ich mit interessanten und spannenden Leuten in Kontakt gekommen, die mich beeindruckt haben und für die ich echte Sympathie empfinde. Dafür, dass sie bereit waren, mir ihren Hof zu zeigen und sich von mir - zu mitunter sehr persönlichen Dingen - ausführlich interviewen zu lassen, will ich mich herzlich bedanken.

Bei der Suche nach geeigneten Interviewpartnern waren mir einige Dozenten an verschiedenen Schweizer Landwirtschaftsschulen behilflich. Auch ihnen und meinen übrigen InformantInnen sei herzlich gedankt.

Die vorliegende Arbeit wurde im Januar 1996 von der rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern als Lizentiatsarbeit im Kernfach Soziologie angenommen. Für das gute Betreuungsverhältnis und die unzähligen wichtigen Hinweise - insbesondere in Fragen des historischen Deutungsmusteransatzes und der strukturellen Implikationen der Familienwirtschaft - bedanke ich mich bei Prof. Dr. Claudia Honegger.

Einen Motivationsschub besonderer Art erfuhr das Projekt durch meine Teilnahme an zwei Methodenseminaren, die im Sommer 1994 und 1995 von Prof. Dr. Ulrich Oevermann in Bern durchgeführt wurden und in denen ein Teil des hier verwendeten Interviewmaterials einer strengen Analyse nach den Verfahren der von Ulrich Oevermann begründeten 'objektiven Hermeneutik' unterzogen wurde.

Hannes Nussbaumer hat den vorliegenden Text in all seinen Teilen gelesen, redigiert und kommentiert und mir zwischendurch die Angst genommen, er könnte von einem engagierten und sprachbegabten Leser elendiglich zerpflückt und zerrissen werden. Ihm und Martin Baumgartner, der mir in der Zeit seiner Entstehung ein liebenswerter Freund und regelmässiger Tischgenosse war, gilt mein ganz besonderer Dank.

## Literaturverzeichnis

- Bergier, J.-F. (1990): *Wirtschaftsgeschichte der Schweiz. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Zürich: Benziger.
- Bourdieu, P. (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1981): „Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit“, in: Bourdieu, P. et al.: *Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht*, Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Brugger, H. (1956; 1978; 1985): *Die Schweizerische Landwirtschaft*, 3 Bände, Frauenfeld: Huber.
- Brugger, H. (1992): *Agrarpolitik des Bundes seit 1914*, Frauenfeld: Huber.
- Brunner, O. (1968): „Das ‘Ganze Haus’ und die alteuropäische ‘Ökonomik’“, in: ders.: *Neue Wege der Verfassungsgeschichte*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Bude, H. (1991): „Die Rekonstruktion kultureller Sinnsysteme“, in: Flick, U. et al. (Hg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung*, München: Psychologie Verlags Union.
- Bühler, C./Sidler, R. (1994): *Bäuerliche Identität zwischen Tradition und Modernisierung. Zwei Fallstudien im Vorfeld der EWR-Abstimmung*, Bern: Institut für Soziologie (Fachprogrammarbeit).
- Dewe, B./Ferchhoff, W. (1984): „Deutungsmuster“, in: Kerber H./Schmieder A. (Hg.): *Handbuch Soziologie. Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen*, Hamburg: Rowohlt.
- Egner, E. (1978): „Epochen im Wandel des Familienhaushalts“, in: Rosenbaum, H. (Hg.): *Seminar. Familien und Gesellschaftsstruktur*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Flick, U. (1995): *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Frey, W./Stampfli M. (1992): „Agrargesellschaften an der Schwelle zur Moderne. Die «Grosse Transformation» in Büren und Konolfingen zwischen 1760 und 1880“, in: Tanner, A./Head-König A.-L. (Hg.): *Die Bauern in der Geschichte der Schweiz*, Zürich: Chronos.
- Garz, D./Kraimer, K. (1994): „Die Welt als Text. Zum Projekt einer hermeneutisch-rekonstruktiven Sozialwissenschaft“, in: Garz, D. (Hg.): *Die Welt als Text*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Giddens, A. (1992): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*, Frankfurt/M.: Campus.
- Gygy, B. (1994): „Irrlichter im Moor. Ein Nationalökonom macht sich in den ‘Ferien auf dem Bauernhof’ Gedanken über die Situation seines Gastgebers angesichts des GATT, über gerechte Preise und dergleichen mehr“, in: *Bauern, was nun? = NZZ Folio 9*, September 1994, 47-49.
- Goffman, E. (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte* (herausgegeben von Wofram Fischer et al.), Stuttgart: Klett-Cotta.
- Heinze, R.G. (1979): „Soziale Lage und Deutungsmuster von Arbeiterbauern“, in: *Leviathan Sondernummer 2*, 194-209.

- Herrmann, H. (1990): *Bauern im Wandel. Agrarischer Strukturwandel, bäuerliches Verhalten und bewusstseinsmässige Verarbeitung am Beispiel einer Agglomerationsgemeinde (Küsnacht ZH) 1945 - 1980*, Zürich: Chronos.
- Hildenbrand, B. (1988): „Modernisierungsprozesse in der Landwirtschaft und ihre Bewältigung. Vergleich einer ‘schizophrenen’ und einer ‘normalen’ Familie“, in: Lüscher, K. et al. (Hg.): *Die «postmoderne» Familie*, Konstanz.
- Hildenbrand, B. (1991): ‘Fallrekonstruktive Sozialforschung’, in: Flick, U. et al. (Hg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung*, München: Psychologie Verlags Union.
- Hildenbrand, B./Bohler, K. F./Jahn, W./Schmitt, R. (1992): *Bauernfamilien im Modernisierungsprozess*, Frankfurt/M.: Campus.
- Hildenbrand, B. (1992): „Zur Transformation von Orientierungsmustern in einer landwirtschaftlichen Familie und deren Scheitern“, in: Meuser, M./Sackmann, R. (Hg.) (1992): *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Honegger, C. (1978): „Die Hexen der Neuzeit“, in: dies. (Hg.): *Die Hexen der Neuzeit. Studien zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Imhof, A. E. (1984): *Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren - und weshalb wir uns heute so schwer damit tun*, München: Beck.
- Ineichen, A. (1992): „Konservative Bauern im erstarrten Agrarsystem? Zum Wandel der Landwirtschaft im Kanton Luzern in der Frühen Neuzeit“, in: Tanner, A./Head-König A.-L. (Hg.): *Die Bauern in der Geschichte der Schweiz*, Zürich: Chronos.
- Körner, M. (1993): "Die Schweiz 1650-1850", in: *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Band 4*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Leber, M./Oevermann, U. (1994): „Möglichkeiten der Therapieverlaufsanalyse in der objektiven Hermeneutik. Eine exemplarische Analyse der ersten Minuten einer Fokalthherapie aus der Ulmer Textbank ("Der Student")“, in: Garz, D. (Hg.): *Die Welt als Text*, Frankfurt M.: Suhrkamp.
- Linde, H. (1979): „Persönlichkeitsbildung in der Landfamilie“, in: Rosenbaum, H. (Hg.): *Seminar. Familien und Gesellschaftsstruktur*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Loo, H. van der/Reijen, W. van (1992): *Modernisierung. Projekt und Paradox*, München: dtv.
- Lutz, B. (1986): „Die Bauern und die Industrialisierung. Ein Beitrag zur Diskontinuität der Entwicklung industriell-kapitalistischer Gesellschaften“, in: Berger, J. (Hg.): *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, (=Soziale Welt Sonderband 4) Göttingen.
- Mannheim, K. (1970a) „Das konservative Denken. Soziologische Beiträge zum Werden des politisch-historischen Denkens in Deutschland“, in: ders.: *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk* - eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, Neuwied und Berlin: Luchterhand.
- Mannheim, K. (1970b): „Das Problem einer Soziologie des Wissens“, in: ders.: *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk* - eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, Neuwied und Berlin: Luchterhand.
- Mannheim, K. (1985): *Ideologie und Utopie*, Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann.
- Marx, K./Engels F. (1969): *Die Deutsche Ideologie*, Berlin: Dietz, MEW 3.
- Marx, K. (1982): *Das Kapital*, Erster Band, Berlin: Dietz, MEW 23.
- Matthiesen, U. (1989): „Reproduktionsansatz oder Deutungsmusteranalyse. Wie lassen sich Formen des Arbeitsverständnisses angemessen rekonstruieren?“, in: Brock, D. u.a. (Hg.): *Subjektivität im Wandel. Umbrüche im beruflichen Sozialisationsprozess*, München: Deutsches Jugendinstitut.

- Matthiesen, U. (1992): „Lebensstile und Deutungsmuster. Randbemerkungen zu Problemen bei der Analyse einer zeitdiagnostischen Zentralkonstellation“, in: Meuser, M./Sackmann, R. (Hg.): *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Matthiesen, U. (1993): „Deutungsmuster und Lebensstile. Die zeitdiagnostische Rekonstruktion soziokultureller Grundkonfigurationen“, in: *Umbrüche. Studien des Instituts für Empirische Kulturosoziologie, Bd. 4*, Dortmund.
- Matthiesen, U. (1994): "Standbein-Spielbein. Deutungsmusteranalysen im Spannungsfeld von objektiver Hermeneutik und Sozialphänomenologie", in: Garz, D. (Hg.): *Die Welt als Text*, Frankfurt/M.: stw.
- Mead, G. H. (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Medick, H. (1976): „Zur strukturellen Funktion von Haushalt und Familie im Übergang von der traditionellen Agrargesellschaft zum industriellen Kapitalismus. Die protoindustrielle Familienwirtschaft“, in: Conce, W. (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart: Klett.
- Medick, H. (1982): „Familienwirtschaft als Kategorie einer historisch-politischen Ökonomie. Die hausindustrielle Familienwirtschaft in der Übergangsphase zum Kapitalismus“, in: Mitterauer, M./Sieder R. (Hg.): *Historische Familienforschung*, Frankfurt M.: Suhrkamp.
- Mesmer, B. (1991): „Familienformen und gesellschaftliche Strukturen“, in: Fleiner-Gerster, Thomas u.a. (Hg.): *Familien in der Schweiz*, Freiburg: Universitätsverlag.
- Meuser, M./Sackmann, R. (1992): "Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie", in: dies. (Hg.): *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Moser, P. (1994): *Der Stand der Bauern. Bäuerliche Politik, Wirtschaft und Kultur gestern und heute*, Frauenfeld: Huber.
- Moser, P. (1994b): „Alle Macht dem Staat? Wie sich die Politik der Landwirtschaft bemächtigte“, in: *Bauern, was nun?* = NZZ Folio 9, September 1994, 18-20.
- Oevermann, U. et al. (1979): „Die Methodologie der 'objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften“, in: Soeffner, H.G. (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart: Metzler.
- Oevermann, U. (1983): „Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse“, in: Friedeburg, L. v. / Habermas, J.(Hg.): *Adorno-Konferenz 1983*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Oevermann, U. (1988): „Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation“, in: Brose, H.G./Hildenbrand, B.(Hg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Opladen: Leske und Budrich.
- Oevermann, U. (1991): „Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen“, in: Müller-Dohm, S.(Hg.): *Jenseits der Utopie*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Oevermann, U. (1993): „Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik“, in: Jung, T./Müller-Dohm, S.(Hg.): *„Wirklichkeit“ im Deutungsprozess*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Parsons, T. (1990): *Die amerikanische Universität. Ein Beitrag zur Soziologie der Erkenntnis*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Planck, U. (1979): „Die Eigenart der Bauernfamilie und die bäuerliche Familienverfassung“, in: Rosenbaum, H. (Hg.): *Seminar. Familien und Gesellschaftsstruktur*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Pongratz, H. (1987): „Bauern – am Rande der Gesellschaft. Eine theoretische und empirische Analyse zum gesellschaftlichen Bewusstsein von Bauern“, in: *Soziale Welt* 38, 522-544.
- Popper, K. R. (1976): *Logik der Forschung*, Tübingen: Mohr.
- Rosenbaum, H. (1982): *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Sablonier, R. (1990): „Innerschweizer Gesellschaft im 14. Jahrhundert. Sozialstruktur und Wirtschaft“, in: Historischer Verein der Fünf Orte (Hg.): *Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft*, Olten: Walter.
- Schallberger, P.-J. (1993a): *‘Verleugnung des Sozialen’. Überlegungen zur Theorie des Rationalen Verhaltens*, Bern: Institut für Soziologie (Fachprogrammarbeit).
- Schallberger, P.-J. (1993b): „Nobelpreisträger Gary S. Becker. Der Ökonom erklärt die Welt“, in: *Rote Revue* 71/1, 34-38.
- Schweizerischer Bauernverband (Hg.) (1995): *Statistische Erhebungen und Schätzungen über Landwirtschaft und Ernährung 1994*, 71. Jahrbuch, Brugg.
- Schweizerischer Bundesrat (1992): *Siebenter Bericht über die Lage der schweizerischen Landwirtschaft und die Agrarpolitik des Bundes vom 27. Januar 1992* (= Siebter Landwirtschaftsbericht 1992), Bern: EDMZ.
- Schütz, A. (1972): „Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch“, in: ders.: *Gesammelte Aufsätze*, Band 2, Den Haag.
- Sieder, R. (1987): *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Siegenthaler, H. (1985): „Die Schweiz 1850-1914“, in: *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Band 5*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Siegenthaler, H. (1987): „Die Schweiz 1914-1984“, in: *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Band 6*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Weinheim: Beltz. Psychologie Verlags Union.
- Stucki, B./Weiss, J. (1995): *Landwirtschaft - für wen? Bauern und Bäuerinnen zwischen Produktion und Ökolohn. Analyse eines Konflikts*, Steg.
- Tanner, A. (1992): „Einleitung. Die Bauern in der Schweizer Geschichte“, in: Tanner, A./Head-König, A.-L. (Hg.): *Die Bauern in der Geschichte der Schweiz*, Zürich: Chronos.
- Tanner, A. (1994): *«Schweizerart ist Bauernart» – «Hie Bauernstand! Hie Vaterland!», Ms.*, Bern.
- Thompson, E.P. (1980): *Plebejische Kultur und moralische Ökonomie*, Frankfurt/M.: Ullstein.
- Walter, F. (1991): „Die Modernisierung der Landwirtschaft zwischen 1750 und 1860“, in: Schneider, Bernhard (Hg.): *Alltag in der Schweiz seit 1300*, Zürich: Chronos.
- Wahlen, H. (1966): *Baumeister unseres Bauernstandes. 14 Lebensbilder*, Bern und München: Viktoria.